Lith v Fr Jentzen

N d Nat gez v A Jobens

Druck v L Sachse & Co in Berlin

Th Behrend

Aus dem Tagebuch

meines Vaters

Theodor Behrend

in

Danzig.

Von

Raimund Behrend,
Pr. Arnau.

Königsberg.
Ostpreußische Zeitungs- und Verlags-Druckerei.
1896.

Vorwort des Herausgebers.

Der nachstehende Auszug aus den Denkwürdigkeiten meines Vaters, wie er sie während vieler Jahre für seine Kinder meist des Abends nach mühevoll vollbrachtem Tagewerk niedergeschrieben hat, soll nur dasjenige bringen, was auch für Fremdere Interesse haben dürfte.

Wiederholungen, wie sie bei der unterbrochenen Abfassung entschuldbar, sind selbstverständlich fortgeblieben. Dem Gedankengange aber in den Aufzeichnungen habe ich mich bemüht, so viel als möglich zu folgen und es zu vermeiden gesucht, Eigenes hinzuzufügen, wozu die Verführung oft nahe lag.

So will ich mich der Hoffnung hingeben, daß auch viele meiner Familie Fernstehende an den wechselvollen Erlebnissen eines Mannes Antheil nehmen werden, der, mit regem Geist und scharfer Beobachtungsgabe beanlagt, früh ins Leben trat und zwar zu einer Zeit, die ebenso reich an politischen Ereignissen, wie an Umwälzungen der Denkungsart und Anschauungsweise der Menschen war.

Im ersten Theile, den ich „Wanderjahre“ nennen will, werden nicht nur die Schilderungen der Zustände zu Anfang dieses Jahrhunderts in unserm unter dem Drucke der Fremdherrschaft darniederliegenden Vaterlande, sondern auch die abenteuerlichen Irrfahrten des Jünglings

den Leser interessiren, während er im zweiten Theil, den ich „Lehrjahre“ nenne, seine Anerkennung einem Manne nicht versagen wird, der es als Bürger seiner Vaterstadt verstanden hat, sich die auf der Wanderschaft gemachten Erfahrungen nutzbar zu machen, so daß er sich nicht nur zu einem der tüchtigsten Kaufleute seiner Zeit heraufarbeitete, sondern auch — er, der ehemalige Halbfranzose — ein für Freiheit und Einheit des deutschen Vaterlandes begeisterter Staatsbürger wurde.

Erſter Theil.

Wanderjahre.

Ich erblickte das Licht der Welt entweder am 21. oder 22. Februar 1789. Ich bin nämlich gerade in der Mitternachtsstunde, die diese Tage scheidet, geboren, und obgleich ich immer den 21. Februar als meinen Geburtstag gefeiert habe, war meine Mutter doch der Ansicht, daß die Mitternachtsstunde schon vorüber war, als ich mit großem Geschrei meine Ankunft auf dieser Erde verkündigte. Dürfte man dieses als begründet annehmen, so wäre ich ein sogenanntes Sonntagskind, was mir aber zu nichts weiter genützt hat, als daß ich eine meinen Kräften angemessene Bürde von Glück und Unglück durchs Leben zu tragen hatte, wie jeder andere Sterbliche auch.

Die Frage, ob ich am 21. oder 22. Februar geboren bin, wird indessen wohl unentschieden bleiben müssen, da auf das Richtiggehen der Uhr in einem Bauernhause nicht gerechnet werden darf. Es ist mir so, als sähe ich diese Uhr neben dem Bettgestelle meiner Eltern stehen, es schwebt mir ein Bild vor, wie bei winterlicher Abendsonne meine Tante Märchen erzählte, die Grillen in der benachbarten Küche zirpten, die Spinnräder zweier Mägde schnurrten, und oben besagte Uhr sich mit einem langen Ansatz gleichsam räusperte, ehe sie die Stunden anschlug, — — aber die Erinnerung daran ist schon sehr verwischt, und die Uhr wahrscheinlich schon verbrannt oder zertrümmert. Das gute Kirchdorf nun, in welchem ich geboren wurde, heißt Ließau und liegt auf dem rechten Weichselufer, dem Städtchen Dirschau beinahe gegenüber. Mein Vater, Michael Gerhard Behrend, war hier Hofbesitzer oder freiköllmischer Einsasse. Im gemeinen Leben jedoch hieß man ihn schlechtweg einen Bauern, und er und seines Gleichen hatten gegen diese Benennung auch nichts einzuwenden. Es gab unter diesen Bauern des Marienburger großen Werders sehr wohlhabende Leute. Als ich jedoch geboren wurde, durfte mein Vater zu diesen nicht gezählt werden, obgleich meine Mutter, die Tochter eines der reichsten Bauern, meinem Vater den schuldenfreien Bauernhof zugebracht, dessen fruchtbare Aecker ihm schon damals ein sorgenfreies Dasein sicherten.

Was nun meine Voreltern anbetrifft, so sind die Nachrichten über dieselben nur dürftig, und auch mein Vater war darüber schlecht unterrichtet. Er selbst stammte aus dem zum Danziger Landkreise gehörigen Bauerndorfe Käsemark und war der zweite Sohn unbemittelter Bauern, welche ein kleines Erbgut von ihren Voreltern erhalten hatten. Es ging zwar eine Tradition in der Familie, daß im 17. Jahrhundert ein schwedischer Offizier in Käsemark eingewandert und sich dort mit einer Bauerstochter verehelicht habe, und daß wir die Nachkommen dieses Schweden seien, meine Großeltern indessen waren jedenfalls gewöhnliche, schlichte, rechtschaffene, gottesfürchtige Bauern, welche wahrscheinlich schlecht lesen und noch schlechter schreiben konnten.

Die wissenschaftliche Ausbildung ihres Sohnes machte daher meinen Großeltern wenig Sorge, aber der Vater ward dennoch zur Schule geschickt und lernte Lesen, Schreiben und die polnische Sprache. Mein Vater hat in seinen späteren Jahren oft genug beklagt, daß er nicht mehr Schulbildung genossen. Er hat, als er die Schule verließ, wahrscheinlich, wie jeder junge Mann seines Standes und Schlages, den Eltern in der Wirthschaft geholfen und gelegentlich auch Sonntags bei benachbarten Bauern Besuche gemacht und war, als er 30 Jahre alt wurde und die reiche Familie Tornier in Gr. Lichtenau kennen gelernt hatte, dorthin, nach dem bekannten Ausdruck, auf die Freite geritten.

Mein Großvater mütterlicher Seite, der weiland Deichgeschworene Michael Tornier zu Gr. Lichtenau, das nur eine halbe Meile von Ließau entfernt ist, war seiner Zeit ein sehr angesehener Mann. Sein nicht unbeträchtliches Vermögen, welches er durch verständige Wirthschaft und weise Haushaltung erworben hatte, erhob ihn über die meisten seiner Standesgenossen, sodaß er seinen beiden Söhnen eine sehr gute Erziehung und sogar seiner einzigen Tochter beim Organisten Klavierstunden geben lassen konnte, was damals eine große Sache war. Er gefiel sich auch in der Gesellschaft von Leuten aus der Stadt, und sein gastfreies Haus war bald der Sammelplatz der Marienburger Honoratioren. Mit dem alten Tornier, der hochdeutsch ganz gut sprach, war ja ein vernünftiges Wort zu reden, und außerdem war es auch mit Küche und Keller in seinem Hause gut bestellt.

Ehe mein Vater die Einwilligung des alten, etwas hoch hinauswollenden Herrn Tornier erhielt, sich um die Hand seiner Tochter bewerben zu dürfen, scheint es zu vielfachen Kämpfen gekommen zu sein. Es befanden sich ja unter den Freiern meiner Mutter auch Referendarien und Assessoren, die, vom Klange des Goldes angelockt, ihr Auge auf Jungfer Dorothee'chen geworfen hatten, und, beeinflußt durch seine aus-

gesprochene Vorliebe für städtisches Wesen und Bildung, hatte mein Großvater auch einem von diesen die Hand seiner Tochter zugesagt. Nun gab es so etwas von einem Roman, Thränen, zornigen Worten, lebhaften Schilderungen des glücklichen Stadtlebens und der Ehre, Frau Assessorin genannt zu werden, Parallelen zwischen einem solchen Glück und dem Leben mit einem bäuerlichen Habenichts — — es wollte aber alles nichts helfen. Meine Mutter blieb bei ihrem Vorsatz, meinen Vater, den Bauerssohn, zu heirathen, und der Vater Tornier mußte am Ende Ja sagen und Geld herausrücken, um meine Eltern im benachbarten Ließau ansässig zu machen.

Die Hochzeit wurde in den ersten Tagen des Juni 1788 mit großem Pomp gefeiert, und es erschienen auch dabei die Marienburger Parasiten, die immer auf Seite des Amphitryon, welcher offene Tafel hält, zu sein pflegen, ohne rancune in corpore.

So waren denn meine Eltern auf einem schuldenfreien Bauernhofe glücklich und zufrieden eingerichtet, und mein Vater widmete sich mit allem Eifer der Ackerwirthschaft. Er wußte auch, betriebsam wie er war, mit der ländlichen Beschäftigung einen kleinen Handel zu vereinigen, indem er Holz, welches aus Polen auf der vorbeigehenden Weichsel geflößt wurde, aufkaufte, und es dann im Innern des Werders mit Nutzen wieder absetzte. Auf diese Weise nahm sein Wohlstand allmählich zu, sodaß er sich später, als der Grundbesitz im Preise stieg, und er seine Besitzung zu verkaufen Gelegenheit fand, im Besitze eines Vermögens von etwa 40,000 Thalern sah.

Wir sind von meinen ersten Lebensjahren bis zu dem Zeitpunkt, wo mein Vater seinen Wohnsitz nach Danzig verlegte, nur wenige aber angenehme Rückerinnerungen geblieben, vor Allem die an die Sorgfalt und Liebe einer jungen Person, welche bald nach meiner Geburt ins elterliche Haus gekommen war, um der Mutter in der Hauswirthschaft behülflich zu sein. Sie war eine Verwandte derselben, wurde im Hause nur die Jungfer Mühme genannt und heirathete später einen älteren Bruder meines Vaters, den Deichgrafen Paul Behrend, einen Wittwer, der einen schönen Bauernhof in Käsemark besaß und sich eines guten Rufes im Danziger Werder erfreute. Sie hat eine Reihe von Jahren mit meinem Onkel glücklich gelebt, und, nachdem er in hohem Alter auf seinem Hofe am Legethor bei Danzig gestorben war, ihren Kindern, von denen heute nur noch eine Tochter am Leben ist, das Beispiel einer vortrefflichen, sorgsamen Mutter und tugendhaften Christin gegeben. — Unser Familienkreis war im Laufe der Jahre durch zwei Schwestern vergrößert worden, von denen die eine, Henriette, schon nach einem Jahre starb, die

zweite, Johanne, eines jener seelensguten, aufopfernden Geschöpfe war, die der Himmel für ein besseres Leben früh wieder zurückzufordern pflegt. Sie starb schon in ihrem 26. Lebensjahre. — Als Erstgeborener und Stammhalter wurde ich natürlich von Allen verwöhnt und verzogen. Da man viel Fassungsvermögen und gutes Gedächtniß bei mir bemerken wollte, so erhielt ich schon im vierten oder fünften Jahre eine Fibel und eine schwarz lackirte Tafel mit rothen Linien vom Großvater zum Geschenk, um mich in der Lese- und Schreibekunst, unter Aufsicht der Jungfer Muhme, zu üben.

Häufig machten wir auch Spazierfahrten nach Lichtenau zu den Großeltern oder zum Prediger Löchlin nach den Rodloffer Hufen bei Marienburg. Ich war mittlerweile sechs Jahre alt geworden, als mein Vater seinen Hof für ungefähr 33,000 Thaler verkaufte und seinen Wohnsitz nach Danzig verlegte, um daselbst von seinen Zinsen und dem Ertrag von Geschäften, die er zu machen hoffte, zu leben. Obgleich er selbst, wie ich schon erwähnte, nur die oberflächlichste Ausbildung genossen hatte, hegte er doch eine große Achtung vor allem Wissen und hatte eine ausgesprochene Neigung, sich denjenigen zuzugesellen, die bei klarem Verstand eine gute Bildung genossen hatten. Er strebte sich möglichst über seinen Stand zu erheben und beschäftigte sich auch in seinen späteren Jahren viel mit Naturgeschichte und Geographie. Seine Lieblingslectüre waren Reisebeschreibungen. Die plattdeutsche Sprache, deren sich die Bauern im Werder ausschließlich bedienten, mußte in unserer Familie dem Hochdeutschen weichen. Er kleidete sich städtisch und trug nach damaliger Art einen langen dünnen Zopf, während die Bauern ihre schlichtes Haar mit einem messingnen Kamm aufzustecken pflegten.

Ohne diesen Drang nach Veredelung wäre es mein Loos geblieben, als Bauer zu leben und zu sterben, und nimmer hätte ich es erlangt, mich über diesen Stand zu erheben und auf meine Nachkommen diesen Trieb der Veredelung zu vererben und fortzupflanzen. Da mir das aber gelungen, so glaube ich nicht umsonst gelebt zu haben.

Im Jahre 1795 also wurde unser Haushalt nach Danzig, das 1794 unter preußische Oberherrschaft gekommen war, in ein kleines Haus auf Langgarten verlegt, und ich wurde in die Elementarschule zu St. Katharinen gegeben. Es herrschte in dieser Schule eine Rohheit und Gemeinheit der Sitten, wie sie zu damaliger Zeit leider auch in Häusern besserer Stände zu finden war. Ich aber war noch zu klein, um mit den größeren verwilderten und schmutzigen Schülern in Berührung zu kommen. So vergingen zwei Jahre, in denen ich leidlich Lesen, Schreiben und Rechnen lernte. Dann wurde ich in die Bürgerschule zu St. Petri geschickt, wo

ich, in die Tertia aufgenommen, mich unter der Leitung des Kantors und Kandidaten der Theologie, v. Duisburg, weiter im Lateinischen und Französischen ausbildete. Auch Geographie, Naturgeschichte und allgemeine Weltgeschichte wurden vorgetragen, aber in einer Weise, die mir kein Interesse abzugewinnen vermochte.

Mein offenes, lebendiges Wesen und die Dreistigkeit, mit der ich Gelerntes vorzutragen wußte, ließen bei meinem Vater die Ueberzeugung aufkommen, ich sei ein Wunderknabe und mache in Allem ganz unglaubliche Fortschritte. Man überschüttete mich von allen Seiten mit Lobsprüchen, und es kam schließlich dahin, daß ich selbst von meiner Fürtrefflichkeit aufs Vollständigste überzeugt war.

Meine Eltern hatten indessen ihre Wohnung von Langgarten nach dem sogenannten Vorstädtischen Graben verlegt.

Zum Kaufmann scheint mich mein Vater schon früh bestimmt zu haben, wollte aber doch, daß ich mit allgemeinen Kenntnissen ausgerüstet in diesen Stand eintreten sollte. Für diesen Zweck gab es nun damals keine andere öffentliche Schule in Danzig, als die zu St. Petri, die zwar nach unseren jetzigen Ansprüchen höchst mangelhaft, damals aber die erste am Orte war.

Kein Zweig öffentlicher Einrichtungen hat in den letzten dreißig Jahren mehr Fortschritte in Deutschland, namentlich in den nördlichen Gegenden gemacht, als das Schulwesen.

Außerhalb der Schule ließ mein Vater mich noch durch Privatlehrer im Zeichnen, Klavier- und Violinspielen, im Polnischen, im Englischen, im Schönschreiben und im kaufmännischen Rechnen unterrichten. In allen übrigen Fächern war aber mein Wissen, als ich die Schule verließ, höchst fragmentarisch und oberflächlich, und nur Selbststudium späterer Jahre konnte diesen Mangel an positivem Wissen einigermaßen verdecken.

Im Jahre 1798 starb mein Großvater in Lichtenau, und meine Großmutter überlebte ihn nur noch kurze Zeit. Nach dem Tode der Großeltern scheint das Vermögen meines Vaters einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhalten zu haben, und er kaufte sich das Haus Nr. 288 in der Schmiedestraße, welches, schön in Stand gesetzt, mit besseren Möbeln ausstaffirt, jetzt unsere Wohnung wurde.

Ich war mittlerweile Sekundaner auf der Schule geworden und stand unter der Leitung eines Dr. Merle, wurde auch bald nach Prima versetzt, wo mich namentlich der Rektor, Dr. Bellair, der meines Vaters persönlicher Freund war, unterrichtete.

Von meinen Mitschülern in St. Petri sind mir nur Einzelne in Erinnerung geblieben; so entsinne ich mich mit einem v. Gralath sen., später Gutsbesitzer in der Nähe von Danzig, Ritter des russischen St. Annen Ordens, auch mit v. Gralath jun., der Kaufmann in Danzig wurde, zusammen gewesen zu sein. Ferner waren meine Freunde und Schulkameraden Stein, Bertling und zwei Gebrüder Berendt. Von diesen nun bin ich unstreitig derjenige, dessen Laufbahn die abenteuerlichste wurde, und der sich am meisten von dem Wege, den Geburt und Verhältnisse ihm vorzeichneten, entfernt hat.

Da einstweilen der Entschluß, mich für den Kaufmannsstand zu bestimmen, feststand, so verließ ich die Schule St. Petri im März des Jahres 1803. Bis zum August desselben Jahres nahm ich noch weitere Privatstunden im Englischen und kaufmännischen Rechnen und trat dann in das Handelshaus des Herrn Jacob Kabrun ein. Mein Vater war mit diesem Herrn schon längere Zeit befreundet, und sein Haus schien auch geeignet, mich mit guten Vorkenntnissen für meinen neuen Lebensberuf auszustatten.

Ich war erst vierzehn Jahre alt, als ich diese Stellung antrat, und meine Schulbildung konnte keineswegs als abgeschlossen angesehen werden. Obgleich ich den Unterricht in fremden Sprachen fortsetzte, auch Religionsunterricht behufs der Confirmation empfing, und mich im Winter auf der Kunstschule im Zeichnen übte, blieb doch Alles nur Stückwerk. Im Comptoir des Herrn Kabrun wurden mir nur Copistenarbeiten und unbedeutende Besorgungen aufgetragen, und so gingen ein paar Jahre für meine geistige Ausbildung verloren, denn Alles fand nur Eingang in mein Inneres, wenn ich mir davon auch einen bedeutenden Erfolg versprechen konnte. Meine Flüchtigkeit, Lebhaftigkeit des Temperaments und Beweglichkeit der Phantasie stimmten nun keineswegs zu den Erfordernissen eines tüchtigen Comptoirarbeiters, und sowohl mein Prinzipal, als auch der erste Buchhalter waren mit meinen Leistungen wenig zufrieden, ohne mir jedoch deshalb ernstlich gram zu werden. Der erste Buchhalter, Kauenhoven, war ein ernster strenger Mann, der jungen Leuten meines Schlages als treffliches Vorbild dienen konnte. Von einem ganz verschiedenen Charakter, dem Buchhalter aber in keiner Weise nachstehend, war der Prinzipal selbst. Bei einer größeren Lebhaftigkeit des Geistes, schnelleren Auffassung aller Combinationen, fehlte ihm die starre Consequenz, die seinen ersten Buchhalter auszeichnete. Außer diesen beiden waren auf dem Comptoir noch zwei oder drei andere Herren, bei denen ich meiner großen Jugend und meines kindischen Benehmens wegen nicht eben in großem Ansehen stand. Von Zeit zu Zeit aber machten

wir doch gemeinsame Spaziergänge und Abendpartien. Bei diesen letzteren wurde namentlich dem Billardspiel gefröhnt, für welches ich eine große Neigung faßte und auch einige Fertigkeit darin erlangte.

Außerdem verwandte ich viel Zeit auf die weitere Erlernung des Violinspiels. Schon früher hatte ich, wie erwähnt, darin wie im Klavierspiel Unterricht genossen, aber ohne wesentlichen Erfolg, da meine Anlagen zur Musik nur sehr beschränkt waren. Dennoch machte mir das Geigenspiel unendliches Vergnügen: es blieb mir auch fortlaufend eine angenehme Beschäftigung und ist unbedingt diejenige meiner Neigungen, welcher ich am längsten treu geblieben bin.

Da mir bei meiner geringen Brauchbarkeit für das eigentliche Comptoirgeschäft nur wenig aufgetragen wurde, so blieb mir Zeit genug übrig, auch mit einigen Familien gesellig zu verkehren. So besuchte ich oft das Haus des Superintendenten und Predigers bei der Marienkirche Bertling. Mit großer Freude gedenke ich der Abende, die ich in dem Hause dieses Mannes verlebt habe. Hier erhielt ich die erste Veranlassung, mich ernstlicher mit den Werken unserer großen Dichter zu beschäftigen, die Dichtkunst überhaupt immer mehr zu lieben, ja sogar selbst einzelne poetische Versuche zu wagen. Auch wurde ich in diesem Hause an einen gesellschaftlichen, streng sittlichen Umgang mit Frauen gewöhnt, was für mein ganzes Leben einen so ersprießlichen Einfluß hatte, daß mir bei allem Muthwillen und Leichtsinn immer doch ein Abscheu vor sittlicher Roheit geblieben ist.

Es war aber auch das Haus des Superintendenten Bertling ein Haus des Friedens, der Eintracht und des heiteren Familiensinns. Außer den beiden Eltern bestand die Familie aus drei Mädchen und zwei Knaben, zu denen sich ein französischer Hauslehrer, Namens Allard, gesellte. Später kam noch ein Kostgänger, der Kunstschüler Buschius aus Marienwerder hinzu, dem ich mich bald in schwärmerischer Freundschaft anschloß. Mit ihm und der zweiten Tochter des Hauses, die lebhaftes Interesse für die Dichtkunst hatte, lasen wir mit Entzücken die damals allmälig erscheinenden Schiller'schen Tragödien und schwärmten für die Jungfrau von Orleans, Tell, Wallenstein und Don Carlos.

Bei dem im Hause wohnenden Sprachlehrer Allard nahm ich weiteren Unterricht in der französischen Sprache und konnte mich auch praktisch im Sprechen derselben üben.

Meines Vaters Wohlstand hatte sich inzwischen so gehoben, daß die Eltern behaglich und ohne Sorgen bei mäßigen Ansprüchen leben konnten, bis im Jahre 1806 der unglückliche Krieg mit Frankreich ausbrach und Allem eine veränderte Gestalt gab.

Die erste Nachricht über den Zusammenstoß der feindlichen Heere lautete Anfangs ganz anders, als die wenige Tage darauf folgende Hiobspost von der Schlacht bei Jena.

Buschius, der bei seinen Eltern zum Besuch in Marienwerder war, schrieb mir von dort, daß unsere Armee einen blutigen, aber entscheidenden Sieg über den Feind erfochten habe. Bertling's und meine sonstigen Bekannten, sowie ich selbst schwammen in einem Meer patriotischer und militärischer Begeisterung, welche so lange anhielt, bis die Botschaft von der unglücklichen Schlacht bei Jena eintraf. Dem niederschmetternden Eindruck dieses Ereignisses schreibe ich es auch theilweise zu, daß ich seitdem nur ein lauer Patriot wurde, ja es sogar lieber mit den Franzosen hielt, die ich nun bald genauer kennen lernen sollte. Erst acht Jahre später, am 30. März 1814 in Paris, hatte ich das beglückende Gefühl, mit meiner Nation mich eins zu fühlen.

Seit der Schlacht von Jena begann für Danzig und auch für meine armen Eltern eine wahre Unglückszeit. Der Wohlstand der Danziger Bürger ging von da an immer mehr zurück. Meine Eltern litten seit 1808 gar oft die bitterste Noth und hatten die schwersten Entbehrungen zu ertragen. Der Vater hatte nach dem Verkauf seiner Besitzung zu Ließau sein Vermögen meistens in ländlichen Hypotheken angelegt. Beim Ausbruche des Krieges nun gingen die Zinsen für dieselben sehr spärlich ein, ja, der Staat hatte den Schuldnern sogar für einige Jahre einen Indult bewilligt, und es wurden in Folge dessen die Einkünfte meines Vaters so gering, daß er oft die Hülfe eines Vetters, des Tuchhändlers Görtz, in Anspruch nehmen mußte. Dieser schrieb sorgfältig an, was er an Geld hergab, und hierdurch häufte sich eine Schuldenlast an, die ich erst später, nach dem Tode meiner Eltern als etablirter Kaufmann zu tilgen im Stande war.

Auch einige städtische Grundstücke waren im Besitz meines Vaters, von denen aber die Einkünfte erst in der Zukunft erwartet wurden, und die nun in der Kriegszeit zu einer schweren Last wurden in Folge von Contributionen, Einquartirungen und dergleichen.

Das größte dieser Grundstücke, in der Vorstadt Neugarten unter den Kanonen der äußeren Festungswerke belegen, hatte eben eine größere Reparatur und wesentliche Erweiterungen erfahren, um zu einem Armenhause eingerichtet zu werden. Als nun die Franzosen durch Pommern und Westpreußen heranrückten, wurde der Befehl ertheilt, diese ganze Vorstadt, da sie die Vertheidigung der Festung behinderte, abzubrechen. Der Verlust, der dadurch meinem Vater entstand, mag sich wohl auf 20,000 Thaler belaufen haben. Ich wurde in dieser Zeit vom Comptoir

des Kabrun fortgenommen, um während des Abbruchs dieses Gebäudes Ziegel, Dachsteine, Fenster, und was sich sonst Brauchbares vorfinden mochte, in Verwahrung zu bringen.

Bald darauf erschien denn auch der Feind vor den Thoren der Stadt. Anfangs war es mehr eine Blocade, als eine regelrechte Belagerung der Festung. Das feindliche Corps war wahrscheinlich noch nicht vollzählig, aber auch die Vertheidigungsanstalten waren in keiner Weise vollendet. An Munition war wenig vorhanden, und auch ungenügender Proviant vom Lande in die Stadt eingebracht. Man entschuldigte dies mit dem allzu raschen Vorrücken des Feindes, der schon zwei Monate nach der unglücklichen Schlacht bei Jena an der Weichsel stand. Die Einschließung der Stadt mag etwa zwei oder drei Monate gedauert haben. Unser häusliches Leben hatte während dieser Zeit keine wesentliche Veränderung erlitten. An einem Märztage des Jahres 1807 aber verbreitete sich das Gerücht, daß eine regelrechte Belagerung und ein Bombardement uns bevorstände.

Ich war eines Abends zu dem Onkel Görtz gegangen, um dort einige Stunden zuzubringen, als die Dienstboten zitternd und weinend ins Zimmer stürzten und erzählten, daß von allen Seiten glühende Kugeln auf die Stadt geworfen würden. Wir eilten vor die Thüre und sahen denn auch wirklich, daß hoch in der Luft solch glühende Körper sich fortrollten. Bald darauf erschien der Hausknecht meines Vaters mit einer Handlaterne, um mich nach Hause zu holen. Als wir uns auf den Weg gemacht und eben den Holzmarkt, der nicht weit von unserer Wohnung entfernt war, erreicht hatten, sahen wir mehrere Bomben aufsteigen, die aber alle über uns hinweg zu fliegen schienen. Nur von einer derselben schien es zweifelhaft, ob sie über den Marktplatz hinwegfliegen würde. Unser Schrecken war groß, als sie etwa vierzig Schritte vor uns niederfiel, mit fürchterlichem Krachen zerplatzte und ihren glühenden Inhalt weit umherschlenderte. Ich war vor Schrecken in die Kniee gesunken. Hunderte von Fensterscheiben waren durch die Detonation geplatzt und fielen mit Klirren auf das Straßenpflaster. Wir rafften uns auf und eilten so schnell wie möglich nach unserer Wohnung in der Schmiedestraße.

Im väterlichen Hause war begreiflicher Weise Alles in höchster Bestürzung. Man war damit beschäftigt, Stroh, Matratzen und einiges unentbehrliches Hausgeräth in die geräumigen Keller des Hauses zu schaffen, die schon vorher gereinigt und einigermaßen in Stand gesetzt worden waren, da man annahm, daß ihr festes Gewölbe den Bomben genügenden Widerstand leisten würde.

Die Lage, in der wir uns befanden, war natürlich keine angenehme, aber auf die jugendlichen Gemüther der Kinder wirkte das Romantische, Bedeutende, sich in einer bombardirten Stadt zu wissen, ganz anders, als auf die sorgenvollen Eltern.

Ich weiß nicht genau, wie lange wir in diesen Kellern gehaust haben mögen, vermuthe aber zwei bis drei Wochen. Es gab Stunden am Tage, in denen das Bombardement eingestellt wurde. Diese benutzte man, seine Nachbarn zu besuchen und Erkundigungen einzuziehen. So erfuhr man denn, daß ein großer Theil der wohlhabenden Einwohner der Altstadt und Rechtstadt ihre Häuser verlassen hatten und nach Langgarten gezogen waren, bis wohin die Kugeln der Belagerer nicht gelangen konnten, da die Umgebungen dieses Stadttheils flach und unter Wasser gesetzt worden waren. Auch wir hatten auf Langgarten einen weitläufigen Verwandten, den Reifschlägermeister Schwan, der meinen Eltern in seinem kleinen Gärtchen einen hölzernen Pavillon zur Unterkunft anwies, den wir aber bald als unzureichend und ungesund wieder verließen, um eine neue Unterkunft in der nämlichen Gegend in einer großen Bleicherei zu finden. Hier blieben wir dann auch bis zur Uebergabe der Stadt. Diese zwei oder drei Wochen, die unser Aufenthalt dort währte, wurden im vollständigsten Müßiggang verlebt. Zuweilen bestiegen wir wohl den naheliegenden Kirchthurm, von dem aus man die Batterien der Feinde beobachten konnte, oder gingen in ein benachbartes Kaffeehaus, das Männern und Frauen zum Versammlungsort diente.

In den ersten Tagen des Monat Mai wagte es ein englischer Kutter, von Neufahrwasser in die Weichsel einzulaufen, um der Besatzung Munition zuzuführen. Er gerieth aber unglücklicherweise auf eine Sandbank bei der Insel Holm und wurde von den Franzosen genommen. Diese Insel Holm, die von unsern Truppen besetzt war, konnte jetzt nicht länger gehalten werden und die Besatzung zog sich nach der Stadt zurück. Die Franzosen konnten nun auf der Insel Batterieen errichten und von ihr aus die Stadt in Grund und Boden schießen. Es verlautete denn auch bald, daß zwischen unserm Commandanten, dem Grafen Kalkreuth, und dem Marschall Lefevre, der das Belagerungscorps befehligte, Unterhandlungen angeknüpft seien. Die Beschießung der Stadt wurde auch in der That bald eingestellt, und in kurzer Zeit kam die Capitulation zu Stande.

Als der Feind eingerückt war, kehrten wir in unsere Wohnung in der Schmiedestraße zurück und fanden unser Haus ziemlich unversehrt. Nur einige wenige Kugeln hatten Dach und Decken beschädigt. Auch die übrige Stadt war nicht beträchtlich beschädigt worden. Die ganze Be-

lagerung hatte nur etwa sechs Wochen gedauert, und es war daher auch die Theuerung nicht übermäßig geworden.

Unser Haus mußte nun auch französische Offiziere als Einquartirung aufnehmen. Sie waren meist gesittete, freundliche Leute, mit denen es sich ganz gut verkehren ließ. So erinnere ich mich, daß ein junger, lebensfroher Infanterielieutenant, Vessilier, und ein Capitän Eherly bei uns im Quartier lagen, und Eltern wie Kindern gleich angenehme Hausgenossen wurden.

Vorläufig waren die Verhältnisse in unserm Hause ziemlich die alten geblieben, und man war noch nicht genöthigt, sich besondere Beschränkungen aufzuerlegen. Zog sich aber die Occupation der Feinde in die Länge, so war Ernstlicheres zu befürchten.

Die Stadt, die bei dem Friedensschluß zu Tilsit zur freien Reichsstadt erhoben worden war, hatte nämlich bis auf Weiteres eine zahlreiche französische Garnison zu verpflegen. In Folge dessen wurden so gewaltige Anforderungen an die Bürger des kleinen Freistaates gestellt, daß sie fast sämmtlich an den Bettelstab geriethen. Auch mein Vater, dessen Vermögen ja hauptsächlich in Hypotheken bestand, die auf Grundstücke im Danziger Territorium eingetragen waren, litt schwer unter der Ungunst dieser Verhältnisse.

So wurden die Aussichten immer trüber, und wir mußten daran denken, im häuslichen Leben bedeutende Einschränkungen einzuführen.

Indessen schien das treulose Glück sich meinem guten Vater noch einmal zuwenden zu wollen, um ihn dann desto tiefer zu stürzen. Er hatte vor einiger Zeit in Pr. Stargard einen Juden, Namens Benjamin Jacob, kennen gelernt und mit demselben Geschäfte in Hypotheken und ähnlichen Papieren gemacht. Dieser Mann kam nach Danzig und übernahm auf ein Jahr die Fleischlieferung für die Garnison, indem er einen Vertrag darüber mit dem Senat der freien Reichsstadt Danzig abschloß. Nur aus Freundschaft, wie er sagte, überließ Jacob meinem Vater einen Antheil an diesem Geschäfte. Wie groß dieser sein sollte, wurde nicht bestimmt, und überhaupt kein schriftlicher Vertrag abgeschlossen. Das Geschäft sah günstig aus, und wurde die Betheiligung daran von meinem Vater angenommen. Letzterer hatte vielseitige Bekanntschaften bei den Gutsbesitzern und konnte sich daher dem Lieferanten beim Einkauf des Schlachtviehs nützlich machen. Das Geschäft erforderte überdem ein größeres Capital, als das, welches dem Jacob zur Verfügung stand, und so mußte der Vater auf allerhand Art und Weise aushelfen. Baar Geld besaß er zwar damals nicht, hatte aber wohlhabende Verwandte, die für ihn Bürgschaft leisten konnten, und war endlich auch noch im Besitz von

einigen erststelligen Hypotheken auf Landgüter, welche trotz der schlechten Zeit immerhin für 70—80 % zu verpfänden waren. Auf diese letzteren scheint es der Jude vornehmlich abgesehen zu haben. Das Geschäft nahm nun seinen Anfang, und mit allem Eifer war der Vater in demselben thätig. Er machte Einkaufsreisen, unterzeichnete gemeinschaftlich mit Jacob Wechsel, nahm bei Görtz und seinen Schwägern Tornier Capitalien auf und machte sich überhaupt so nützlich, wie er nur konnte. Der Vater schien von seiner Thätigkeit sehr befriedigt, war stets guter Laune und theilte den Seinigen mit, daß viel Geld bei dem Unternehmen verdient würde. Noch einmal schien Wohlhabenheit in unsern Hausstand zurückzukehren. Abends wurde in Gesellschaft des Jacob und des Onkel Görtz ab und zu ein Glas Wein oder Punsch getrunken, der Mutter und den Kindern bessere Kleider angeschafft und ihnen manche kleine Vergnügungen gestattet.

Leider dauerte dies gute Leben im Elternhause nur wenige Monate, denn das Geschäft der Fleischlieferung stellte sich bald als ein ziemlich insolides heraus. Zwar zeigte uns der Vater einen Schein über 25,000 Thaler, welchen ihm Benjamin Jacob als seinen Antheil von dem Gewinn gegeben hatte. Wie sich aber später herausstellte, hatte dieser Schein gar keinen Werth. Nach dem Vertrage sollte die Kämmereikasse die Fleischlieferungen baar bezahlen; es trat aber bei dem daniederliegenden Handel auch bei dieser Kasse eine vollständige Ebbe ein. Man war genöthigt, ein Papiergeld, die berüchtigten Danziger Stadtobligationen, auszugeben, und Benjamin wurde für seine Fleischlieferung mit diesen Papieren, die 20 % unter pari standen, bezahlt. Später gingen die Obligationen noch mehr im Cours zurück, und ich entsinne mich, daß mein Vater einige um 12½ % verkaufen mußte. Bald kam denn auch die Hiobspost, daß Jacob mit Sack und Pack verschwunden sei. Das Gericht versiegelte das Comptoir und der Concurs wurde erklärt. Der Jude war indessen mit seiner Familie nur nach Pr. Stargard gegangen, erwartete dort die Consequenzen des gegen ihn eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens und hat sich aus der Affaire so geschickt herauszuziehen gewußt, daß er noch zwanzig Jahre im eigenen Hause als ziemlich wohlhabender Mann gelebt hat. Von der Bezahlung des Scheins von 25,000 Thaler an meinen Vater aber ist nie wieder die Rede gewesen, und waren dadurch unsere Vermögensverhältnisse gründlich zerrüttet.

Ich blieb während dieses, für meine Familie verhängnißvollen Jahres noch weiter im Comptoir des Kabrun thätig, obgleich das eigentliche Geschäft fast ganz aufgehört hatte, da von Verschiffungen seewärts keine Rede sein konnte. Wir fünf bis sechs jungen Leute auf dem

Comptoir wurden von unserm Prinzipal, der mit Bedauern unsern Müßiggang bemerkte, mit Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Englische beauftragt. So kam der Sommer 1808 heran und es stellte sich in dieser Zeit bei mir ein kaltes Fieber ein, welches mehrere Monate hindurch nicht weichen wollte.

Wir hatten in einem gemietheten Gartenhause den Capitän Villard und den Pharmacien Lebrun, und zwar beide mit ihren Frauen im Quartier. Im täglichen Verkehr mit diesen Leuten, lernte ich die französische Umgangssprache immer besser kennen, so daß Madame Lebrun mir einst im Garten des Hauses sagte, ich sei ein jeune homme, der eine tournure presque française habe. Um diese Zeit besuchte auch das Bertling'sche Haus ein sächsischer Offizier, Cerrini, der später als General verstorben ist und der Artilleriehauptmann Schilling, ebenfalls in sächsischen Diensten. Der Letztere war Romanschriftsteller und erzählte anmuthig und fließend, was meine lebhafte Bewunderung erregte. Das kalte Fieber unterbrach meinen Besuch des Kabrun'schen Comptoirs, und ich füllte meine müßige Zeit hauptsächlich mit Uebungen auf der Geige aus. Im August erreichten meine Lehrjahre bei Kabrun ihr Ende, und ich konnte nicht hoffen, daß mich der Prinzipal als Gehülfe in der geschäftslosen Zeit mit einem auch noch so kleinen Salair behalten würde, denn meine Leistungen waren nur geringe gewesen, und man war mit mir, was das rein Technische, Handwerksmäßige im Geschäft betraf, nicht sonderlich zufrieden gewesen. So sprach sich auch der Lehrbrief, der mir leider verloren gegangen ist, über meine moralischen und intellektuellen Eigenschaften günstig, über meine Brauchbarkeit als Comptorist nur ausweichend aus.

Meine Geschwister, fünf an der Zahl, wuchsen nun allmälig heran und mußten unserm Stande gemäß erzogen werden. Meine älteste Schwester, Hannchen, war ein liebes, gutes Mädchen, leider aber etwas verwachsen und ihr sonst anmuthiges Gesicht mit den treuen deutschen blauen Augen schrecklich von den Pocken entstellt. Die zweite, Friederike, zehn Jahre alt, und ihr um ein Jahr jüngerer Bruder August besuchten schon die Schule, während Malchen und Mathilde noch im Hause Elementarunterricht erhielten. Der Unterhalt eines so großen Hausstandes wurde dem Vater unendlich schwer, da sich sein Vermögen nur noch auf einige Capitalien beschränkte, die, zur zweiten Stelle hypothekarisch eingetragen, nicht zu verwerthen waren, und deren Zinsen bis zum Jahre 1814 nur in großen Intervallen und meistens als Lieferungen von Naturalien eingingen. In dieser schlimmen Zeit rettete uns vor gänzlichem Untergange immer wieder der schon erwähnte Vetter

Görtz, der nach und nach mit 8—10,000 Thaler unser Gläubiger wurde.

Es galt nun für mich irgend etwas zu unternehmen und zu erwerben, um dem Vater die Last unseres Unterhaltes zu erleichtern. An eine Comptoirstellung war nicht zu denken, da der Hafen gesperrt und die Geschäfte gleich Null waren.

In der Zeit des Fleischlieferungsgeschäftes war mein Vater mit einem französischen Juden aus Elsaß, einem sogenannten Commissair des vivres et viandes, Namens Mayer in Verbindung gekommen. Diesem hatte mein offenes insinuantes Wesen so gefallen, daß er sich meiner freundlich annahm. Seit dem Herbste 1808 beschäftigte er mich, indem er mich zu seinen Unterkommissionären auf Reisen in die verschiedenen Lager der Franzosen schickte. Später trat ich auf Empfehlung dieses Mayer als Secretär in die Dienste des französischen Commissair de guerre Lambert mit einem Gehalt von acht oder zehn Thalern monatlich. Hier gab es allerhand zu schreiben, bordereaux und tableaux zu mundieren; meine Handschrift wurde bald zierlicher, ja kokett, und ich fand Gefallen daran, mich damit hervorzuthun. Unser Prinzipal Lambert war ein junger, leichtsinniger Franzose, der kaum eine halbe Stunde im Bureau anwesend war und seine andere Zeit mit Dejeuners, Diners und anderen Vergnügungen verbrachte. Freilich hatte er auch, wie alle seine Landsleute in Danzig, den guten Willen „de faire ses affaires", d. h. im Trüben zu fischen, um sich schnell zu bereichern. Ich glaube aber, seine Vergnügungssucht ließ ihn die Gelegenheit dazu oft versäumen, wenigstens konnten wir keine Resultate bemerken.

Nach einigen Monaten kam ich auf das Bureau des General Moreau, wo ich indessen nur einige Wochen blieb.

Inzwischen war im März 1809 der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausgebrochen und veranlaßte eine große Veränderung in der Besatzung unserer Stadt. Lambert, Moreau, Mayer reisten ab. Die Militairs, um behufs ihres Avancements Theil an dem Felddienst zu nehmen, die administrativen Beamten aber um die Kassen der neu zu erobernden Länder mitzuerobern. In Danzig selbst, das die Franzosen fast ganz ausgesogen hatten, war in dieser Beziehung nichts mehr zu holen.

Obgleich mein Vater es eigentlich nicht gern gesehen hatte, daß ich in der französischen Administration arbeitete, würde er es doch schließlich zugegeben haben, daß ich einen der abreisenden Franzosen, als Secretär etwa, begleite, wenn sich nur eben Jemand gefunden hätte, der

mich mitnehmen wollte. Ich selbst war von dem brennenden Wunsch beseelt, die Welt zu sehen, in welcher mir die Phantasie goldene Berge und die verlockendsten Abenteuer vorspiegelte.

Mayer, der schon einige Male ein Unterkommen für mich gefunden hatte, wurde wiederholt dringend gebeten, mir eine Stelle bei einem die Stadt verlassenden französischen General oder Beamten zu verschaffen. Er konnte aber nicht helfen, da er versicherte, selbst seinen Secretär und Landsmann nicht ausreichend beschäftigen zu können, versprach aber, an einen Geschäftsfreund in Leipzig, einen Kaufmann Wagner, zu schreiben, und mich diesem als Commis zu empfehlen. Ungeduldig erwarteten wir die Antwort auf den von ihm abgesandten Brief. Endlich traf sie ein, und auf Mayers Empfehlung hin wurde ich als Commis angenommen. Leider übersahen wir es, daß kein festes Gehalt für mich bestimmt worden war, und daß mein Vater in seiner damaligen, schlechten Finanzlage das Reisegeld nach Leipzig für mich nicht hergeben konnte. Aber Mayer wußte auch hierin Rath. Er versprach, sich bei Wagner zu verwenden, daß er mir ein bestimmtes kleines Gehalt aussetzte, und verschaffte mir zur Ersparniß der Reisekosten, als seinem angeblichen Secretär, eine Marschroute, nach welcher ich auf der ganzen Strecke ohne Bezahlung einquartiert werden mußte. Ich erhielt also meinen Platz auf einem, mit Mayers Pferden bespannten, großen Wagen, der mit zusammengekauften oder vielmehr eroberten Effekten aller Art beladen war.

Im väterlichen Hause verursachte diese bevorstehende Reise Kummer und Bestürzung. Ich sollte vom Elternhause, das ich fast noch nie verlassen, vielleicht auf viele Jahre scheiden. Mein Vater hatte eine berechtigte Furcht, einen so jungen Menschen mit zweifelhafter Empfehlung in die weite Welt zu schicken, Mutter und Geschwister trennten sich aber nur sehr ungern von dem geliebten Sohn und Bruder. So kam der 5. April 1809 heran, welcher für die Abreise bestimmt war. Mit vielen guten Ermahnungen, damit Haus zu halten, händigte mir mein Vater sechs holländische Dukaten ein. Die gute Mutter versah mich mit Nahrungsmitteln für die Reise, und auch die Geschwister hatten ihre Sparkassen ausgeschüttet, um mir eine kleine Reisekost mit auf den Weg zu geben.

Ehe ich aber zur Beschreibung meiner Reiseabenteuer schreite, will ich eine kleine Schilderung von den Verhältnissen in meiner Vaterstadt einschalten, soviel ich davon damals hatte beobachten können.

Der eigentliche Seehandel Danzigs hatte schon seit Jahr und Tag aufgehört, da die Continentalsperre seit geraumer Zeit verhängt war. Im Mai 1807 wurde nun noch Einzelnen die Erlaubniß ertheilt, Kaper-

schiffe auszurüsten, welchen das Recht gegeben wurde, die mit Ladung von England heimkehrenden Danziger Schiffe abzufangen. Der Hauptinhaber eines solchen Kaperbriefes war ein aus Frankreich stammender Danziger Kaufmann A. . . . Im Besitz einer solchen Licenz, welche ihm nur unter dem Versprechen einer sehr bedeutenden Abgabe vom Raube an General Rapp, dem Gouverneur von Danzig, gegeben worden war, verstand dieser Mann, sich in kurzer Zeit durch Kaperei ein Vermögen von mehreren Millionen Franken zu erwerben, obwohl General Rapp wohl eben soviel verdiente, und jeder Matrose einen Prisenantheil empfing. Ich habe späterhin zu meiner Freude erfahren, daß das so unrechtmäßig erbeutete Capital des betreffenden Kaufmanns in Frankreich bei gewagten Speculationen wieder verloren gegangen ist.

Dieses Kapern von Danziger Fahrzeugen war übrigens nur der Anfang von allerhand Gewaltthätigkeiten der Franzosen in meiner Vaterstadt. Sie hatten ja Danzig nur zu einem Freistaat erhoben, um festen Fuß in einer Festung an der Ostsee zu fassen, ließen sich für dieses Geschenk der Freiheit einige Millionen sogenannter Kriegsentschädigungen zahlen und bürdeten dem neuen Freistaat die Unterhaltung einer Besatzung von 30,000 Mann auf. Die Offiziere erhielten volles Freiquartier bei den Bürgern, die Gemeinen nur Rationen von Fleisch und Brod. Es sank in Folge hiervon der Werth des Grundbesitzes in der Stadt allmälig immer tiefer, und viele Einwohner brachten die Schlüssel ihrer Häuser auf das Einquartierungsbureau, und leisteten Verzicht auf ihren Besitz. Zur Strafe aber wurden sie dann als Widerspänstige auf acht Tage eingesperrt. Zu diesen Unglücklichen gehörte auch ein Jahr nach meiner Abreise mein Vater.

Es gab in Danzig bis zum Jahre 1806 viele große und wohlhabende Handelsherren, die mit Holz und Getreide, das ihnen von Polen auf der Weichsel zugeführt wurde, bedeutende Geschäfte machten. Dies Alles änderte sich mit dem Jahre 1807.

Merkwürdig vor Allen ist die Geschichte des Danziger Handelshauses Theodor Christian von Frantzius. Diese Firma hatte sich im Laufe der Zeit durch verständige Speculationen ein Vermögen von fast drei Millionen Thalern erworben. Der Chef des Hauses, ein geborener Lübecker, besaß, um den Holzhandel mit England zu betreiben, viele Schiffe von 400—500 Last, und hatte natürlich auch ungemein große Holzläger. In der verhängnißvollen Zeit der Continentalsperre verfaulten nun diese Holzvorräthe, die Speicher blieben, da die Weizenvorräthe für die Truppen requirirt worden waren, leer, und so sah sich dieses große Handelshaus genöthigt, im Jahre 1818 seine Zahlungen

einzustellen. Herr v. Frantzius war noch im Jahre 1807 so angesehen, daß er dem Kaiser Napoleon, der damals Danzig besuchte und eine Deputation der Kaufleute empfing, als der reichste Mann Danzigs vorgestellt wurde. Man erzählte sich, daß der Kaiser die Kaufleute der Commission in militärisch barschem Tone gefragt habe: „Eh bien, Messrs. quel est le plus riche?“ Die Verlegenheit der Kaufleute dieser brüsken Frage gegenüber war natürlich eine große und nur, als sie in einem noch barscheren Tone wiederholt wurde, bezeichnete man endlich dem Kaiser den v. Frantzius als den reichsten. „Aha, c'est vous?“ herrschte ihn der Gewaltige an.

„Combien de millions? — Oh, Sire, pas un seul,“ war die Antwort des geängstigten Mannes. Der Kaiser soll hierauf, zur Sache übergehend, die Deputation hart angelassen und von Widerspänstigen gesprochen haben, deren Börse er schon öffnen wolle. — Gleichzeitig mit den kaufmännischen veränderten sich auch die gesellschaftlichen Verhältnisse meiner Vaterstadt von Grund aus. Mit der allmäligen Verarmung trat unter französischem Einfluß eine gewisse Entsittlichung ein. Man hatte bisher sehr häuslich gelebt, und die Einförmigkeit dieses Lebens wurde nur von Zeit zu Zeit durch Zusammenkünfte unterbrochen, bei welchen es noch sehr altfränkisch zuging, da die Kaufmannsfamilien auf eine strenge Rangordnung nach Vermögen und Ansehen hielten. Das Alles hörte bald nach dem Einzuge der Franzosen auf. Waren dieselben in einem Hause einmal eingeführt, so wurden sie bald sehr vertraulich mit den Angehörigen desselben, kamen zu jeder Stunde des Tages zum Besuch und wußten sich angenehm und liebenswürdig zu machen. Die Danziger lernten erst durch die Franzosen die Vorzüge eines gesellschaftlich heiteren Lebens kennen. Den Reichthum hielt man in Frankreich für keinen Vorzug; man verwischte die Rangunterschiede und ließ gerne Jeden gewähren und leben, wie er konnte und mochte. Die Galanterien gegen das weibliche Geschlecht, welche die Franzosen in ihrem eigenen Lande für einen angenehmen Zeitvertreib ansahen, nahmen manche der Danziger Frauen für baare Münze. Denn soviel Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit erfuhren sie von ihren Männern, Brüdern, ja selbst von ihren Verlobten selten und so wurde manches Verhältniß angeknüpft, das später mit Schimpf und Schande endete. Die Franzosen wußten überdem ihre innere Rohheit mit einem gewissen Firniß feinsinniger Lebensart zu verdecken, der noch mehr zur sittlichen Entartung beitrug und alles Würdige und Anständige in Frage stellte. Nur der augenblickliche Lebensgenuß galt ihnen als das einzig Wahre. Ich will dies Gemälde nicht weiter ausführen, und

nur noch bemerken, daß nach dem Abmarsch der Franzosen Alles bald wieder ins alte Geleise zurückkehrte, und daß nach zehn Jahren nicht mehr viel von dem französischen Einfluß zu merken war.

Am 7. April fuhr ich in einem mit Leinwand bedeckten, von drei Pferden gezogenen Frachtwagen aus Danzig zum hohen Thore hinaus. Ich führte einen unerschöpflichen Schatz von Hoffnungen mit mir und fühlte mich von jugendlichem Freiheitsgefühl und feurigem Thatendrange beseeligt. Auch war ich überzeugt, daß es mir in der Zukunft garnicht fehlen konnte. Körperlich etwas schwächlich und verweichlicht, war ich sehr empfindlich gegen die Kälte und fror Anfangs tüchtig, aber die Aufregung der ersten Reise und die vielen neuen Eindrücke derselben ließen solch kleines Unbehagen nicht aufkommen. Wir reisten in kleinen Tagereisen von drei bis vier Meilen und wurden Abends, als der französischen Administration attachirte Secretäre, einquartiert. Auf Anordnung Mayers blieben wir zwei Tage auf einem Gute bei Neustadt, wo wir mit unserm Prinzipal, der uns gefolgt war, zusammentreffen sollten. Dann ging es weiter bis nach dem Städtchen Lauenburg, wo ich bei einer pensionirten Offizierswittwe einquartiert wurde, die mich mit gutem Willen aufnahm, aber so arm war, daß ich mit meinen mitgeführten Mundvorräthen aushelfen mußte.

Am andern Morgen, nachdem ich meinen Kaffee getrunken hatte, nahm ich Abschied von der würdigen Matrone und ihren beiden liebenswürdigen Töchtern, um die Reise durchs Pommerland weiter fortzusetzen. Die meisten Wirthe, bei denen wir einquartiert wurden, nahmen von uns nur wenig Notiz und mochten mich speciell, wenn sie hörten, daß ich ein Deutscher und Danziger sei, innerlich tadeln und gering schätzen, weil ich der Secretär eines Franzosen war. In Stolp trafen wir wieder mit Mayer zusammen. Er befand sich in Gesellschaft eines Capitäns Perrin, welcher sich mit Frau und Tochter und zugleich mit einem großen Train, drei Reitpferden und mehreren Dienern, auf der Reise von Danzig nach dem großen Hauptquartier befand. Dieser Herr hielt die Art, mit großem Gefolge zu reisen, und deshalb täglich nur drei bis vier Meilen machen zu können, für gewaltig langweilig und unerträglich. Den Dienern mochte er indessen seine Effecten nicht anvertrauen und nahm Mayers Anerbieten, dieselben meiner und seines Secretärs Löwe Obhut zu übergeben, gerne an, um seine Reise mit Extrapost schneller fortsetzen zu können.

Ich hatte den Capitän Perrin und seine Familie schon in Danzig oberflächlich kennen gelernt, wurde ihm jetzt förmlich vorgestellt und er-

hielt von ihm die Versicherung einer Gratification, wenn ich seine Effecten, vereint mit denen Mayers, vorläufig sicher bis Leipzig bringen wolle. Auch erlaubte er mir, eins seiner Reitpferde auf der Reise gelegentlich zu benutzen. Ich erhielt auch einiges Geld für unvorhergesehene Fälle, und bald darauf reisten Perrin und Mayer mit Extrapost ab und ließen ihre Sachen unter unserer Aufsicht langsam nachfolgen. Unsere Karawane bestand aus zwei dreispännigen Wagen, drei Reitpferden und vier Dienern, die die Pferde besorgten. Ich benutzte fast täglich eins derselben, und so kam ich, weit angenehmer wie bisher reisend, bald in bester Stimmung in Cöslin an. Diese hübsch und regelmäßig gebaute Stadt gefiel uns ungemein, und bot sich in derselben auch Gelegenheit, eine größere Gesellschaft mitzumachen. Auf der Ressource war nämlich Tanzabend, und uns wurde der Zutritt zu demselben angeboten. Hier hatte ich nun Gelegenheit, den liebenswürdigen Deutsch-Franzosen zu spielen, indem ich mich mit den alten Damen theils französisch oder mit einem Anflug von ausländischem Dialekt unterhielt, theils mit den jungen Damen mit Tanzen ergötzte. Nach vier Tagen trafen wir in Stettin ein, dessen moderne Bauart mir wieder sehr imponirte. Nach einem Rasttage wurde unsere Reise fortgesetzt. Die Marschroute von Stettin weiter verfolgte die Straße durch die Uckermark über Prenzlau, Oranienburg, Potsdam, ohne die Hauptstadt Berlin zu berühren. Da es schon in Danzig mein großer Wunsch gewesen war, Berlin kennen zu lernen, so dachte ich daran von einem nahe bei Berlin gelegenen Quartier einen Abstecher dorthin zu machen. Als wir in Werneuchen angekommen waren, erklärte ich meinem Collegen Löwe, ich wolle Herrn Mayer, der nach unserer Berechnung jetzt gerade in Berlin eingetroffen sein mußte, dort aufsuchen, um ihm über unsere bisherige Reise Bericht zu erstatten. Löwe hatte dagegen nichts einzuwenden; ebenso leicht ließ sich ein Reitknecht des Perrin bewegen, mir zu diesem Zweck ein Pferd seines Herrn zu geben, und es wurde verabredet, daß wir uns in Potsdam am dritten Tage wieder zusammenfinden wollten. In einen Mantelsack that ich einige Wäsche und Kleidungsstücke, schnallte denselben meinem Pferde auf und machte mich, in Erwartung großer Dinge, wohlgemuth auf den Weg nach der Hauptstadt.

Um mich bei meiner Ankunft in Leipzig und nach einer eventuellen Trennung von den Franzosen legitimiren zu können, war mir in Danzig ein preußischer Paß als Handelscommis mitgegeben, und mit diesem versehen, zog ich unbehelligt in Berlin ein. Mit meiner Kasse sah es allerdings schlecht aus. Außer den bewußten sechs Dukaten, die zu

wechseln ich eine heilige Scheu empfand, besaß ich nur wenige Thaler und fürchtete das berüchtigte theure Berliner Pflaster. Man hatte mir gerathen, in einem Ausspann am Schönhauser Thor abzusteigen, wo mein Pferd billig versorgt werden, und ich eine Schlafstelle um einen geringen Preis erhalten könne. Diesen Rath befolgte ich auch, kehrte in einem kleinen Gasthause, das meist von Fuhrleuten besucht wurde, ein, wechselte meine Kleider und hielt bald darauf zu Fuß meinen Einzug in Berlin. Der Eindruck, den die große Stadt auf mich machte, war ein überwältigender. Die Schönheit der Häuser, die Breite der Straßen die Größe der Plätze voll bewegten Lebens imponirten mir gewaltig. Ich lenkte meine Schritte über den Opernplatz, durch die Linden nach der Wohnung meines alten Freundes Buschins, den ich in Berlin wußte. Ich fand ihn zwar mit architektonischen Zeichnungen sehr beschäftigt, aber trotzdem erfreut über den unerwarteten Besuch und bereit, mein Cicerone zu werden. Da ich ihm mittheilte, daß ich nur wenig Geld besäße, so wurde ein billiges Speisehaus aufgesucht, ein Spaziergang nach den Zelten gemacht und dort ein Glas Weißbier getrunken, das uns köstlich mundete.

Die königlichen Hofschauspieler mußten wohl von meiner Ankunft Wind bekommen haben, denn es wurde zu meiner größten Freude mein liebstes Trauerspiel von Schiller, der Don Carlos, gegeben. Natürlich besuchten wir denn auch diese Vorstellung. Einen unaussprechlichen Eindruck auf mich machte die bezaubernde Erscheinung von Demoiselle Düring (nachherigen Mdme. Krelinger), welche die Prinzeß Eboli spielte. Gestalt, Ausdruck, Organ, poetische Auffassung ihrer Rolle, Alles vereinigte sich in ihr, um sie mir noch lange als das Ideal einer Schauspielerin erscheinen zu lassen.

Nachdem ich ganz voll von diesen gewaltigen Eindrücken die Nacht in meiner ärmlichen Herberge unruhig zugebracht hatte, fand ich mich am andern Morgen zeitig wieder bei Buschins ein, der mit mir die Besichtigung anderer Merkwürdigkeiten fortsetzte. Sehr glücklich machte es mich auch, für wenige Groschen meinen Geschwistern kleine Geschenke kaufen und nach Danzig schicken zu können. Abends wurde natürlich wieder ins Theater gegangen. Man gab „Fanchon, das Leiermädchen", eine der Lieblingsopern damaliger Zeit. Dann trennte ich mich von meinem Herzensfreund und ging nach meinem Nachtquartier, da ich am andern Morgen schon bei Zeiten meine Reise nach Potsdam antreten mußte. Der ganze Aufenthalt in Berlin kostete mich, einschließlich der Geschenke für die Meinigen, noch nicht drei Thaler, und meine Dukaten blieben ungewechselt. Am andern Morgen ritt ich um sieben

Uhr von Berlin ab und kam gegen Mittag in Potsdam an. Ich sollte dort Löwe in einer Ausspannung vor dem Berliner Thore treffen. Als ich auf den Hof des Gasthauses ritt, fand ich auf demselben zu meinem Schrecken den Reisewagen meines Prinzipals Mayer vor, nach dem ich mich in Berlin natürlich garnicht umgesehen, weil ich die beiden Tage uneingeschränkt für mich hatte benutzen wollen. Nun traf ich ihn hier ganz unvermuthet; er hatte mich schon vom Fenster des Wirthszimmers aus ankommen sehen und trat mir, ehe ich mich recht fassen konnte, erstaunt mit der Frage entgegen: „Sie hier und allein, und wo sind meine Effecten?“ Ich nahm alle meine Geistesgegenwart zusammen, erzählte ihm, daß der Wunsch, ihm über unsere bisherige Reise Bericht zu erstatten, mich von Werneuchen nach Berlin geführt, wo ich mich vergebens bemüht hätte, ihn ausfindig zu machen. Dann wäre ich, nachdem ich in Berlin seine Abreise erfahren, ihm hierher nachgeeilt. Es sei auch zwischen mir und Löwe verabredet worden, daß wir uns in Potsdam wieder zusammenfinden sollten, und würde derselbe wohl in ein paar Stunden ankommen. Glücklicherweise beruhigte sich Mayer mit dieser Auskunft, belobte mich sogar meiner Aufmerksamkeit wegen und lud mich zum Mittagessen ein. Ich war eigentlich besorgt, daß Löwe mit der Bagage noch nicht angekommen war und fürchtete schon, daß der Karawane vielleicht ein Unfall zugestoßen wäre. Aber diese Furcht war unbegründet, denn schon nach einiger Zeit kam Löwe mit den Wagen an, und mir fiel eine Centnerlast vom Herzen. Die Franzosen sind meistens oberflächlich und leicht zu täuschen. Daß ich Mayer in Berlin hatte aufsuchen wollen, erschien diesem als ein so entschiedener Beweis meiner Anhänglichkeit, daß er mich von der weiteren Führung der Frachtwagen entband, dieselben allein dem Secretär Löwe übergab und mir einen Platz in seinem Reisewagen einräumte. So hatte denn mein gewagter Streich einen ganz angenehmen Erfolg für mich, ja Mayer schien mich nach diesem Zwischenfall immer mehr in Affection zu nehmen. Im bequemen Reisewagen erreichten wir schon am nächsten Tage Magdeburg, wo Mayer einiger Geschäfte wegen einen Tag blieb. Dann wurde die Reise nach Leipzig fortgesetzt, wo wir am siebenten April ankamen. Wir stiegen in einem kleinen Gasthofe dritter Ordnung in der hallischen Vorstadt ab, was mir auch ganz recht war, da Mayer erklärte, nun nicht weiter für mich zahlen zu wollen. Nach dem Mittagessen schlenderte ich in der Gegend des Grimma'schen Thores umher und freute mich über die hübschen Anlagen daselbst. Mir ist Leipzig immer wie eine kleine Musterstadt vorgekommen, und ich verglich sie oft auch späterhin mit einem wohlgeordneten Hauswesen, in welchem

der Hausherr zwar den Prunk verschmäht, aber seine Freude am Schönen, Aesthetischen überall zum Ausdruck gelangen läßt. In mein Gasthaus zurückgekehrt, erwartete ich Mayer, der endlich spät Abends heimkehrte. „Ich bringe", sagte er, „unerwartete und unerfreuliche Botschaft. Denken Sie, Wilhelm, Bernhard Wagner, bei welchem Sie eintreten sollten, hat sich vor einigen Tagen fallit erklärt, und ich verliere selbst bei ihm eine große Summe Geldes". — Das war nun allerdings eine Hiobspost. Nur mit ein Paar Goldstücken in der Tasche, hundert Meilen von meiner Heimath entfernt, stand es schlimm mit mir, denn Mayer erklärte wiederholt, für mich nichts weiter thun, noch mir einen Vorschuß geben zu können. Ich fragte ihn, ob ich vielleicht bei dem Capitän Perrin angestellt zu werden hoffen dürfe, wenn ich diesem, der mich mit der Führung seiner Bagage beauftragt hatte, nachreiste und mein Anliegen vortrüge. Dieses wollte Mayer weder verneinen noch bejahen, und rieth mir, jedenfalls an meinen Vater zu schreiben, ihm mein Mißgeschick mitzutheilen und ihn zu bitten, mir eine geringe Summe zu überweisen, bis ich eine andere Stelle gefunden hätte. Er richtete sich darauf ein, einige Zeit in Leipzig zu bleiben, um seine Angelegenheit mit Wagner zu ordnen. Mit Ausnahme einiger Schreibereien, die ich für ihn besorgte, war ich jetzt vollständig frei und unabhängig, leider aber auch zu einer traurigen Unthätigkeit verurtheilt. Nach zwölf Tagen traf ein Brief meines Vaters ein mit einem einliegenden Wechsel über siebzig Thaler. Er erklärte darin, daß er sich das Geld von Görtz geborgt habe, und daß es das letzte sei, was er mir überhaupt senden könne. Ich sollte mich nur nach einer Stelle in Leipzig umsehn, denn in Danzig sei nicht darauf zu rechnen, irgend eine lohnende Beschäftigung zu finden. Dieser Brief rührte mich tief, und ich beantwortete ihn dankbar mit bewegtem Gemüth, sprach auch gegen Mayer aus, daß ich unter keinen Umständen meinem Vater noch ferner zur Last fallen wolle. Mayer, sonst ein kalter Egoist, zollte doch dieser meiner braven Gesinnung vollen Beifall und machte mir den Vorschlag, mit ihm nach Beendigung seines Geschäftes in Leipzig, in das große Hauptquartier der französischen Armee zu reisen, wo er mich bei seinen vielen Bekannten gewiß bald irgendwo unterbringen würde. Von Perrin, als Subalternoffizier, sei keine große Förderung zu erwarten, und daß ich dessen Bagage der Führung Löwes überlassen habe, wolle er schon verantworten. Dieses erschien mir denn auch vor der Hand Alles, was ich erwarten konnte, und ich nahm den Vorschlag mit großer Dankbarkeit an. Ehe wir Leipzig verließen, theilte mir Mayer mit, daß er noch einen Reisegefährten auf halbe Kosten gefunden habe, und daß ich daher

mit einem Platze auf dem Kutscherbocke vorlieb nehmen müßte. Der neue Reisegefährte war ein jüdischer Abenteurer aus Königsberg, von liederlichen Sitten, der in ähnlicher Absicht wie ich nach dem Hauptquartier reisen wollte. Wir fuhren nun bei Tag und Nacht in einem höchst unbequemen Wagen in fünfzig Stunden nach Regensburg. Hier verließ uns denn auch heimlich der Königsberger, ohne den geringsten Theil der Reisekosten bezahlt zu haben. In Regensburg machten wir einen Rasttag und hörten dort von dem gewaltigen Fortschritte der siegreichen französischen Armee. Im Speisezimmer des Gasthauses, in welchem wir eingekehrt waren, trafen wir eine Menge französischer Offiziere und Employés, die sich ebenfalls nach dem Hauptquartier begeben wollten. Mayer kannte sehr viele dieser Herren von früheren Feldzügen her, und es entspann sich bald eine lebhafte Unterhaltung über die neuerdings erfochtenen Siege der Franzosen. Man lachte, trank und ließ den Kaiser leben.

Ich muß mich noch heute wundern, daß die Erniedrigung meines unglücklichen Vaterlandes, welche sich immer klarer herausstellte, mir auch nicht einen Seufzer abzuringen vermochte. Ich war damals so überzeugt von dem militärischen Uebergewichte der Napoleonischen Kriegsführung, daß es mir als große Thorheit, ja wie ein Wahnsinn vorkam, wenn irgend eine fremde Macht das Schild gegen die große französische Armee zu erheben wagte. Und in der That, der kriegerische Geist hatte sich unter Napoleons Führung bei den Franzosen auf eine unglaubliche Art entwickelt; es galt ihnen nur eine Tugend, die Jeder haben, worin Jeder den Andern übertreffen wollte: Tapferkeit und Todesverachtung. An der Wirthstafel sprach man über die an der Ems und Donau erfochtenen Siege und hielt den Einzug Napoleons mit der großen Armee in Wien für bevorstehend oder bereits erfolgt. Mayers nächster Tischnachbar war ein commissair de guerre, welcher graden Weges aus Frankreich kam. Beide unterhielten sich sehr lebhaft, indem sie mich dabei fixirten. Nach aufgehobener Tafel stellte mich Mayer diesem Herrn vor, der erklärte, mich als Secretär annehmen zu wollen. Mein Gehalt würde er später nach Maßgabe meiner Dienste bestimmen. Ich müsse aber gleich meine Sachen packen und sie auf seinen Reisewagen bringen lassen, da er sofort ins Hauptquartier abzureisen gedenke. Ich nahm höchsterfreut diese Stelle an, obgleich mir das Wesen des Herrn Kriegscommissärs im höchsten Grade mißfiel. Er wollte gleich von vornherein mir gegenüber das barsche Benehmen eines Offiziers gegen seinen Burschen herauskehren. Mayer nahm von mir Abschied und belehrte mich, daß auf der Reise nach Wien meine Hauptaufgabe sein

würde, dem Herrn Commissär als Dolmetscher zu dienen, da derselbe der deutschen Sprache nicht mächtig sei.

Bald darauf saß ich denn auch mit dem Herrn in einem guten Reisewagen, und fort ging es mit schnellen Postpferden nach Wien zu. Das war nun einmal ein Ereigniß aus dem Stegreif, wie ich es liebte: Eine Anstellung, gleichsam vom Himmel gefallen und nicht mühsam durch unendliche Besuche und Suppliken errungen. Das war die französische Art, wie ich sie liebte: Einen Secretär beim Glase Wein engagirt, in den Wagen gesetzt und fortgefahren. Von einem Deutschen hätte man einen solchen raschen Entschluß gewiß nicht erwarten dürfen. Da hätte es ein Examiniren, ein Einholen von Erkundigungen, kurz ein Hin- und Herschwanken gegeben, wobei die beste Zeit verloren gegangen wäre. Ich nahm mir vor, mich meinem neuen Prinzipal in jeder Weise nützlich zu machen und mich bei ihm bestens zu insinuiren. Die ersten Versuche jedoch waren sehr entmuthigend. Er behandelte mich nach wie vor grob und pöbelhaft, und kein freundliches Wort kam aus seinem Munde. Bei genauer Beobachtung indessen kam es mir vor, als wenn sich der gute Mann, allein in einem fremden Lande, an der Seite eines unbekannten jungen Menschen reisend, sehr unbehaglich fühlte, und diese Furcht durch sein brüskes Wesen maskiren wollte. Er machte sich viel mit ein Paar Pistolen, die in der Wagentasche steckten, zu schaffen, fragte auch: „Croyez vous que les routes soient sûres?“ Auf meine Versicherung, daß es in Oesterreich nur brave Leute gebe, meinte er: „Sacredieu, je ne conseillerais pas à un de ces gredins de me toucher; je leurs ferai faire du chemin“. Als ich bald nachher eingeschlafen war, weckte er mich durch einen Rippenstoß mit Schimpfworten auf und meinte, er habe mich nicht mitgenommen, um zu schnarchen wie ein Esel. So gefiel mir meine neue Anstellung schon viel weniger, als Anfangs, doch war ich entschlossen, Alles mit Geduld zu ertragen und hoffte, seine pöbelhafte Natur endlich durch meine Liebenswürdigkeit zu besiegen. Für die Naturschönheiten der Straße an der Donau hatte solch ein Mensch natürlich keinen Sinn, und ich wurde wegen meiner lebhaft geäußerten Freude über die schöne Gegend von ihm verspottet und ausgescholten. Wir fuhren über Passau nach Linz zu und hatten unterwegs den ersten Anblick eines Schlachtfeldes. Zerbrochene Lafetten und Räder lagen umher, ja, wie es mir schien, sahen wir sogar Spuren vergossenen Blutes. Ich schauderte; doch mein Commissär lachte mich meiner Sentimentalität wegen aus. So ging die Reise weiter und wir erreichten in den ersten Tagen des Juni 1809, acht Tage nach der Einnahme der Stadt durch die

Franzosen, die Vorstadt Wiens. Ich wurde bald nach unserm Eintreffen von meinem Prinzipal in das Bureau des Platzcommandanten geschickt, um mir ein Quartierbillet zu besorgen. Plötzlich stand der ehemalige Capitän, jetzige Bataillonschef Perrin vor mir, den ich im pommerschen Städtchen Stolp verlassen hatte. „Wo sind meine Wagen", war seine erste Frage. „Herr Löwe, Mayers Secretär", antwortete ich, „führt sie ihnen zu, und werden Sie dieselben in drei bis vier Wochen bei sich haben. Ich bin hierher geschickt, um Ihnen diese Nachricht mitzutheilen, und in einigen Tagen, sowie er ankommt, wird Herr Mayer Ihnen dies Alles selbst bestätigen".

Innerlich war ich sehr besorgt, wie Perrin diese aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzte Erzählung aufnehmen würde, denn mit Recht konnte er einwenden, daß er nicht dem Löwe, sondern mir seine Equipagen anvertraut habe, und daß ich unter keinen Umständen meinen Posten hätte verlassen sollen. Allein der leichte, französische Sinn überwog, und er sagte nur: „C'est bien", einstweilen habe ich auch schon im Voraus für Sie gesorgt und eine Anstellung für Sie als Secretär im Platzbureau freigehalten. Mons. Perrier, geben Sie dem Mons. Berinté ein Quartierbillet als Secrétaire attaché au commandant de la place. Sie werden unter meiner Aufsicht selbst arbeiten und hier diesen Platz einnehmen".

Ei, der Tausend, dachte ich, hier giebt es Verdienst vollauf; aber meinen Kriegscommissär im goldenen Lamm, der mich ja förmlich engagirt und von Regensburg unentgeltlich hierhergebracht, konnte ich den so ohne Weiteres verlassen? Diese Reflection aber erledigte ich nunmehr schon mit französischer Lebhaftigkeit und Schnelligkeit, und nachdem ich Perrin für seine Güte herzlich gedankt, theilte ich ihm nur mit, daß Mayer mich einem Kriegscommissär, der kein Deutsch verstände, zur Begleitung mitgegeben habe, daß wir erst heute angekommen wären, und daß sich meine Effecten im goldenen Lamm in der Leopoldstadt befänden. „On va envoyer une ordonnance pour les chercher", war der kurze Bescheid. „En attendant prenez votre place, vous irez plus tard vous installer dans votre logis".

Würde nun der Herr Kriegscommissär sich meinen Austritt gefallen lassen, und würde er meine Sachen ausliefern wollen? Das war die Frage! Die Ordonnanz, die meine Sachen abholen sollte, nahm einen Zettel von mir mit, in dem ich den Kriegscommissär bat: de remettre les effetes de Mons. Behrend an porteur, und ich erwartete mit bangem Herzen die Rückkehr derselben. Die Bureaus des Platzcommandanten, in denen ich jetzt arbeitete, waren in einem großen Saale des Fries'schen

Palais auf dem Josephsplatze eingerichtet. Es waren dort fünf oder sechs französische Stabsoffiziere mit ihren Schreibern untergebracht. Perrin selbst schien einer der Thätigsten zu sein und beschäftigte außer mir zwei Secretäre, Sessnez und Lemaître, beide geborene Berliner von der französischen Colonie. Ueberhaupt schienen Deutsche am zahlreichsten im Bureau vertreten, da die vielfachen Beziehungen der Commandantur zur Einwohnerschaft die Kenntniß der deutschen Sprache unerläßlich machten.

Perrin gab mir gleich etwas abzuschreiben und entfernte sich dann, sodaß mein neuer College Sessnez mich über manches aufklären und belehren konnte. Ich erfuhr also, daß die Emolumente meiner Stellung in hundert Franken monatlichem Gehalt und freier Station beständen, und daß wir täglich an der sehr gut besetzten Tafel des Generals Mériage, unseres Platzcommandanten, speisen dürften. Ich war über diese Auskunft natürlich sehr erfreut, nur beunruhigte es mich gewaltig, ob mein früherer Prinzipal meine Sachen herausgeben würde. Doch bald darauf trat die Ordonnanz ein und brachte mir Mantelsack, Tasche, Hut und Regenschirm. „Was hat denn der Herr Kriegscommissär gesagt?“ fragte ich. „Nichts; er hat mir nur durch den Kellner die Sachen zustellen lassen“ war die Antwort.

Man gab mir darauf eine von dem General-Secretär Poirier unterzeichnete Ordre an die Municipalität: „Den Mons. Berinté, secrétaire attaché à l'état major de la place einzuquartieren.“ Ich war albern genug, gegen die Französirung meines Namens keinen Widerspruch zu erheben, um in meinem neuen Quartier für einen vollständigen Franzosen gelten zu können und verließ mit der Ordonnanz, welche meine Sachen trug, das Bureau, um mich nach dem Stadthause zu begeben. Während meiner Abwesenheit war, wie ich später erfuhr, mein alter Prinzipal, der Kriegscommissär, aufs Bureau gekommen, um sich ebenfalls ein Quartierbillet zu holen. Er hatte garnicht nach mir gefragt, reiste einige Tage darauf ab, und nie habe ich ihn wiedergesehen.

Im Stadthause angekommen, rieth mir die Ordonnanz, ein gutmüthiger Gensdarm, meinen Rang als den eines Lieutenants anzugeben, wodurch ich ein besseres Quartier und angemessenere Behandlung und Verpflegung von Seiten des Quartiergebers erwarten dürfe. Auch müsse ich mir bald einen Chapeau à trois cornes mit Kokarde und silbernen Quasten anschaffen, was mir mehr Relief geben würde. Nach langem Warten erhielt ich eine Anweisung auf ein Quartier bei einem Doctor der Medicin, Hennigsberg, in der Kärnthner Straße. Auf dem Billet war mein Offizierrang auch ordnungsmäßig vermerkt. Als ich

mit diesem Quartierbillet in der Wohnung des Doctors anlangte, wurde ich von dem Wirthe mit großer Zuvorkommenheit empfangen, nach einem reinlichen, gut möblirten Zimmer, mit Aussicht auf den Mehlmarkt, geführt und nach meinen ferneren Bedürfnissen gefragt. Ich lehnte vorläufig Alles ab, da ich doch gleich wieder nach dem Bureau mußte, um dem Commandanten General Mériage, vorgestellt zu werden, an dessen Tafel ich mit den anderen Herren des Gefolges speisen sollte. Eine halbe Stunde später war ich denn auch, nachdem ich mich so fein wie möglich gemacht hatte, wieder auf dem Bureau, und bald darauf wurde das ganze Personal zum Mittag zusammengeläutet. Vor dem Essen stellte mich Perrin dem Platzcommandanten mit den Worten vor: „Mon général, voilà un jeune homme, que j'ai engagé comme secrétaire, attaché a mon bureau", und damit war die Sache erledigt. Die Tischgesellschaft bestand aus zwanzig Personen, vierzehn Civilisten und sechs, dem Stabe des Commandanten attachirten Offizieren. Die Tafel war reich und so großartig hergerichtet, wie ich es natürlich noch niemals gesehen hatte. Sechs Diener in großer Livree servirten die aus zehn sehr gut zubereiteten Gängen bestehende Mahlzeit, zu der mehrere Sorten feiner Weine, unter welchen der Champagner natürlich nicht fehlte, gereicht wurden. Mein Tischnachbar, der gemüthliche College Poirier, erzählte mir, daß wir uns des Dargebotenen ohne Zurückhaltung bedienen dürften, denn unserm Herrn General koste dies alles garnichts. Der Lieferant dieser guten Dinge sei gezwungenerweise der reiche Banquier Graf Fries. Mir schien es damals unbegreiflich, daß ein Kaufmann Graf sein und einen so großen Luxus entfalten konnte. Wer hätte es gedacht, daß dieser reiche Herr Graf Fries fünfzehn Jahre später bankbrüchig werden, und daß sein Freund und Theilnehmer, der Hamburger Patricier Parisch, sich aus Gram darüber das Leben nehmen würde!

Nach französischer Sitte wurde aber unsere Tafel schon immer nach einer Stunde aufgehoben und man verfügte sich in ein anliegendes Billardzimmer, wo man den Kaffee einnahm. Abends hatten wir nur noch wenige Stunden im Bureau zu arbeiten. Am ersten Tage kam ich schon um acht Uhr in meine Wohnung und war todmüde, denn ich hatte seit Leipzig jede Nacht im Wagen, und zwar auf dem Kutscherſitze, zugebracht und schlief daher wohl an zwölf Stunden in meinem bequemen Bette ohne Unterbrechung. Am andern Morgen, als ich erwachte, kam mir alles Erlebte wie ein Traum vor; ich überdachte meine augenblickliche Lage nach allen Richtungen hin, und beschloß vor allen Dingen, Etwas zu ersparen, damit ich für den Fall, daß sich

meinem Fortkommen hier Hindernisse in den Weg stellen sollten, die Kosten der Rückreise in meine Vaterstadt bestreiten könne. Diese Ersparnisse zu machen, schien mir bei meinem monatlichen Gehalt von hundert Franken, da ich überdies reichlich mit Kleidungsstücken versehen war, sehr leicht möglich.

Mit meinem Quartiergeber beschloß ich mich auf guten Fuß zu setzen, fand auch, daß der Doctor Hennigsberg kein unangenehmer Mann war. Wenig bemittelt, lebte er als Junggeselle mit seiner hübschen, aber ziemlich einfältigen Nichte, die mit einer Köchin zusammen den Haushalt führte. Als mein Wirth nach einigen Tagen bemerkte, daß sich meine Bedürfnisse nur auf den Morgenkaffee beschränkten, wurde er und seine Nichte noch freundlicher und liebenswürdiger. Ich merkte damals trotz meiner Unschuld, daß diese Liebenswürdigkeit meines Wirthes darin ihren Grund hatte, daß ich ihm eine sehr wohlfeile Einquartirung war.

Um acht Uhr erschien ich wieder auf dem Bureau und machte die nähere Bekanntschaft aller meiner anderen Collegen. Die Zuneigung meines besonderen Chefs Perrin erwarb ich mir bald durch Dienstfertigkeit, muntere Laune und eine gewisse Naivität, die er zwar belachte, aber eigentlich wohl gern leiden mochte. Seine Protection beim General, sein oft ausgesprochenes Lob meiner manières ingenues und meiner guten Handschrift, erregten den Neid mancher Kameraden, und ich erhielt den Beinamen: L'enfant chéri de monsieur Perrin. Nach einigen Wochen erschien im Bureau ein weiterer Secretär meines Chefs, und dieses war mein alter Schulfreund und Landsmann Döring, welchen ebenfalls ein französischer Arzt, der bei seinen Eltern einquartiert war, von Danzig hierher mitgenommen hatte. Döring wurde bald mein täglicher Begleiter bei Ausflügen in und um Wien, und wir verlebten schöne Tage miteinander. Keine Reue trübt die Erinnerung an diese Zeit, da wir Beide das Leben jugendlich poetisch und sentimental auffaßten und uns von jeder Rohheit und Liederlichkeit fernhielten. Mein Freund war gleich mir ursprünglich Kaufmann, conditionirte später in England, etablirte sich in Liverpool und ging von dort als Beamter der Ostindischen Compagnie nach Calcutta, wo er eine reiche Frau heirathete und dort noch lange als wohlhabender Mann lebte. Auch mit anderen Bureaubeamten und Offizieren kam ich in häufige Berührung, und bei Allen war ich wohl gelitten. Sie behandelten mich eben wie ein fröhliches, sorgloses Kind und sagten wohl unter sich: „C'est un enfant, mais il a de l'étoffe". Solche Aeußerungen kamen auch dem General Mériage zu Ohren, der mich öfters anredete; ich aber hatte eine

unbegreifliche, kindische Furcht vor dem hohen Herrn und benahm mich schweigsam und zurückhaltend.

Perrins eigentliches Ressort waren statistische Berichte über die französische Armee in und um Wien, welche dem Marschall Berthier eingesandt werden mußten, außerdem aber auch die Administration der Gefängnisse in der Stadt. Für diese wurden sogenannte Prison-Billette gedruckt, die folgenden Inhalt hatten: Le geôlier de la prison militaire X. retiendra le nommé X. jusqué a — — Diese Billette lagen auf unsern Schreibtischen und durften nach Ausfüllung nur mit dem Stempel des Platzcommandanten versehen werden, um Gültigkeit zu erlangen. Die Gefangenwärter waren meistens Oesterreicher, die gar kein Französisch verstanden, die aber, wenn sie den bekannten schwarzen Stempel auf dem Prison-Billet sahen, pflichtgetreu Jeden, ob er nun gemeiner Soldat, oder Offizier, Baron oder Graf, Marketenderin oder vornehme Dame war, ins Loch steckten, bis der Fall zur näheren Untersuchung und Aburtheilung kam. Außerdem gab es auch in unserm Bureau Freilassungskarten (billets de relâche), die jedoch von dem General eigenhändig unterschrieben werden mußten. Das war die Hauptbeschäftigung auf unserm Bureau. Die Thätigkeit war also nicht sehr anstrengend, und wir plauderten und schwatzten mehr als wir arbeiteten. Dieses Leben war ganz nach meinem Geschmack, und ich fand sogar die Nachtwachen, zu welchen zwei von uns abwechselnd bestimmt waren, garnicht so schlimm. Man stellte uns zwei gute Feldbetten zur Disposition, von denen wir höchstens drei oder vier Mal aufgestört wurden, um einzelne Individuen, die von den Patrouillen Nachts als Ruhestörer aufgefangen, mittelst der unterstempelten billets de prison ins Gefängniß befördern zu lassen. Eines Nachts wurde ich denn auch aus dem süßesten Schlaf gestört, und mir zwei zerschlagene und blutige Männer, die von einer Patrouille aufgegriffen waren, vorgeführt. Mit halbwachen Augen starrte ich sie an, nahm, da ich bei ihnen französische Uniformen bemerkte, von meinem Schreibtisch ein Prison-Billet, füllte aus: Deux militaires inconnus amenés par la garde, setzte den Stempel und meine Unterschrift herunter und überreichte das Billet dem Corporal der Patrouille, der respektvoll das Gewehr anfaßte und den Gefangenen zurief: „En avant à la prison du „Rothe Thurm". Am andern Morgen brach über meine etwas willkürliche Rechtsverwaltung denn doch ein leises Donnerwetter aus. Die Inculpaten wurden vor Perrin geführt und es ergab sich, daß ich zwei sogenannte „adjudants et sous-officiers" hatte einstecken lassen, die mit ihren Wirthsleuten wegen einer Schüssel Gemüse in Streit gerathen waren, worauf die Wache zur Hülfe gerufen war.

Nachdem die Soldaten mit Ermahnungen, friedlich mit ihren Wirthen zu verkehren, fortgeschickt worden waren, nahm mich Perrin beim Ohr und sagte: „Je crois, que ce drôle emprisonnerai même sa mère!“ Etwas bestürzt war ich, als beim Mittagstisch Perrin diesen Vorfall dem General meldete, beruhigte mich aber, als dieser die Sache auch nur lächerlich fand und weiter kein Aufhebens davon machte. —

Ich erinnere mich nicht mehr, wie lange ich in meinem ersten Quartier bei dem Doctor geblieben bin. Es mögen wohl vier Wochen gewesen sein. Aber ich fühlte mich dort, obgleich mein Zimmer freundlich war, nicht recht behaglich und wäre lieber bei einer Familie einquartiert gewesen, in welcher ich meine Abende mit Musiciren und Vorlesen zubringen konnte. Als ich nun meine Unzufriedenheit mit dem Quartier meinem Chef mittheilte, fragte er mich, wieviel mir denn mein Doctor für das von ihm nicht gelieferte zweite Frühstück und Mittag vergütigte. Als ich ihm darauf antwortete, daß es mir garnicht eingefallen sei, eine Vergütigung zu beanspruchen, versicherte er mich, daß alle Platzadjutanten und Secretäre eine solche erhielten und sie als ein Supplement ihres spärlichen Gehalts ansehen. Diese Mittheilung war mir insofern sehr interessant, als ich einen Weg sah, auf dem ich meine Ersparnisse vermehren konnte. Da ich nun weiter fragte, ob auch alle Wirthe bereit wären, eine solche Vergütung zu geben, meinte er, daß dies nicht immer der Fall wäre und daß, um Weitläufigkeiten zu vermeiden, es am Besten sei, mein Quartier zu wechseln. Ich dankte ihm für seine Auskunft, und er erbot sich, mir ein neues Quartierbillet auf ein bürgerliches Spital auszustellen, welches indessen keine Einquartierung mit Verpflegung aufnehmen konnte, da es selbst sehr viel Insassen zu verpflegen hatte. Ich empfing nun dieses neue Billet, schnürte am andern Morgen mein Bündel, nahm Abschied von meinen alten Wirthsleuten und begab mich nach dem sogenannten Bürgerspital, wo mir der Inspector sogleich mit dem Vorschlag entgegen kam, sich wegen der Beköstigung mit mir zu einigen, worauf wir übereinkamen, daß er mir pro Tag acht Franken Entschädigung zahlen solle. Da nun nach sechs Wochen unser Gehalt auf 150 Francs per Monat erhöht wurde, so hatte ich mit der Vergütigung eine monatliche Einnahme von beinahe 400 Francs, konnte meine etwas ärmliche Kleidung verbessern und doch noch eine kleine Summe zurücklegen. Die Wohnung im Bürgerspitale war freilich nicht so freundlich und gemüthlich wie bei Doctor Hennigsberg, aber ein gutes Bett und das nothwendige Ameublement fehlten keineswegs und ich war mit meinem Tausch wohl zufrieden. Zu meinen jetzigen reichlichen Einnahmen kamen bald noch einige andere hinzu. So traf z. B. ein Mann in Wien ein,

der eine Affen- und Hundecomödie aufführen wollte. Er gebrauchte dazu einen Erlaubnißschein von der Commandantur, und das Ausstellen solcher Scheine gehörte ebenfalls zum Ressort Perrins. Der Mann war, da Perrin abwesend, verschiedene Male vergebens nach seinem Concessionsschein gekommen, und ich mußte ihn immer wieder auf einen andern Tag vertrösten. Endlich bat er mich um eine private Audienz außerhalb des Bureaus, und als ich im Corridor angekommen war, drückte er mir ein Paar silberne Sporen, die er in der Tasche verborgen hatte, in die Hand. Ich war zuerst sehr entrüstet über diesen Bestechungsversuch und erzählte bald darauf die ganze Geschichte, das corpus delicti in der Hand haltend, meinem Chef. Dieser lachte, ließ die Concession sofort ausfertigen und meinte, ich solle die Sporen nur ruhig behalten.

In diese Zeit fällt auch meine Bekanntschaft mit einer Familie Lisle, welche mich bei sich aufnahm, und damit war auch mein Wunsch erfüllt, Eingang zu haben in ein Haus, in dem ich musiciren und ästhetische Conversation führen und die Erinnerung an die schönen Abendstunden im Bertlingschen Hause wieder auffrischen konnte.

Ich hatte die Bekanntschaft der Familie Lisle dadurch gemacht, daß ich in ihre Wohnung geschickt wurde, um zu untersuchen, ob dort ein schickliches und angenehmes Quartier für einen unserer Offiziere vorhanden wäre. Der biedere, alte Herr des Hauses mit Frau und zwei Töchtern, von denen eine verheirathet war, empfing mich freundlich, zeigte mir die für etwaige Einquartirung übrigen Zimmer und klagte sehr über die schwere Zeit. Er nahm mich durch seine Freundlichkeit so für sich ein, daß ich beschloß, über das vorgefundene Quartier ungünstig zu berichten, um die Familie von der Last der Einquartierung zu befreien. Ich konnte dies mit gutem Gewissen thun, da mir ein paar kleine, dunkle Zimmer als für die Einquartierung bestimmt, gezeigt worden waren. Der Offizier leistete denn auch auf die Wohnung Verzicht und ließ sich ein anderes Quartierbillet ausfertigen. Um die Familie nun aber auch ganz und gar von jeder ferneren Einquartierung zu befreien, that ich einen weiteren Schritt. Schon früher hatte ich von meinen sauberen Herren Collegen erfahren, daß sie sich nicht eins, sondern mehrere Quartierbillete hatten geben lassen, um von mehreren Wirthen Vergütigung für Verpflegung zu erhalten. Dies kam mir natürlich so unrecht und betrügerisch vor, daß ich mich lieber auslachen lassen, als diesem Beispiele folgen wollte. Aber ein Quartierbillet auf das Lislesche Haus mir geben zu lassen, nicht etwa, um mich dadurch zu bereichern, sondern um die Familie von der Einquartierungspflicht zu

befreien, das schien mir ganz recht, ja edel und gut. Der allzeit dienstfertige Poirier war denn auch bereit, mir ein zweites Einquartierungsbillet auf das Lisle'sche Haus zu geben. Mit diesem stellte ich mich dann der Familie als ihren Einquartierten vor, versicherte aber zugleich, daß ich auf eine Aufnahme bei ihnen Verzicht leiste und die Familie nur dann mit meiner Gegenwart belästigen würde, wenn sie mir ab und zu einen freundschaftlichen Besuch gestatten wolle.

So war ich in dieses Haus eingeführt und verkehrte seit dieser Zeit viel und gern in demselben.

Eine gewisse Unruhe verursachte mir um diese Zeit das lange Ausbleiben des Löwe mit Perrins Sachen. Endlich jedoch kam er an und lieferte Alles richtig ab bis auf einen Sattel, der auf unerklärliche Weise verloren gegangen war. Perrin, natürlich ärgerlich darüber, drohte mir: „Vous me la paierez". Nach einiger Zeit waren indessen Sattel und Entschädigung vergessen.

Während dieser kleinen Ereignisse kam der 8. Juli heran, an dem die große Schlacht bei Wagram geschlagen wurde. Wir hörten den ganzen Tag über den fernen Kanonendonner, und ängstliche Erwartung malte sich auf den Gesichtern aller deutschen Einwohner, während die Franzosen selbst im felsenfesten Vertrauen auf das Genie und Glück ihres großen Heerführers auch nicht die geringsten Anstalten zum Verlassen der Stadt trafen, die sie doch, ging die Schlacht verloren, unbedingt räumen mußten. Auch auf unserm Bureau ging Alles seinen gewohnten Gang, und die Franzosen scherzten in ihrer Soldatensprache während der Kanonade: Allons! le voilà, qui les rossera joliment. Vom Abend der Schlacht bis zum frühren Morgen hatten wir viel mit Unterbringung der zahlreich eintreffenden Verwundeten zu thun. Welche entsetzlichen Scenen des Kriegselends spielten sich da vor meinen Augen ab! Getragen, geführt, oft schon mit dem Tode ringend, langten Schaaren dieser Unglücklichen in der Stadt an. Ich war vor Mitleid ganz aufgelöst, und noch heute steht mir das Bild eines blutjungen österreichischen Offiziers lebhaft vor Augen, dem beide Beine zerschossen und schon auf dem Schlachtfeld amputirt waren. Wir waren, vom tiefsten Mitleid erregt, gleich mildthätig gegen Freund und Feind, und es gelang uns mit vieler Mühe und Anstrengung alle Verwundeten bis zum nächsten Abend unterzubringen. Im Laufe des Tages vernahm ich, daß das siebente französische Infanterieregiment sehr stark im Feuer gewesen und fast ganz aufgerieben worden sei. Das war ja das Regiment, bei dem der brave Capitän Cherly stand, der Freund meines väterlichen Hauses, der, wie ich früher erzählt, lange bei uns im Quartier gelegen

hatte. Große Besorgniß empfand ich über sein Schicksal, und bald erfuhr ich denn auch durch die auf dem Bureau eingehenden Listen, daß Eberly verwundet ins Offizierhospital gebracht worden wäre. Schleunigst eilte ich dorthin und fand den wackern Capitän mit einer Schußwunde in der Schulter, die ihm große Schmerzen zu verursachen schien, auf einem elenden Bette liegend vor. Er war überrascht, und sehr erfreut, mich hier, fern von meiner Vaterstadt, wiederzusehen, und nachdem ich ihm meine bisherigen Schicksale geschildert und über meine augenblickliche Stellung Mittheilung gemacht, versprach ich, ihn so bald als möglich in ein gutes Bürgerquartier überführen zu lassen. Das gelang mir auch in kurzer Zeit, und ich war froh und beglückt in dem Bewußtsein, eine Schuld der Dankbarkeit gegen Eberly abtragen zu können. Er wurde bald darauf geheilt entlassen, ging zu seinem Regiment zurück, soll aber später in dem unglücklichen, russischen Feldzug umgekommen sein.

So vergingen Juli und August unter mancherlei Beschäftigungen und Vergnügungen. Namentlich wurde mir das Theater eine Quelle vielfältigen Genusses. Wir hatten zwar die Erlaubniß, die Loge des Generals zu besuchen, zogen es aber vor, uns im Parterre unter die guten Wiener Bürger zu mischen, deren ewig heitre Laune selbst der harte Druck der Zeit nicht trüben konnte. Eines Abends stand ich also im Parterre des „Theaters an der Wien“ und schaute mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Bühne, auf der irgend ein romantisches Ritterschauspiel aufgeführt wurde. Da kam es mir vor, als ob eine hinter mir stehende Person sich mit einem meiner Rockschöße zu schaffen machte, in dessen Tasche ich unvorsichtigerweise außer meinem Schnupftuch auch die Brieftasche mit meinen Ersparnissen gesteckt hatte. Ich wandte mich um, erblickte aber nur einen sehr fein gekleideten Herrn, der ebenfalls sehr aufmerksam nach der Bühne schaute. Sicher hatte ich mich also geirrt. Als ich jedoch nach einer Weile mein Taschentuch aus der Rocktasche nehmen wollte, fand ich zu meinem größten Schrecken dieselbe leer und Taschentuch und Brieftasche verschwunden. In großer Betrübniß das Theater verlassend, sah ich auf einem freien Platze vor demselben einen dichten Kreis von Menschen um einige französische Gensdarmen geschaart, welche einen jungen Menschen am Kragen gefaßt hielten, von dem ein anderer Herr behauptete, er hätte ihm seinen Hut gestohlen. Man denke sich mein Erstaunen, als ich in dieser Persönlichkeit denjenigen wiedererkannte, der im Theater hinter mir gestanden und sich an meinen Rockschößen zu schaffen gemacht hatte. „Monsieur“ redete ich den Gensdarm gravitätisch an, „je suis secrétaire du général Mériage, commandant de la place. Je suis bien aise, que

vous ayez attrapé ce voleur; tenez le bien. C'est lui que je reconnais parfaitement pour m'avoir volè il n'ya pas dix minutes mon portefeuille, contenant 70 florins. Fouillez le'faites lui rendre mon argent et suivez-moi au bureau de la place; je vous remettrai un billet de logement pour le gaillard, qui lui confiendra parfaitement". „C'est trez bien, monsieur", war die Antwort des Gensdarms, der sich gleich daran machte, die Taschen des Inculpaten, welcher erklärte, mich garnicht zu kennen, zu untersuchen, wobei sich leider meine Brieftasche nicht vorfand. Da ich jedoch sehr sicher zu sein glaubte, daß er der Dieb meiner Sachen wäre, befahl ich, den Burschen nach unserm Bureau abzuführen. Dort nahm ich ihn ins Verhör und obgleich ich ihn mit langem Gefängniß bei Wasser und Brod bedrohte, betheuerte er nach wie vor seine Unschuld, behauptete auch, den fremden Hut nur aus Versehen mitgenommen zu haben. Da mir nun nichts übrig blieb, als ihn in's Gefängniß zu schicken, fertigte ich einen Haftbefehl für ihn aus, dem ich das bei wichtigen Fällen übliche „au secret" beifügte.

Am andern Morgen ging ich nach dem Gefängniß, um den Dieb noch einmal zu verhören. Der Gefängnißwärter, ein gemüthlicher Oesterreicher, machte mich darauf aufmerksam, daß die Wiener Taschendiebe ein sehr verstocktes und verschmitztes Corps seien. „Sie können den sitzen lassen", meinte er, „bis er schwarz wird, und er gesteht doch nichts. Das einzige, vielleicht wirksame Mittel, um ihn zum Geständniß zu bewegen, würden einige, mit soliden Haselstöcken verabfolgte Hiebe sein, zu denen ich, setzte er hinzu, Ew. Gnaden um so dringender rathen kann, als dann der Spitzbube nach Entledigung seiner Beinkleider Gelegenheit giebt, noch etwa Verstecktes bei ihm zu finden". Vor der Hand wollte ich aber noch mit Güte vorgehen und versprach dem Dieb seine sofortige Freilassung, wenn er mir meine Brieftasche wiedergäbe. Mein Zureden schien jedoch auf ihn keinen Eindruck zu machen, ja er fing sogar an zu schreien und zu toben und sprach von himmelschreiender Ungerechtigkeit und Tyrannei. Jetzt wurde auch ich ärgerlich und befahl dem Gefängnißwärter, seine gerühmten Haselstöcke herbeizuholen, indem ich hoffte, ihn vielleicht durch ein paar Hiebe zum Geständniß bringen zu können. Der Wärter brachte eine Bank in die Zelle, und der Unglückliche wurde auf den Bauch gelegt und mit Riemen an dieselbe festgeschnallt. Bei diesen Zurichtungen wurde mir aber doch etwas unangenehm zu Muthe, und ich versuchte noch einmal, den Dieb durch Güte zum Geständniß zu bewegen. Der blieb jedoch bei der Behauptung, unschuldig zu sein, und nun befahl ich dem in solche Executionen schon geübten Schergen, dem Menschen einige kräftige Hiebe zu verabfolgen.

Schon nach dem fünften oder sechsten Schlag schrie er vor Schmerz auf, flehte um Erbarmen und erklärte, alles gestehen zu wollen. Das war mir sehr lieb, denn länger hätte ich diese barbarische Procedur nicht mit anschauen können. Ich ließ ihn also losschnallen, und, nachdem ich ihn vermahnt hatte, künftighin nie wieder Taschendiebstähle versuchen zu wollen, fragte ich, wo denn nun meine Brieftasche sei. Er gestand, sie einem Freunde zugesteckt zu haben und versprach, denselben durch den Gefängnißwärter zur Herausgabe derselben veranlassen zu wollen. Darauf verließ ich das Gefängniß, mir doch allerhand Vorwürfe über mein abgekürztes Verfahren machend. Meine Pflicht wäre es zweifellos gewesen, im Bureau über das Vorgefallene und die Verhaftung des Diebes Bericht zu erstatten. Die körperliche Züchtigung aber, zu der mir die Oesterreicher gerathen, war bei der französischen Justiz vollständig verpönt und konnte mir schweren Tadel einbringen. —

Als ich am nächsten Morgen wieder ins Gefängniß kam, benachrichtigte mich der Wärter, daß der fragliche Dieb ein ganz nichtswürdiger Lügner sei, denn der Freund, zu dem er ihn geschickt hätte, wäre nirgends zu finden gewesen. Ich machte nun in gewaltiger Aufregung dem Burschen von Neuem die heftigsten Vorwürfe. Dieser entschuldigte seine Lüge mit den furchtbaren Schmerzen bei der Züchtigung, und bestritt wiederum mit voller Entschiedenheit, den Diebstahl begangen zu haben. Was blieb mir also nun zu thun? Hätte ich den Kerl aus dem Gefängniß entlassen, so hätte er mich noch ausgelacht, wenn ich dagegen jetzt noch auf dem Platzbureau die verspätete Meldung von dem Diebstahl machte, so kam mein eigenmächtiges, strafälliges Verfahren ans Tageslicht. Der Mensch schien dies Schwanken von meinem Gesichte abzulesen, wenigstens spielte ein verzweifelt ironischer Zug um seine Lippen, und aus seinen Augen leuchtete es wie Triumph. Hierdurch aufs Aeußerste gereizt, befahl ich den Profossen, die bekannte Bank wieder hereinzuschaffen und die Vorbereitung zur Wiederholung der Prügelstrafe zu treffen. Als der Dieb so den Ernst der Situation inne wurde, verließ ihn doch der Muth. Er warf sich mir zu Füßen und schwor, nunmehr die reine Wahrheit zu sagen und mir meinen Verlust ohne Weiteres ersetzen zu wollen. Er gab an, die Brieftasche seiner Schwester zugesteckt zu haben und wolle jetzt den Wärter mit einem Brief an dieselbe senden, die wenigstens das Geld, da die Brieftasche wohl schon vernichtet sei, schleunigst ausliefern werde. Ich versprach, am folgenden Morgen wiederzukommen, und mein Geld in Empfang zu nehmen.

Im Bureau wurde ich am Abend vor dem Diner in das Kabinet unseres Generals beordert. Dies war ein außergewöhnliches Ereigniß

und beunruhigte mich sehr, da ich befürchtete, daß es mit meinem eigenmächtigen Verfahren gegen den Dieb zusammenhängen könne. Als ich zitternd und zagend beim General eintrat, reichte mir dieser ein Schreiben der Wiener Municipalität mit den sehr barsch gesprochenen Worten: „Lisez cela“. In dem Schreiben war mein eigenmächtiges Einschreiten bei der Verhaftung des jungen Menschen, dem ich Stockprügel hatte verabfolgen lassen, weitläufig dargestellt und eine Supplik des Diebes an den Magistrat beigelegt. Der infame Kerl hatte, statt des Briefes an das Frauenzimmer, diese Schrift an den Magistrat im Gefängniß aufgesetzt und abgesandt. Während ich das Aktenstück durchlas, schien der Boden unter mir zu wanken, und ich brach in Thränen aus, doch nahm ich mich zusammen, machte ein aufrichtiges Geständniß von dem ganzen Vorfall, indem ich hinzufügte, daß die Prügelstrafe mir selbst von den österreichischen Wärtern angerathen wäre, und daß nur die Ueberzeugung, ein humaneres Verfahren würde bei dem verstockten Böse-wicht ohne Resultat bleiben, mich zu diesem äußersten Schritt verleitet habe. Der Zorn des Generals war bei der Offenheit meines Bekenntnisses schon etwas verraucht. Er hielt mir eine längere Strafpredigt, in der er mich versicherte, daß die „grande nation“ körperliche Züchtigungen als der Menschenwürde widersprechend, im Principe perhorresciere, und beauftragte dann den Generalsecretär, der Municipalität mitzutheilen, daß der junge Mensch aus dem Gefängniß entlassen und dem Secrétaire Berinté sein eigenmächtiges Verfahren streng verwiesen worden sei. „Ihre Strafe“, sagte er dann, sich zu mir wendend, „wird für dies Mal nur im Verluste Ihres Geldes bestehen; ich verbitte mir aber in Zukunft solche Ausschreitungen, welche Ihre sofortige Entlassung zur Folge haben würden“.

So endigte denn dieser sehr unbesonnene, jugendliche Streich, und ich beklage noch heute die Hartherzigkeit und Grausamkeit, mit der ich den Dieb hatte peitschen lassen. Es war aber zweifelsohne nur leidenschaftlicher Zorn und die Furcht, inconsequent zu erscheinen, die mich zu diesem harten Verfahren hinzureißen vermocht hatte.

Bald darauf sollte sich ein Ereigniß zutragen, dessen unglücklicher Held einer jener Menschen war, die, obgleich gutmüthig, harmlos und liebenswürdig, doch so wenig Charakter und sittlichen Halt haben, daß sie im Leben oft Schiffbruch erleiden. Ich muß nämlich jetzt von unserm Generalsecretär Guéniard erzählen. Aus Dijon gebürtig, etwa 30 Jahre alt, war er früher Advocat gewesen, konnte sich aber in seiner Heimath keine größere Praxis verschaffen und war dem General Mériage, als dieser Platzcommandant von Wien wurde, dorthin als Generalsecretär

gefolgt. Er war uns allen auf dem Bureau ein freundlicher und liebenswürdiger Vorgesetzter und auch sonst ein feingebildeter und belesener Mann von einnehmenden Manieren. Eines Morgens nun fand ich das ganze Personal des Bureaus in größter Bestürzung. Man erzählte sich, daß der Generalsecretär auf Befehl des Gouverneurs verhaftet worden sei, weil er wichtige Documente an die Oesterreicher verkauft und so sein Vaterland verrathen habe. Man ließ mich darauf auch bald in das Privatcabinet des Generals treten und suchte von mir zu erfahren, was aus den von mir abgeschriebenen Papieren, den Cantonnementsetats, geworden sei. Glücklicherweise konnte ich mit so gutem Gewissen und so redlichem Gesichtsausdruck dem Herrn versichern, daß ich von dem Verbleib der Schriften garnichts wisse, daß das Verhör bald eingestellt wurde. Der General entließ mich, nachdem ihm mein Vorgesetzter Perrin noch bemerkt hatte: „C'est comme je vous le dit, mon général. C'est un enfant". Ich nahm nun meine gewohnte Arbeit im Bureau wieder auf und gab den übrigen Offizieren und Secretären dadurch den Beweis, daß ich den entdeckten Verräthereien völlig fern geblieben war. Dies muß auch durch die weiteren Aussagen des Guéniard bestätigt worden sein, denn außer gelegentlichen Fragen des Capitän Perrin bin ich in dieser Angelegenheit nicht weiter vernommen worden. Der unglückliche Guéniard aber wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn schuldig befand, und wenige Stunden darauf von einem Militärcommando in der Nähe von Wien erschossen. Alles, was ich über das Vergehen dieses jungen, talentvollen Mannes in Erfahrung bringen konnte, war, daß er die betreffenden Aktenstücke, zu je 400 Dukaten jedes einzelne Stück, an die österreichische Behörde verkauft, sämmtliches dafür erhaltene Geld aber an einer Spielbank verloren habe. Kurz nach diesem unglücklichen, uns alle tief erschütternden Ereignisse wurde ich zum Greffier-interprète du conseil de guerre de la place de Vienne ernannt. Es kamen nämlich jetzt oft Vergehen gegen die militärische Besatzung der Stadt vor, und bei allen Verhören in diesen Angelegenheiten war eine genaue Kenntniß der deutschen Sprache durchaus nothwendig. Auch mußte ich bei schweren Ausschreitungen des Militärs selbst oft den Schreiber machen. So erinnere ich mich, daß ein Soldat der Desertion angeklagt und „au secret" gesetzt worden war. Das Kriegsgericht hielt eine Sitzung, erkannte mildernder Umstände wegen auf Freisprechung, und ich mußte dieselbe dem Angeschuldigten vor versammeltem Kriegsvolk bekannt machen. Im Hofe der kaiserlichen Burg war das Regiment im Carré aufgestellt, in dessen Mitte der Deserteur, gefesselt und von Gensdarmen umgeben. Der Referent des Kriegsgerichts begab

sich, von mir gefolgt, dorthin, die Trommeln wirbelten, und das Regiment präsentirte das Gewehr. Darauf wurde ich aufgefordert, das Erkenntniß mit lauter, vernehmlicher Stimme vorzulesen. Der Angeschuldigte, der zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt, gerieth, als ich an das verhängnißvolle „Nichtschuldig" kam, vor Freude ganz außer sich, die Gensdarmen öffneten den Kreis, und der Schließer kam hinzu, um dem armen Sünder die drückenden Ketten abzunehmen. Ich aber fühlte mich in meinen eigenen Augen so gehoben, stolz und froh, als hätte ich selbst etwas besonders Edles und Gutes ausgeführt. So empfing ich denn manche tieferen Anregungen und lernte Welt und Menschen allmählig immer genauer kennen. Aber auch an komischen Intermezzi fehlte es während unseres Aufenthaltes in Wien nicht. So hatte z. B. Perrin, der das Geld sehr liebte, zu dem früher angeführten Mittel gegriffen und, um seine Kassen zu füllen, sich starke Vergütigungen von den Quartierwirthen statt dem nicht beanspruchten Frühstücks- und Mittagessen geben lassen. Er war um diese Zeit bei einem sehr reichen österreichischen General, der außerhalb Wiens lebte, einquartiert. Der Hofmeister dieses Herrn weigerte sich auf das Entschiedenste, an Perrin eine Vergütigung für den Mittagstisch zu zahlen, worauf unser Capitän aber böse wurde und dem Hausmeister ankündigte, daß er von nun an nicht ihm, sondern zweien seiner Secretäre eine standesgemäße Mittagsmahlzeit zu geben habe, welche mindestens aus acht Schüsseln, Dessert, feinen Weinen und Champagner zu bestehen habe. Dagegen konnte nun der Quartiergeber keinen Einspruch erheben, und mein Landsmann Döring und ich wurden von Perrin zu dieser täglichen Execution mit dem ernstlichen Bedeuten commandirt, auf die Beachtung seiner Vorschriften, die Kostbarkeit der Mahlzeiten betreffend, strengstens zu achten. Das versprachen wir denn auch sehr gerne und verfügten uns täglich, statt an der Tafel unseres Gouverneurs zu speisen, in das reiche, kostbar eingerichtete Hotel des österreichischen Generals, in dem wir von gallonirten Dienern wie Feinschmecker ersten Ranges bedient wurden.

Während dieser Zeit war auch die denkwürdige Revue in Schönbrunn, bei welcher der enthusiastische Jüngling Staps aus Erfurt durch Ermordung Napoleons „die Welt vom Tyrannen befreien" wollte. Obgleich ich auf dem Paradeplatz anwesend war, habe ich von dem Attentat selbst nichts wahrgenommen und erst später, da der Vorfall vor der Hand geheim gehalten wurde, darüber durch Erzählungen Anderer Genaueres in Erfahrung gebracht.

Wenn französische Schriftsteller diesen jungen, begeisterten Menschen ohne Ausnahme verdammen, weil sein guter Wille nicht vom Erfolg

begleitet worden war, so liegt das ganz in der französischen Art und Weise zu denken. Wir Deutsche lassen uns zwar bei der Beurtheilung solcher heroischer Thaten im Augenblick zur Bewunderung hinreißen, aber diese geht bei dem uns angeborenen Phlegma auch bald wieder verloren.

Da der Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Oesterreich immer näher heranrückte, so war vorauszusehen, daß auch mein Aufenthalt in Wien, nicht mehr von langer Dauer sein und mit ihm auch meine Anstellung in französischen Diensten zu Ende gehen würde. Diese Erwägung mußte mir natürlich Besorgnisse meiner Zukunft wegen einflößen, und ich mußte darauf bedacht sein, meine Reisekassen durch Ersparnisse aller Art zu vergrößern. Ich hatte vielleicht schon 25 Louisdors gesammelt, als diese Summe sich durch ein Ereigniß, welches ich gleich erzählen will, bedeutend vermehrte. Eines Tages nämlich trat in das Zimmer, in dem ich als Greffier interprète der Commandantur arbeitete, ein anständig gekleideter Herr und ersuchte mich um eine Unterredung unter vier Augen. „Ich bin", begann er, als wir allein waren, „der Aeltermann der hiesigen Gewehrfabrikanten und heiße Kalno. Die Hauptmacher einer Gesellschaft jüdischer Kaufleute, welche sich mit dem Handel von Waffen beschäftigen, sind gefänglich eingezogen worden, weil sie verdächtig sind, Waffen für die österreichische Armee angekauft zu haben. Weder ich selbst, noch einer meiner Gewerbsgenossen sind im Geringsten bei dieser Operation betheiligt, aber viele der confiscirten Waffen stammen aus den Fabriken meiner Freunde, und dieser Umstand genügt in dieser kriegerischen Zeit, ehrsame und unschuldige Familien ins Unglück zu stürzen, ja sie um Freiheit und Leben zu bringen. Ich höre nun, Herr Secretär, daß Sie ein Deutscher und Preuße sind, und ersuche Sie deshalb, uns Ihre Beihülfe in dieser unangenehmen Affaire nicht zu versagen".

Ich vernahm diese Erzählung des Herrn mit großem Erstaunen, da mir über dies Ereigniß bis jetzt keine Aktenstücke zu Gesicht gekommen waren, zugleich aber gedachte ich auf meiner Hut zu sein und nichts zu thun, was mit meinen Pflichten gegen die Franzosen im Widerspruch stehen oder mich gar verräthischer Absichten verdächtig machen konnte. Mir stand das Schicksal Guéniards doch noch in zu lebhafter Erinnerung. Ehe ich daher dem Herrn Kalno, irgend welche Zusicherungen machte, mußte ich ihn um genauere Mittheilungen des ganzen Sachverhalts bitten. Aus diesen ging hervor, daß ganze Schiffsladungen Waffen heimlich bei Nacht und Nebel der österreichischen Armee hatten zugeführt werden sollen, und daß diese Transporte von den Franzosen in Beschlag genommen wären, daß ferner zwei jüdische Kaufleute, mit Namen Tugend

und Obernbreyt, dabei ertappt, auch gefänglich eingezogen seien, da es bei Todesstrafe verboten war, Waffen aus occupirten Landestheilen den Feinden zuzuführen. Weiteres war noch nicht bekannt, aber es war dringend zu befürchten, daß die internirten Kaufleute die Waffenschmiede und Verkäufer der Gewehre beim Verhör namhaft machen, und daß diese dann ebenfalls ins Gefängniß kommen würden.

Aus dieser Darstellung ging hervor, daß die Händler Tugend und Comp. nicht etwa aus Tugend und Vaterlandsliebe gehandelt, sondern sich aus schnöder Gewinnsucht hatten verleiten lassen, den Oesterreichern Waffen zu liefern. Auch die Herren Waffenschmiede mußten das Einfuhrverbot kennen und sich denken, daß die von ihnen gelieferten Waffen nur zur Ueberführung nach Oesterreich verwendet werden würden. So stellte sich denn bei mir nach diesem Bericht eine sehr viel kühlere Auffassung der Sache ein, und ich war geneigt, auch schon meiner eigenen Sicherheit wegen, jede weitere Einmischung in diese Angelegenheit von der Hand zu weisen. Ich sagte daher Herrn Kalno, daß ich nicht einsehe, was ich bei solcher Lage der Dinge für ihn thun könne, ohne mich mit meiner Pflicht in Collision zu bringen. Er meinte dagegen, wenn ich nur eine Vertheidigungsschrift in französischer Sprache abfassen wolle, in der scharf auf alle die den Angeklagten günstigen Umstände hingewiesen werde, es keinem Zweifel unterliegen könne, daß er und seine Genossen freigesprochen werden müßten. Auf meine Entgegnung, daß ich doch eigentlich kein Rechtsgelehrter sei, und daß den Angeklagten ja auch ein Rechtsbeistand bei der Verhandlung vorm Kriegsgericht ex officio beigegeben würde, erwiderte Herr Kalno, daß die Fabrikanten nun einmal zu einem französischen Advocaten kein rechtes Vertrauen hätten und mich Deutschen bäten, sich ihrer Sache anzunehmen. Man würde sich auch für diese Gefälligkeit höchst erkenntlich erweisen. Nun überlegte ich bei mir, was ich wohl, ohne meine Pflicht direct zu verletzen, in dieser heiklen Sache thun könne. In den damaligen kriegerischen Zeiten, in denen Jeder im allgemeinen Wirrwarr für sich selbst etwas zu erobern trachtete, ging es natürlich nicht immer nach den strengsten Regeln der Moral friedlicher Zeiten zu. Man darf sich also nicht wundern, wenn auch bei einem so jungen und unerfahrenen Menschen, wie ich es damals war, die Gewinnsucht die Oberhand gewann, und ich schließlich versprach, soviel sich irgend mit meiner Pflicht vertrüge, für die Herrn thun zu wollen. Erst in reiferen Jahren, bei ausgesprochenerem Rechtsbewußtsein, wurde mir das eigentliche Unrecht dieser doppelten Rolle völlig klar. Ich mußte nun vor allen Dingen warten, bis die Sache anhängig gemacht und mir das vollständige Material zu Händen gekommen war. Dies

sollte nicht lange währen, denn schon am folgenden Tage wurde mir mitgetheilt, daß über zwei österreichische Juden Kriegsgericht gehalten werden sollte, und wurden mir auch die Actenstücke eingehändigt, welche ich ordnungsmäßig einzuheften und zu verwahren hatte. Das wichtigste dieser Schriftstücke war der Rapport des Generals Andréossi an den Marschall Berthier mit der Meldung, die französischen Truppen hätten auf der Donau mehrere Schiffe mit Waffen und Munition, welche für die in Oesterreich stehenden deutschen Truppen bestimmt waren, in Beschlag genommen, und deren Eigenthümer, die Juden Tugend und Obernbreyt, gefänglich eingezogen. Auf dem Rande dieses Rapports, der dem Kaiser Napoleon vorgelegen hatte, fanden sich die von ihm selbst geschriebenen Worte: Traduire ces gens devant un conseil de guerre, qui les condamnera probablement à mort. Nap.

Das „probablement" dieser Randbemerkung hieß wohl mit andern Worten nur, daß man die Angeklagten erschießen lassen solle, und ein Versuch, dieser befohlenen Gerechtigkeit entgegenzutreten, schien mir fast thöricht. Herr Kalno jedoch verlangte nach wie vor, daß ich meine Vertheidigungsschrift abfasse. So schrieb ich denn eine Mémoire: „Pour servir à la défense des Messrs. Tugend et Obernbreyt et de leurs complices", worin ich mich hauptsächlich bemühte, die Unschuld der armen Gewehrfabrikanten ins gehörige Licht zu setzen. Herr Kalno, dem ich dieses Machwerk ins Deutsche übertragen, vorlas, war mit demselben in jeder Beziehung zufrieden, dankte mir sehr herzlich und drückte mir beim Abschied als Honorar für meine Schrift einen Bankzettel in die Hand. Wie erstaunt war ich, als er das Zimmer verlassen hatte und ich den Bankschein näher betrachtend, ihn auf tausend Gulden lautend fand.

Am nächsten Tage wurden die Kaufleute Tugend und Obernbreyt vor das Kriegsgericht gestellt, an dem ich, wie gewöhnlich, als Greffier-interprète theilnahm. Man verhörte zuerst die Angeklagten, beiläufig ein paar richtige Galgengesichter, und dann als Zeugen einige Waffenfabrikanten, unter denen sich auch Herr Kalno, der alle Fassung verloren zu haben schien, befand. Als öffentlicher Ankläger fungirte ein Herr Petit, dessen Anklageschrift voll pathetischer Phrasen mir nicht viel besser erschien, als die von mir verfaßte Vertheidigungsschrift, die der officielle Vertheidiger zu meinem größten Erstaunen wörtlich vortrug. Nach diesen Formalitäten wurde das Kriegsgericht zur Berathung des Urtheilsspruchs allein gelassen und schon nach wenigen Minuten das Erkenntniß verkündigt, nach dem die beiden Juden einstimmig zum Tode verurtheilt, alle andern Angeschuldigten aber freigesprochen wurden. Eine

Milderung dieses Richterspruches auf dem Gnadenwege ließ sich unter keinen Umständen erwarten, und ich bereitete mich beklommenen Herzens darauf vor, am folgenden Tage meine Pflicht zu erfüllen, welche mich zwang, den armen Delinquenten auf dem Richtplatz ihr Urtheil vorzulesen. Unbegreiflicherweise aber blieb der Befehl zu dieser Execution aus, und nach einigen Tagen, als des Morgens Kanonendonner der Hauptstadt den Frieden zu Preßburg verkündete, wurden mit andern Gefangenen auch die beiden Juden in Freiheit gesetzt. Natürlich empfand ich über diesen Ausgang die lebhafteste Freude, und es kam mir vor, als würden mir jetzt die erhaltenen tausend Gulden in der Tasche bedeutend leichter. Pflegen doch selbst ältere Leute sich den Zufall zum Verdienst anzurechnen, wenn ihre Eigenliebe dadurch Befriedigung findet.

Da der Friede nun abgeschlossen, war vorauszusehen, daß unser Aufenthalt in Wien, und mit ihm unsere Anstellung in den französischen Bureaus zu Ende gehen und die ganze Administration nach allen Himmelsgegenden fortgeweht werden würde. Ich mußte also vor allen Dingen auf mein weiteres Fortkommen bedacht sein, was mir mit den hundert erworbenen und ersparten Louisdors in der Tasche jetzt weniger Sorgen machte als früher. Dank einer guten Empfehlung meines Freundes Lisle hatte ich auch schon Aussicht in das Comptoir eines Banquier Schimper einzutreten, allein bald gab ich diesen Plan auf, denn es trieb mich mit aller Gewalt nach der großen Weltstadt Paris, wo ich mein Glück als Kaufmann oder in irgend einem andern Beruf zu machen hoffte. Diesen meinen lebhaften Wunsch sprach ich auch Capitän Perrin gegenüber aus, und dieser erklärte, daß er jetzt wiederum Gelegenheit habe, mich die Reise von hier nach Paris auf dieselbe Weise als die von Stolp nach Wien machen zu lassen, indem er mich als Begleiter seiner Bagage engagiren wolle. Freilich könne er mich in Paris dann nicht weiter brauchen, und müßte ich dort für mein ferneres Fortkommen selbst Sorge tragen. Dieser Vorschlag erfüllte alle meine Wünsche und wurde von mir mit Dank angenommen.

Um Weihnachten 1809 sollte Wien von den Franzosen geräumt werden, und ich bereitete mich vor, da unsere Bureaus schon früher aufgelöst waren, sofort die große Reise mit Perrins Sachen nach Paris anzutreten. Meinen Eltern, denen ich oft und gern über meine Erlebnisse in Wien berichtet hatte, meldete ich meine beabsichtigte Reise nach Paris und übersandte bei dieser Gelegenheit einige kleine Geschenke für die Geschwister. Ich war also nun wiederum Führer einer Karawane von Packwagen, Pferden, Stallknechten und Bedienten und reiste mit dieser Gesellschaft, meiner Marschroute folgend, von Wien ab. Die

Franzosen hatten es aber nicht sehr eilig, den gastfreundlichen Oesterreichern den Rücken zu kehren, und so machten wir denn auch die Reise sehr langsam und viele Rasttage waren in der Marschroute angesetzt. Auf diese Weise mögen wohl ein paar Wochen vergangen sein, als Perrin plötzlich den Befehl empfing, nach Galizien zur Auswechslung von Kriegsgefangenen zurückzukehren. Er verließ uns in Linz, wirkte aber für seine Leute unter meiner Führung die Erlaubniß aus, sich bis zu seiner Rückkunft dem Hauptquartier der Armee auf dem Weitermarsch anschließen zu dürfen. So ging denn die Reise, nachdem Perrin uns verlassen, langsam über Passau, Regensburg auf die französische Grenze zu. In letztere Stadt kamen wir zur Zeit des Faschings an. Ich hatte zu einem der großen Bälle, die man dort während dieser Zeit gab, eine Einladung erhalten und vergnügte mich auf demselben nach besten Kräften mit sehr liebenswürdigen, jungen Damen aus anständigen Familien, tanzte viel und kam erst gegen vier Uhr Morgens furchtbar erhitzt in mein ungeheiztes Quartier. Schon nach zwei Stunden, an einem eisigen Wintermorgen, stieg ich zu Pferde, um langsam mit zwei schwer beladenen Fourgons weiter nach Augsburg zu marschieren.

Im nächsten Quartier kam ich erkältet und mit heftigem Husten an, der sich auf der Reise nach Paris zum chronischen Lungencatarrh ausbildete und mich bis zum Ende des Jahres nicht mehr verließ. Während der ersten sechs Monate meines Aufenthaltes in Paris litt ich so an Brustschmerzen und einem mich Tag und Nacht quälenden Husten, daß ich von den Herrlichkeiten der Weltstadt wenig genießen konnte.

Es war am 5. April des Jahres 1810, als ich als Führer der Karawane über die Boulevards meinen Einzug in Paris hielt. Das bewegte Leben in diesem Theil der Stadt übertraf so sehr alle die Vorstellungen, die ich davon aus meiner Lectüre gewonnen hatte, daß ich vor Erstaunen ganz starr war. Wir erkundigten uns mit einiger Mühe nach der Wohnung des Capitäns Perrin, fanden sie endlich und wurden von der Frau desselben freundlich empfangen. Perrin selbst erschien auch nach einiger Zeit und war mit dem Resultat meiner Reise diesmal zufrieden, da er nichts von seinen Sachen vermißte und auch gegen die Ausgaben auf der Reise nichts einzuwenden hatte.

Mir wurde ein kleines Bodenzimmer zum vorläufigen Aufenhalt im Hause angewiesen, aber Perin erklärte gleich ganz offen, daß es seine Verhältnisse nicht erlaubten, mich länger, als bis ich irgend eine andere Stelle gefunden habe, bei sich zu behalten. Ein paar Wochen möge ich immer in seinem Hause bleiben, um mir während dieser Zeit die Merkwürdigkeiten von Paris anzuschauen.

Mehr konnte ich verständigerweise auch nicht verlangen und war froh, daß ich für ihn während einiger Stunden der Tages als Gegendienste seine historischen Aufzeichnungen mundiren konnte. Ungefähr in der dritten Woche meines Aufenthalts bei ihm erhielt Capitän Perrin abermals Marschordre nach Spanien und schlug mir vor, ihn auch dahin als Secretär zu begleiten. Ich schrieb nach Danzig an meine Eltern, ob sie mir auch für dieses neue Unternehmen ihre Einwilligung geben wollten, war aber herzlich froh, als meines Vaters Antwort eintraf, in der er mich vor dieser neuen Reise ernstlich warnte und mich besonders auf den Haß der Spanier gegen die Franzosen und auf die vielen Mordthaten, die in Folge dessen dort vorkommen sollten, aufmerksam machte. Auch war meine Gesundheit noch nicht so weit hergestellt, daß ich die beschwerliche Reise ohne Weiteres hätte unternehmen können. Paris fing überdies auch einen so eigenartig magnetischen Zauber auf mich auszuüben, daß ich sehr ungern gleich wieder fortgegangen wäre. Ich lehnte daher das Anerbieten Perrins ab, und theilte ihm mit, daß ich mich doch lieber dem Kaufmannsstand widmen wollte. Er lobte meine Absicht und reiste bald darauf nach dem Kriegsschauplatz ab. Ich sollte meinen Wohlthäter leider nicht mehr wiedersehen, denn schon im folgenden Jahre starb er in Portugal am Lazarethfieber.

Da ich mir nun bald nach seiner Abreise die meisten Sehenswürdigkeiten von Paris angeschaut, die Theater der Reihe nach wiederholt besucht und mir einige neue Kleidungsstücke nach Pariser Mode angeschafft hatte, war in meiner Kasse eine ganz beträchtliche Lücke entstanden, und es war die höchste Zeit, mich nach einem neuen Unterkommen umzusehen. Damit ging es mir aber vor der Hand recht schlecht. Die Empfehlungsbriefe des Herrn Lisle in Wien, die ich bei verschiedenen Banquiers und Geschäftsinhabern abgab, hatten gar keinen Erfolg, und ich wurde nicht einmal einer Antwort gewürdigt. Dann versuchte ich es mit dem Intelligenzblatt; aber meine Versicherung, französisch, deutsch und etwas englisch sprechen und schreiben zu können und das Versprechen bescheidener Ansprüche, hatte auch nicht eine einzige Meldung zur Folge. Da auch Madame Perrin erklärte, mich nicht länger in ihrem Hause behalten zu können, da ihr selbst nur eine geringe Summe monatlich überwiesen würde, und sie sich daher sehr einschränken müsse, so war ich in großer Sorge und am Ende mit meinem Latein. Von Madame Perrin unentgeltlich beherbergt und verpflegt zu werden, konnte ich mit meinem Ehrgefühl nicht gut vereinbaren. So war ich schon beinahe halb entschlossen wieder nach meiner Vaterstadt zurückzukehren. Zum Reisen gehörte aber damals viel mehr Geld als heut-

zutage, und eine Reise von Paris nach Danzig kostete mindestens 800 Francs. Ich wollte daher nur noch solange in Paris bleiben, bis mein Geld auf circa 40 Napoleons zusammengeschmolzen wäre und dann nach Hause zurückkehren. Die Nachrichten indessen aus meiner Vaterstadt klangen ungemein betrübend. Da die Geschäftslosigkeit daselbst ihren höchsten Grad erreicht hatte, waren die meisten Comptoire geschlossen, und durfte ich daher nicht hoffen, in meiner Vaterstadt kaufmännisch beschäftigt zu werden. Ohne Anstellung aber wollte ich meinen armen Eltern doch auch nicht zur Last fallen. So war ich denn in sehr trübseliger Verfassung und fühlte mich seit meiner Abreise von Danzig zum ersten Male tief unglücklich. In dieser Stimmung schlenderte ich eines Tages durch die Gallerieen des Palais Royal, als mich Jemand auf die Schulter klopfte und in ächtem, lange nicht gehörten Danziger Dialekt anredete. Ich erkannte in ihm Heinrich Eggert, einen Jugendbekannten, den ich in Wien schon einmal angetroffen hatte, denn er war gleich mir aus dem unglücklichen Danzig fortgegangen, um sich in der Welt umzuschauen und sich als Kaufmann auszubilden. Als ich ihn überrascht fragte, wie er hierher nach Frankreich gekommen wäre, erzählte er mir, daß er sich sechs Monate in Châlons sur Marne aufgehalten habe, um Französisch zu lernen, nun aber in Paris sei, um sich diese Stadt einige Tage gründlich anzusehen und dann nach Danzig zurückzukehren. Meinerseits berichtete ich ihm meine Abenteuer und klagte ihm, daß ich hier als Commis trotz aller Anstrengungen keinen Platz finden könne, also wohl auch nach Danzig werde zurückkehren müssen. „Wenn Sie nicht gerne nach unserer Vaterstadt zurückkommen wollen, so kann ich Ihnen hier in Paris vielleicht eine Stellung verschaffen. Auf der Diligence von Châlons hierher fuhr ich mit einem Kaufmann zusammen, der sich viel mit mir unterhielt und mich fragte, ob ich nicht in seine Dienste treten wolle. Als ich dies ausschlug, klagte er über die Unzuverlässigkeit und Vergnügungssucht der Pariser jungen Commis, die es ihm unmöglich machten, denselben die Kasse während seiner längeren Abwesenheit auf Geschäftsreisen anzuvertrauen, er wünsche daher schon lange einen jungen Deutschen zu engagiren. Wenn ich Ihnen daher einen Dienst erweisen kann, will ich gerne mit Herrn Avignent, so nennt sich der Mann, sprechen und Sie ihm vorschlagen".

Ich nahm mit großem Danke dies Anerbieten meines Freundes an, und wir verabredeten, am andern Tage zu einer bestimmten Stunde in einem Café wieder zusammen zu treffen, wohin er mir Antwort bringen wolle. Wir fanden uns denn auch pünktlich an dem verabredeten Orte ein, und Eggert erzählte mir, daß der alte Herr den Vorschlag,

statt seiner einen anderen Deutschen zu engagiren, acceptirt hätte. Wir sollten morgen fünf Uhr bei ihm speisen, und wenn ich Herrn Avignent gefiele und bescheidene Ansprüche mache, sei er nicht abgeneigt, mich zu engagiren.

Noch vor sechs Monaten hatte ich geglaubt, es könne mir garnicht fehlen; jetzt ging ich doch mit Zittern und Zagen am nächsten Tage um die festgesetzte Stunde zu Herrn Jean Baptiste Avignent in der Rue de Clairy No. 34. Wir wurden dort in einen anständig möblirten Salon im ersten Stock geführt und von einem, etwa sechzig Jahre alten, à l'aile de pigeon frisirten Herrn und seiner ebenfalls nicht mehr jungen Gattin freundlich und wohlwollend empfangen. Herr Avignent erkundigte sich nach den Kenntnissen, die ich mir erworben und nach meinen Familienverhältnissen, über die ich ihm offene Mittheilung machte und auch meine letzten, kriegerischen Erlebnisse nicht unerwähnt ließ. Mein fließendes Französisch schien ihm etwas Mißtrauen gegen meine deutsche Abstammung einzuflößen, denn er meinte: „Mais vous parlez le français comme nous et n'avez pas l'accent allemand". Ich erklärte ihm das durch meine vielfachen Beziehungen zu den Franzosen während der letzten drei Jahre, und er schien sich dabei zu beruhigen. Nachdem wir uns zu Tische gesetzt hatten, forderte das Ehepaar uns auf, Einiges aus unserer Vergangenheit mitzutheilen und ließ uns schwatzen, um daraus auf den Charakter zu schließen. Ich hatte, was die Franzosen ein „air ingénu" nennen, d. h. eine Offenheit, die nichts verbergen will, weil sie nichts zu verbergen hat. Diese Manier unterscheidet sich wesentlich von derjenigen, die jungen Parisern eigen ist, welche sich schon früh vielfach in Gesellschaft bewegen und alle jene kleinen Kunstgriffe und Unaufrichtigkeiten anzuwenden verstehen, welche darauf berechnet sind, einen gewissen Eindruck zu machen. Den alten Herrschaften schien diese meine Art, in der sie „le caractère allemand à travers le langage français" zu erkennen glaubten, sehr zuzusagen, und sie erklärten bald darauf ihre Geneigtheit, mich zu engagiren. Herr Avignent theilte mir mit, daß sein Geschäft nur von geringem Umfang sei. Er betreibe den Weinhandel en gros, habe Weinberge in der Nähe von Mâcon und verkaufe die von ihm selbst gewonnenen Weine nebst andern, die er in der dortigen Umgegend einkaufe, faßweise an seine hiesigen, langjährigen Kunden. Ich würde daher nicht viel zu thun haben und meine Arbeit sich auf wenige Stunden täglich beschränken, in denen ich einige Briefe zu schreiben und Rechnungen auszustellen hätte. Im September und Oktober jeden Jahres ginge er mit seiner Frau zur Weinlese nach seiner Heimath, und hätte ich während dieser Zeit mit dem Bedienten, der zu-

gleich Küfer sei, die Pariser Kunden zu bedienen. Dann erwähnte er auch, daß mein Honorar bei der Geringfügigkeit meiner Obliegenheiten kein sehr großes sein könne und bedeutete mich, daß dasselbe aus sechzig Franken monatlich und freier Station bestehen würde. Ich erklärte mich mit Herrn Avignents Bedingungen einverstanden, nahm die Stellung an und versprach, sein Interesse in jeder Weise nach besten Kräften wahrzunehmen.

Ich war mir wohl bewußt, daß ich in diesem kleinen Geschäft meine kaufmännischen Kenntnisse nicht sonderlich vermehren würde und wußte auch, daß sechzig Francs per Monat für das theure Pariser Leben unzulänglich wären Doch, was war zu thun? Ich mußte doch, da ich nicht nach Danzig zurückkehren wollte, eine Stellung annehmen, und hatte ja auch noch eine kleine Summe von 700—800 Francs von meinen Ersparnissen als Zuschuß übrig. Vorläufig wurde ich in ein, in der Nachbarschaft belegenes, Hôtel garni einlogirt, da mein Zimmer im Hause des Herrn Avignent noch nicht eingerichtet war, und konnte alsbald meinen Dienst antreten.

So war ich denn durch meinen jungen, liebenswürdigen Landsmann placirt und ihm zu großem Dank verpflichtet. Erst fünf Jahre später, als ich schon in Danzig als Kaufmann etablirt war, konnte ich Eggert den großen Dienst, den er mir damals geleistet hatte, dadurch einigermaßen vergelten, daß ich ihn auf seinen Wunsch auf mein Comptoir nahm, um ihn die Handlung erlernen zu lassen. Im Jahre 1816 schickte ich ihn in einem wichtigen Geschäfte wieder nach Paris und etablirte ihn später mit meinem Bruder August zusammen als Holzhändler in Danzig.

So war ich nun commis d'un marchand de vin, verließ die wackere Madame Perrin, indem ich ihr für ihre Gastfreundschaft besten Dank sagte und bezog mein kleines Stübchen im Hôtel garni in der Ruy Clairy.

Meine Functionen im Dienste des Herrn Avignent waren allerdings recht unbedeutende. Ich fand mich um 9 Uhr auf dem Bureau ein, und nachdem mir ein oder zwei Briefe nach Mâcon in die Feder dictirt waren, blieb ich mir selbst überlassen. Ein Cassabuch gab es nicht, und Handelsbücher waren überhaupt nicht zu führen. Doch war es meine Pflicht, bis 5 Uhr, wo man zu Mittag ging, auf dem Bureau zu bleiben. Diese Anordnung hat indessen doch für meine sonstige Ausbildung ihre guten Früchte getragen. Im Alleinsein lernte ich meine allzugroße Flüchtigkeit zügeln, und aus Langerweile fing ich an, etwas Nützliches zu treiben. Ich hatte nämlich bei einem Antiquar für geringen

Preis einen Horaz mit danebenstehender französischer Uebersetzung erstanden, um mich durch diese Lectüre im Lateinischen etwas zu vervollkommnen. Die Oden und Episteln wurden nun mit großem Eifer und Vergnügen gelesen, und auch der Versuch gewagt, sie metrisch zu übersetzen. Später kaufte ich noch den Ovid und Virgil, gleichfalls mit französischer Uebersetzung, und erwarb mir dadurch wirklich einige, wenn auch nicht sehr gründliche Kenntnisse der lateinischen Sprache. Später wurden dann die französischen Klassiker Racine und Corneille studirt, aber ich konnte ihnen keinen rechten Geschmack abgewinnen. Dagegen gefielen mir Jean Jacques, Rousseau, Boileau und La Bruyère schon besser, wogegen mir Voltaire innerlich zuwider war. Mir war ja so vieles heilig und ihm nichts! Auch selbst etwas zu produciren versuchte ich in meinen vielen Mußestunden; aber es wollte damit nicht recht vorwärts gehen. Mein kritischer Takt fand an den Gedichten, die ich damals verfaßte, soviel auszusetzen, zu corrigiren und auszustreichen, daß von ihnen beinahe garnichts übrig geblieben ist.

Bei dieser sitzenden Lebensweise auf dem Bureau wurde mein Gesundheitszustand allerdings kein besserer. Der alte Stickhusten befiel mich immer wieder und zwar immer länger anhaltend, auch empfand ich heftige Schmerzen in der Brust, sodaß der Hausarzt (beiläufig der Vater des Romanschriftstellers Eugène Sue) mir andeutete, daß ich ein Schwindsuchtscandidat werden könne. Meine Verdauung war so geschwächt, daß ich schließlich nur von Salep und einer Tasse Bouillon lebte. Dabei war natürlich meine Stimmung eine sehr gedrückte, mein früherer Lebensmuth einer düstern Melancholie gewichen, und wenn ich einsam, traurig auf meinem Bureau saß, mußte mir immer wieder der alte Horaz mit seiner heiteren Lebensweisheit Tröster sein. Den guten Rath, „nunc vino pellite curas“, konnte ich freilich meiner schlechten Gesundheit wegen nicht befolgen! Im Herbst gebrauchte ich auf Verordnung des Arztes eine Traubenkur, die von so vorzüglicher Wirkung war, daß der Husten allmählig aufhörte, die Verdauung sich wesentlich besserte, und ich im November fast vollständig genesen war. Diese Krankheit aber und die damit zusammenhängende ruhige, stille Lebensweise waren von sehr segensreichem Einfluß auf meine ganze innere Entwickelung, denn sie ließen mich den Ernst des Leben immer mehr erkennen. Ich war nicht mehr der dem Zufall blind vertrauende, leichtsinnige, junge Abenteurer und merkte wohl, daß nichts im Leben ohne große Mühe und Arbeit zu erreichen sei. Wenn ich geglaubt hatte, daß sich das Ungeregelte des Kriegslebens selbst bis nach Paris hin erstrecken würde, so lernte ich meinen Irrthum jetzt kennen und sah ein, daß sich hier der Lohn an

der Mühe und Arbeit aufs strengste abmaß. Nur durch Geld, das wurde mir klar, waren schließlich alle geistigen, wie materiellen Lebensgenüsse erreichbar und das zu erwerben, dazu gehörte doch mehr praktische Tüchtigkeit und Anstrengung, als ich bisher angewendet.

Nun sollte sich denn auch bald der Geldmangel bei mir fühlbar machen. Als ich nämlich im Spätherbst einige gesellschaftliche Verbindungen angeknüpft hatte, mußte auch für anständiges Aeußere in Kleidung u. s. w. gesorgt werden, und es gingen meine Ersparnisse dann im Laufe des Winters allmählig zu Ende, und ich war auf das Gehalt von sechzig Franken monatlich beschränkt.

Nachdem ich meine Wohnung im Hôtel de Clairy gegen eine kleine Dachstube im sechsten Stock des Avignentschen Hauses vertauscht hatte, in der ich allenfalls schlafen, mich aber am Tage nicht aufhalten konnte, benutzte ich die Comptoirstube bis zum Mittagessen als Arbeitskabinet. Abends war ich vielfach in Gesellschaft, da ich einige Bekanntschaften durch Madame Perrin, die ich noch nach wie vor besuchte, gemacht hatte. Unter diesen war ein alter Abbé, dessen Name mir entfallen, der jede Woche einmal Dilettanten in seiner Wohnung vereinigte, um mit ihnen klassische Musik zu machen. Dann hatte ich ferner auch einen Herrn Philippi, den Buchhalter eines Bankhauses, kennen gelernt, bei dem sich ein Herr Burmeister und ein Herr Schellage, beide aus Berlin gebürtig, alle Sonntage zu vereinigen pflegten, um ebenfalls etwas zu musiciren und dann Karten zu spielen. Da es sich dabei nur um einen geringen, meinen Verhältnissen angemessenen Einsatz handelte, glaube ich durch dies Spiel in Paris nichts mehr als meine Zeit verloren zu haben.

Das Theater konnte ich Geldmangels wegen schon seltener besuchen. In der opéra comique hat mich vor allem die St. Aubin in der Isenhardschen Oper „Cendrillon" entzückt. Meine allmählig sich bemerkbar machende Schwerhörigkeit war daran Schuld, daß ich das théâtre français nur sehr selten besuchte. Doch erinnere ich mich, die schon vierzig Jahre alte Schauspielerin Mars als Muster der Grazie, der Eleganz und des Anstandes damals mit der ganzen Welt bewundert zu haben.

In Herzensangelegenheiten wollte es mir aber garnicht recht glücken, denn für das Pariser Leben war ich gar zu romantisch angelegt. Das rohe, gemeine Laster widerte mich an; ich wollte immer etwas Poesie in der Liebe haben. So verliebte ich mich auch einmal auf einem Ball in ein hübsches Mädchen, das dem Bürgerstande anzugehören schien. Ich dichtete ihr alle erdenklichen Vorzüge an, und ihr

Bild verließ mich wachend und träumend nicht. Nach einigen Wochen begegnete sie mir auf der Straße, bescheiden und bürgerlich gekleidet, mit einem Päckchen im Arm. Als ich ihr erschreckt und beglückt von Weitem folgte, blieb sie plötzlich stehen, erwartend, daß ich sie anreden werde. Mir schlug das Herz zum Zerspringen in der Brust, aber kein Ton kam über meine Lippen.

Das Mädchen aber brach in lautes Gelächter aus und entfernte sich schnell. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen, und ich war von meiner romantischen Leidenschaft geheilt. Ich erkannte, daß die von mir als Göttin Angebetete nichts weiter als eine niedliche, kleine Grisette war.

Zur Zeit der Weinlese reiste mein Prinzipal mit seiner Frau, wie er mir schon mitgetheilt hatte, nach Mâcon und überließ mir und dem Diener Tissot das Weingeschäft. Bei dieser Gelegenheit konnte ich wahrnehmen, daß mein Chef in seinen Geschäften keineswegs prosperirte. Er hatte kleineren Banquiers Accepte gegeben und, wenn sie verfallen waren, das Geld durch andere Geldmacherei beschaffen müssen. Der Absatz der Weine war ein nur geringer, sodaß der Erlös aus demselben wenig mehr als die Haushaltungskosten deckte. Von seinen Verpflichtungen machte er so unregelmäßig Notizen, daß oft Accepte zur Einlösung präsentirt wurden, deren Verfalltermin er garnicht einmal angemerkt hatte. Während seiner Abwesenheit machte ich nun einige Versuche, eine ordentliche Buchführung einzuführen, trug ordnungsmäßig das zu meiner Kenntniß Gekommene ein und legte ihm diese Bücher bei der Rückkunft vor. Er lobte zwar meinen Eifer und Fleiß, ließ die Sache auch Anfangs weiter gehen, wollte aber, da er einsah, daß solche Ordnung seine Vermögensumstände zu deutlich erkennen ließe, doch die Sache später wieder beim Alten lassen. Da nun einer solchen Thätigkeit auf dem Comptoir ein Riegel vorgeschoben, und auch das Gehalt, das ich bezog, sehr gering bemessen war, hatte ich den lebhaften Wunsch, eine andere Stellung zu erlangen. Leider gelang mir das aber jetzt so wenig wie früher, und so blieb mir nichts anderes übrig, als ruhig auszuharren.

Indessen hatte sich mein Bekanntenkreis immer mehr ausgebreitet, und ich wurde, in einer lutherischen Familie eingeführt, durch ihre Empfehlung sogar zum membre du consistoire der Kirche in der Rue de billettes ernannt, und mußte, alterierend mit andern jungen Leuten, Sonntags den Klingbeutel herumtragen.

Eine andere interessante Bekanntschaft machte ich in dem Hause meines Prinzipals, nämlich die des in der französischen Revolutions-

geschichte allgemein bekannten Barrère. Er war, wie man weiß, seiner Zeit Mitglied des Revolutionstribunals und des Comité du salut public und als solches auch einer der gewaltigsten und bedeutendsten Redner. Jetzt kam er am Sonntage während der Wintermonate öfters zum Diner zu den Avignentschen Eheleuten. Er machte den Eindruck eines feingebildeten Mannes, der alle Dinge vom philosophischen Standpunkte aus betrachtend, zwar nie das große Wort vorlaut führte, aber durch treffende Bemerkungen die Conversation auch nicht stocken ließ. Dabei zeigte er sich in allen Fächern sehr unterrichtet, schien bewandert in der Litteratur und ein guter Kenner plastischer Kunst und Malerei.

Nie hatte ich mich bisher zu einem älteren Herrn so hingezogen gefühlt, wie zu Barrère. Es war mir daher recht unangenehm, wenn ich in anderen Kreisen, mich seiner Bekanntschaft rühmend, von seinem Vorleben recht Unerquickliches erfahren mußte. Er sollte auf öffentlicher Tribüne einst zur Zeit der Assignatenentwerthung mit dem Humor eines Tigers von der Guillotine gesagt haben: „Elle frappe de la monnaie!“ Er war auch, wie man mir mittheilte, mit raffinirter Gewandtheit von einer Partei zur andern übergegangen und hatte seiner eigenen Sicherheit wegen gleich Fouquier-Tinville, Saint Just und anderen Blutmenschen seine Genossen verrathen und zum Tode verurtheilt, war aber von allen Führern des Terrorismus fast allein der vergeltenden Nemesis entschlüpft. Viele warnten mich daher vor diesem meinem neuen Bekannten und meinten, dieser Schreckensmensch müsse ja das Kainszeichen an der Stirn tragen. Die Avignentschen Eheleute aber sahen ihn in ihrem Hause überaus gern verkehren, und auch ich war von seinem liebenswürdigen Wesen und der anmuthigen Art, sich in Gesellschaft zu bewegen, ganz bezaubert. Nach näherer Bekanntschaft schien er auch Vorliebe für mich zu fassen und äußerte, daß es ihm wohlthue, nach soviel wildem Treiben im Strome des öffentlichen Lebens wieder einmal auf eine so primitive, unverfälschte Natur wie die meinige gestoßen zu sein. Die Meisten würden wohl meine Ansichten für gewaltig grün und kindisch halten; für ihn liege aber das Interessante in denselben darin, daß sie ohne fortwährende Berücksichtigung der gesellschaftlichen Convenienz ausgesprochen würden.

Ich verfehlte nicht, der Aufforderung Barrères, ihn in seinem Hause aufzusuchen, Folge zu leisten. Die Horazschen Oden, für die ich damals, wie ich schon erwähnte, schwärmte, waren dann oft der Gegenstand der Unterhaltung und wurden von seiner Seite geschickt commentirt. Aber auch englische Dichter, von denen ich damals nur wenige kannte, wurden gemeinschaftlich gelesen und besprochen. So erzählte mir Barrère, daß

er eine metrische Uebersetzung des Ossian herauszugeben gedenke und forderte mich auf, die diesen Gedichten vorausgehende, von Macpherson englisch geschriebene Vorrede, ins Französische zu übersetzen. Ich ging auch mit regem Eifer ans Werk, fand aber diese Beschäftigung bald so langweilig und mechanisch, daß ich nur einen kleinen Theil der Abhandlung übersetzte und ablieferte. Jeden Sonntag versammelte Barrère in seinem Hause damals die berühmtesten Maler der Hauptstadt zu einem kleinen Frühstück und lud auch mich zu demselben ein für allemal ein. Ich lernte dort David, Gérard, Gros, Girodet kennen, ohne mich jedoch für die Kunstgespräche, von denen ich meiner zunehmenden Harthörigkeit wegen nur Weniges vernahm, besonders zu interessiren. Wenn ich auch bald aufhörte, mich an diesen Künstlerversammlungen zu betheiligen, blieb ich doch mit Barrère bis zu meiner Abreise von Paris in fortgesetzter Verbindung.

So ging der Winter 1810—1811 unter manchen Anregungen zu Ende; aber meine pecuniäre Lage wurde durch die in diesen geselligen Kreisen nothwendigen Ausgaben eine immer schwierigere. Ein alter, aus dem Nachlaß des in Wien erschossenen Secretärs Guéniard erhandelter, stahlblauer Frack war schon nicht mehr salonfähig und mußte beispielsweise durch einen neuen ersetzt werden. Und dies Alles sollte von meinem monatlich sechzig Francs betragenden Salair bestritten werden.

Im Februar des Jahres 1811 setzten einige Pariser Schriftsteller Preise für ein Gedicht aus, in dem die im März bevorstehende Geburt des Königs von Rom, Napoleons Sohn, besungen werden sollte. In der Hoffnung, einen Preis zu gewinnen, welcher vielleicht durch etwas Baares vom Hofe aus vermehrt werden würde, machte ich mich daran, eine Ode im Sapphoschen Versmaß auf dies Ereigniß zu fabriciren. Ich feilte und hämmerte an ihr wohl vier Wochen lang, reichte sie ein und hatte die Genugthuung, daß sie mit einer Anerkennung und einer Prämie, bestehend aus französischen Klassikern, belohnt wurde. Aber das Geldgeschenk, das ich vom Hofe erwartet hatte, blieb aus.

Im Juni verlor die Frau des österreichischen Gesandten Fürst Schwarzenberg, als sie bei einer Feuersbrunst ihre Kinder retten wollte, ihr Leben. Dieses unglückliche Ereigniß erregte mich so, daß es mich zu einer poetischen Epistel begeisterte, die ich an den Fürsten richtete und ihm übersandte. Aber auch für diese dichterische Leistung wurde mir weder Lohn noch Dank und meine Zusendung blieb unbeantwortet.

Mit der Poesie also wollte es nicht gehen, und durch sie war nichts zu erwerben, und ich blieb in fortwährender Geldverlegenheit.

Wie man aber dem Untergange nahe sich an einen Strohhalm klammern und durch ihn sich retten kann, das sollte mir in dieser Zeit an einem meiner neuen Bekannten klar werden.

Bei einer Illumination des Tuilerien-Gartens stand ich unter dem dicht gedrängten, schaulustigen Publicum, das unverwandten Blickes nach dem Balcon des Schlosses schaute, auf dem sich der Kaiser und die Kaiserin zeigten, um das erwartete „vive l'empereur" zu vernehmen. Neben mir stand ein Ehepaar, welches Englisch mit einander sprach. Ich mischte mich mit einigen englischen Brocken in das Gespräch. Wir wurden miteinander bekannt, und es stellte sich heraus, daß der Ehemann selbst zwar ein Deutscher, die Frau aber eine Engländerin war, die beide vor einiger Zeit von London hierher gekommen waren. Ich erbot mich, sie mit Paris bekannt zu machen und wurde von ihnen aufgefordert, sie am nächsten Tage in ihrem Hotel zu besuchen. Nach einigen Wochen unserer Bekanntschaft schien sich Geldmangel bei der Familie einzustellen, denn das theure Hotel ward bald mit einer bescheidenen Privatwohnung vertauscht, und diese Verlegenheit wurde mit der Zeit so evident, daß Herr Mayer, so hieß der Herr, mich wenigstens um Rath, wenn auch noch nicht um Hülfe ansprach. Ich erfuhr denn, daß die Mayerschen Eheleute in Hull etablirt gewesen, schlechte Geschäfte gemacht und mit den Trümmern ihres Vermögens nach Paris gekommen waren, um hier etwas Neues anzufangen. Dies war freilich eine große Unbesonnenheit, denn Herr Mayer, der nicht übermäßig viel gelernt hatte, auch kein besonderes Talent besaß, war gewiß nicht der Mann, sich in Paris, das kein Ort für Mittelmäßigkeit in irgend einer Branche ist, eine Stellung zu verschaffen. Da ihm dies nun, wie vorauszusehen, nicht gelungen war, so hatte er allmälig alles Werthvolle, das er mit hergebracht, verpfändet und war vis à vis de rien. Später bat Herr Mayer mich um ein Darlehn von 40—50 Frcs., das ich, da ich nur im Besitze von 15 Sous war, natürlich nicht gewähren konnte, und so trennten wir uns ziemlich mißvergnügt von einander. Etwa vier Wochen später trat Mayer in ganz abgerissener Kleidung, elend und abgemagert in mein Bureau und bat mich, ihm doch wenigstens 20 Sous zu geben, um für sich und seine Familie Brod kaufen zu können. Ich gab sie ihm natürlich und mit großem Dank entfernte er sich eilig, um den Hunger in seinem Hause zu stillen. Mich mahnte aber dieses Erlebniß, meine, wenn auch unbedeutende Stellung im Avignentschen Hause nicht eher aufzugeben, als bis ich eine bessere ausfindig gemacht haben würde, damit es mir nicht ebenso erginge, wie meinem Landsmann Mayer. Etwa acht Monate nach

diesem Vorgange schlenderte ich eines Tages durch die Rue de la Paix, damals Rue Napoléon genannt. Da bemerkte ich auf Zetteln an der Thür eines Ladens in großer Schrift die Worte „Cirage anglais-japon“ und darunter eine marktschreierische Anpreisung einer hier allein zu habenden Stiefelwichse. Ich schaute durch die Fensterscheiben in den Laden, und wie groß war mein Erstaunen, als ich in dem Inhaber desselben meinen alten Bekannten Herrn Mayer erkannte, der mich noch vor Kurzem um zwanzig Sous für Brod angeborgt hatte und nun als Verkäufer in einem höchst eleganten Laden stand. Natürlich war ich begierig zu wissen, wie er es angefangen, daß es ihm so gut gegangen war und trat in das Magazin. Herr Mayer und Frau erkannten mich gleich und schüttelten mir erfreut die Hand.

„Sie sehen“, sagte er, als der Laden auf einige Minuten leer geworden war, „daß es uns wieder leidlich geht; man muß den Muth nur nicht verlieren“. Als ich ihn erstaunt fragte, wie das Alles gekommen wäre, forderte er mich auf, ihm in die arrière-boutique zu folgen, Madame Mayer könne unterdessen die Kunden befriedigen. Dort angekommen, erzählte er mir:

„Nachdem ich damals in meiner größten Noth von Ihnen einen Franken geborgt hatte, mit dem ich Brod für meine Familie kaufen konnte, trieb es mich, nachdem das kärgliche Frühstück mit den Meinigen verzehrt war, wieder auf die Straße, um irgend etwas aufzufinden, womit ich mir meinen Unterhalt erwerben könne. Ich trat bei dieser Gelegenheit an die Bude eines kleinen, antiquarischen Buchhändlers und kam bald mit ihm in ein Gespräch, in welchem er mir mittheilte, daß er außer seinem Bücherverkauf auch Tinte fabricire, daß aber kein großer Profit dabei wäre. „Ja“, meinte der Mann, „wenn man Stiefelwichse fabriciren könne, so wäre das ein viel besseres Geschäft“. Als ich ihm darauf erwiderte, daß das in England eine ganz bekannte Fabrikation sei und daß ich mich anheischig machen würde, solche Stiefelwichse auch hier in Paris anzufertigen, sagte er: „Mein Herr, Sie haben ein ehrliches Gesicht, hier sind zehn Francs, kaufen Sie dafür die Ingredienzen zu Stiefelwichse, und bringen Sie mir dieselbe hierher, ich werde indessen für Kruken mit Etiquetten sorgen“.

Ich war höchst dankbar und erfreut, ging guten Muthes nach Hause, tröstete Weib und Kind, kaufte Kienruß, Wachs und Vitriolspiritus, und in wenigen Stunden war die schönste, schwärzeste Stiefelwichse präparirt. Damit ging ich nun wieder zu dem alten Buchhändler, der mir Töpfchen mit rothen Etiquetten und der Aufschrift: „Cirage anglais-japon“ übergab. Die Flaschen waren bald gefüllt, und es blieb

in meiner großen Krukc noch genug für weitere Töpfchen, die zu fünf Francs das Stück zum Verkauf ausgestellt wurden. Der große Erfolg unserer Unternehmung übertraf die gewagtesten Erwartungen. Ich errichtete bald darauf eine eigene Fabrik von Stiefelwichse, und mein Fabrikat mit den bekannten Etiquetten, durch das Facsimile meiner Namensunterschrift: Mayer, fabricant — inventeur, verbessert, wurden ein so begehrter Handelsartikel, daß ich diesen Laden hier in einer der elegantesten Straßen von Paris miethen und ein lohnendes Verkaufsgeschäft mit Stiefelwichse einrichten konnte".

Mit lebhafter Freude hörte ich dieser Erzählung zu, und nachdem ich Herrn Mayer beglückwünscht, verabschiedete ich mich von der Familie. Da ich sie noch bis zu meiner Abreise von Paris öfters besuchte, konnte ich mich überzeugen, daß es ihr auch weiter gut ging, und daß sie mit der Fabrikation von Stiefelwichse ein gutes Geschäft machte.

So vergingen Sommer und Herbst des Jahres 1811, und es hatte sich in meiner Lage noch nichts gebessert. Mit den Geschäften des Herrn Avignent ging es immer schlechter, und es war vorauszusehen, daß sich unser Verhältniß bald lösen mußte. Ich bemühte mich ernstlich, aber vergeblich um eine andere Stellung, und so wurde mir denn der Aufenthalt in Paris allmählig recht unerträglich.

Unter meinen Bekannten in Paris gab es auch einen alten Herrn, Rosenstiel mit Namen, der schon lange Zeit im Bureau des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten arbeitete und einen Sohn hatte, der gleich ihm im Ministerium angestellt war. Dieser, den ich auch kennen gelernt hatte, trat eines Tags in mein Zimmer und fragte mich nach üblicher Begrüßung, ob ich wohl geneigt wäre, die kaufmännische Carriere wieder zu verlassen und als Secretär bei einem Verwaltungsbeamten einzutreten. „Einer meiner Collegen", sagte er, „ist vor Kurzem zum Consul für Rostock und Stralsund ernannt worden und ist sofort dahin abgereist, hat aber seine Gattin beauftragt, ihm in einiger Zeit nachzufolgen, auch einen Secretär zu engagiren, welcher der französischen und deutschen Sprache gleich mächtig wäre. Da habe ich nun an Sie gedacht und frage, ob Sie diese Stellung eventuell annehmen würden. Als ich dieses bejahte, versprach Herr Rosenstiel jun. mit Madame Precope-Conteaux, so hieß die Frau des Consuls, zu sprechen. „Wenn Sie ihr Morgen bei der Zusammenkunft gefallen, wird sie Sie ohne Zweifel engagiren, und werde ich Ihnen dann weiteren Bescheid geben".

Das war endlich ein Hoffnungsstrahl! Ich konnte den folgenden Tag kaum erwarten. Schon früh am Morgen kam Herr Rosenstiel zu mir und theilte mir mit, daß Madame Conteaux nicht abgeneigt wäre,

selbst einen jungen Deutschen, wenn er nur dem Kaufmannsstande angehöre, zu engagiren. Alles hinge nun davon ab, welchen Eindruck ich bei der Madame machen würde. Mein Gehalt sei freilich vorläufig außer freier Wohnung, Wäsche und Verpflegung nur auf hundert Francs monatlich festgesetzt, aber dieses geringe Gehalt dürfe mich nicht abhalten die Stellung anzunehmen, da die Herren Consuln, die selbst keine kaufmännischen Geschäfte betreiben durften, solche gelegentlich gerne durch ihre Chanceliers oder Secretäre machen ließen und ihnen dann die Hälfte des Gewinnes abzugeben pflegten. Bei den augenblicklichen, kriegerischen Zeiten sei immer eine vortheilhafte Gelegenheit zu Geschäften zu finden.

„Versuchen Sie also Ihr Heil", sagte Herr Rosenstiel, „und machen Sie sich bei Madame Conteaux, die eigentlich der wahre Consul de France ist, da sie herrschsüchtig ihren Mann sehr unter dem Pantoffel hält, möglichst beliebt".

„Das will ich", erwiderte ich, „und danke Ihnen herzlichst für Ihre freundlichen Mittheilungen. Morgen werde ich Ihnen Bericht erstatten".

Ich machte nun bestmöglichste Toilette und begab mich nicht ohne Herzbeklemmung zu Madame Conteaux, Rue Napoléon, wo ich ihr als „le jeune homme, recommandé par M. Rosenstiel" gemeldet wurde. Man bat mich, in den Salon einzutreten, und bald trat auch die Dame, eine kleine, durchaus nicht anmuthige Erscheinung, durch eine Seitenthür herein. Dichtes, pechschwarzes Haar, das à l'enfant sorgfältig frisirt war, umgab den für die Statur zu großen Kopf. Ihre Kleidung bestand aus einem flanellenen Camisol, das über die ungeschnürte Taille auf das Unterkleid herabfiel, welches einen feinen und eleganten Fuß sehen ließ.

„Sind Sie", begann sie, „der junge Mann, der mir von Herrn Rosenstiel empfohlen?"

Ich bejahte dieses und erklärte, daß ich schon früher die Ehre gehabt hätte in französischen Diensten beschäftigt gewesen zu sein. Auch überreichte ich gleichzeitig eine Probe meiner Handschrift, welche sie annahm und für genügend zu halten schien. Zugleich erklärte sie, daß ihr selten ein Deutscher vorgekommen, der das Französische so gut wie ich spräche. Sie wußte im Verlauf der weiteren Unterhaltung das Gespräch auch bald auf Litteratur, Theater und Musik zu bringen und zeigte sich dabei als eine Frau von gutem Geschmack und manchen Kenntnissen, aber auch von ungemeiner Zungenfertigkeit. Nachdem die Conversation etwa eine Stunde gedauert hatte, bat sie mich, Morgen bei ihr zu speisen, und dann durfte ich mich verabschieden.

Am andern Tage war ich zur bestimmten Zeit wieder im Salon der Madame Conteaux, wurde hier ein paar Bekannten vorgestellt und lernte auch ihren sechsjährigen Sohn, einen bescheidenen Knaben, kennen, mit dem ich mich sehr bald befreundete, ohne zu ahnen, daß ich mir dadurch einen Hauptstein ins Brett meiner zukünftigen Prinzipalin setzte.

Nach einem vortrefflichen Mittagsmahle verfügte man sich in den Salon, um den Kaffee einzunehmen. Hier sagte mir Madame Conteaux ohne weitere Vorrede: „J'espère, Monsieur Berinté, que nous nous conviendrons. Ich bitte Sie also mit meinem Freunde, Herrn Sauvage, dies war einer der mir vorgestellten Herren, das Nähere zu verabreden".

Dieser Herr zog mich denn auch in eine Fensternische und eröffnete mir, daß eine Hauptbedingung für das Engagement wäre, daß ich in den Städten, die das Conteauxsche Ehepaar in Deutschland bewohnen würde, durchaus keinen Umgang mit den andern Einwohnern, selbst nicht mit jungen Leuten in meinem Alter, pflegen dürfe, und würde dieses Opfer, das man mir zumuthete, durch die angenehme Stellung in der Häuslichkeit des Consuls wieder ausgeglichen werden. Auch würde es angenehm sein, wenn ich den Elementarunterricht des jungen Sohnes Adrien übernehmen und ihm die Anfangsgründe der deutschen Sprache beibringen wolle.

Ich erklärte nach dieser Rücksprache mit Herrn Sauvage der Madame Conteaux, daß ich auf alle diese Bedingungen gern einginge, und daß ich auch den lebhaften fähigen Knaben mit Freuden unterrichten wolle.

„Nun", entgegnete sie, „dann haben wir in Ihnen einen Freund gewonnen. Ich bitte Sie, sich zur Abreise in höchstens acht Tagen bereit zu halten und während dieser Zeit täglich unser Tischgast zu sein".

Ich versprach, meine Angelegenheiten in Paris innerhalb dieser Frist vollständig zu ordnen und empfahl mich meiner neuen Prinzipalin, indem ich ihr besten Dank für ihre Freundlichkeit aussprach.

Herr Avignent sah mich ungern sein Haus verlassen, da er nun seine wenigen Briefe und Rechnungen selbst schreiben mußte, wenn sich nicht Jemand fand, der ihm für dasselbe Honorar, das er mir gegeben, bei seinen Schreibereien behilflich war. Ich fand bald unter meinen Bekannten einen, der ihm täglich ein paar Stunden seine Correspondenz zu besorgen versprach. Nachdem diese Angelegenheit geordnet, suchte ich mit dem wenigen Geld, das mir noch geblieben war, meine Garderobe für die bevorstehende Reise in Stand zu setzen und verpackte sie sorgfältig in einen kleinen Mantelsack. Am Tage der Abreise, am 25. Mai, fuhr denn auch ein eleganter Reisewagen vor dem Hause der Madame Conteaux

vor, und es wurde in und auf denselben eine Unmasse von Gepäck verstaut, mein kleiner Mantelsack aber hinten auf den Hauptkoffer festgebunden. So bestiegen wir, Madame Conteaux und ich im Fond, eine Kammerjungfer und der kleine Adrien auf dem Rücksitze, den mit drei kräftigen Postpferden bespannten Reisewagen und fuhren zum Thore von Paris hinaus.

Ich war schließlich herzlich froh, diese Stadt verlassen zu können. Mir war die Oberflächlichkeit des großstädtischen Lebens doch innerlich zuwider geworden, und ich schämte mich eigentlich meiner Mittelmäßigkeit, die es mich in Paris zu nichts Ordentlichem hatte kommen lassen.

Auf der Reise fing nun leider Gottes Madame Conteaux eine so endlose Causerie an, daß ich mich bei der petulanten Lebendigkeit, mit der sie von einem Gegenstand zum andern überging, schon freute, wenn es zur Nacht ging und sie die Schleusen ihrer Geschwätzigkeit schloß, um nach ausführlicher Nachttoilette bald einzuschlafen.

So ging die Reise ohne Unfall bis in den Thüringer Wald, wo wir zwischen Fulda und Eisenach in der Nacht ein kleines Abenteuer erleben sollten. Die rückwärts sitzende Kammerzofe wollte nämlich trotz der Finsterniß zwei Kerle bemerken, die zu beiden Seiten unseres im Sande langsam fahrenden Wagens mit demselben Schritt hielten. In der That sahen wir Anderen auch, daß zwei, mit starken Knüppeln bewaffnete, Männer neben unserm Wagen gingen und in denselben hineinschauten.

Da wir keine Waffen bei uns führten, wurde uns doch etwas ängstlich zu Muthe, und Madame Conteaux versteckte sehr sorgfältig ihre Reisekasse unter die Wagenkissen.

Plötzlich legten die Kerle, wie verabredet, ihre Hände auf die Schlösser der Wagenthüren. Da schlug ganz in der Nähe ein Hund an, und beide Räuber verschwanden im Dickicht des Waldes. Bald darauf erschien ein Köhler, mit Laterne und Jagdflinte bewaffnet, verständigte sich mit dem Postillon, der von seinem Sattelpferde heruntergestiegen war, und rieth uns, bis zum Morgen in seiner nahe gelegenen Hütte zu rasten, da, wie er meinte, des Nachts die Wege im Walde sehr unsicher seien. Wir nahmen dies Anerbieten an und blieben bis zum nächsten Morgen in der Wohnung dieses Mannes.

Als wir am andern Tage in Gotha angekommen waren, entdeckte ich — oh Schrecken! — daß der Mantelsack, in dem meine ganzen Habseligkeiten waren, von dem großen Koffer, auf dem man ihn befestigt hatte, verschwunden war. Mir blieb also nichts von meiner ganzen Habe als ein Paar graue Pantoffeln, die ich an den Füßen hatte, und

einige Taschentücher, die in der Wagentasche untergebracht waren, und einem Sechsfrankenthaler, der in meiner Westentasche steckte. Madame Conteaux tröstete mich über meinen Verlust, schien aber keineswegs geneigt, mir denselben zu ersetzen. Ich hatte schon während der Reise bemerkt, daß Freigebigkeit nicht eben zu ihren Tugenden gehörte. In Leipzig Abends angekommen, mußte ich am nächsten Tage mit Pantoffeln an den Füßen meine Frau Prinzipalin zum großen Gaudium der Gassenjugend auf einem Spaziergang durch die Straßen begleiten. Das Originelle eines solchen Aufzuges war für Madame Conteaux zwar höchst ergötzlich, aber sie dachte nicht daran, mir etwas Geld anzubieten, um mir ein Paar Stiefel kaufen zu können. Einige Tage darauf in Berlin angekommen, weigerte ich mich nun ganz entschieden, den Begleiter und Cicerone der Dame in Pantoffeln zu machen, und es blieb ihr schließlich nichts weiter übrig, als mir Hundert Franken vorzuschießen, mit denen ich meine Toilette wenigstens einigermaßen vervollständigen konnte. Nach einem Aufenthalt von 36 Stunden fuhren wir von Berlin ab und trafen ohne Unfall an einem schönen Juniabend in Stralsund, unserm Bestimmungsort, ein.

Ich war natürlich begierig, meinen Chef kennen zu lernen, den seine Frau mir schon unterwegs als eine Art Sonderling geschildert hatte; Er rauche fortwährend Tabak, tränke viel Cognac, schliefe bis in den Tag hinein und arbeite dann des Nachts. Er begrüßte mich, als ich ihm vorgestellt wurde, höchst gleichgültig und betrachtete mich wie einen zum Haushalt gehörigen Luxusartikel. Später sollte ich ihn näher kennen lernen und Alles, was mir seine Frau von ihm erzählt hatte, bestätigt finden. Er beschäftigte sich mit nichts weiter, als mit Abfassung von einigen diplomatischen Berichten, während er fortwährend aus einer Pfeife rauchte und häufige Schlucke aus einer Rumflasche nahm. Pour se rincer la bouche et chasser l'odeur de la pipe, wie er sagte. Dann legte er sich aufs Sopha und machte ein Schläfchen. Ums Hauswesen bekümmerte er sich garnicht, und gleich nach unserer Ankunft übernahm die Frau die Leitung desselben und auch die Kassenführung, womit er sehr einverstanden war. Zu thun hatte ich im Bureau wenig und so war es denn für mich nicht gerade angenehm, daß ich meinem Contract zufolge, das Haus nicht ohne besondere Erlaubniß verlassen durfte.

Die Einförmigkeit dieses Lebens wurde nur durch Amtsreisen nach Greifswald und Rostock unterbrochen, welche kleineren Handelsplätze dem französischen Consulat in Stralsund unterstanden. Hier entwickelten sich denn auch kleine Geschäfte und Handelsunternehmungen, die ich für den Consul in meinem Namen einleiten mußte. So interessirte mich

ein Kaufmann in Rostock an einer kleinen Ladung Pech und Theer, schwedischen Ursprungs, die von französischen oder dänischen Kapern aufgebracht worden war und die einen Nettoverdienst von 400 Thalern ergab, den ich natürlich mit Frau Consul Conteaux theilen mußte. O, wie freute ich mich über diesen ersten kaufmännischen Gewinn. Diese 200 Thaler erschienen mir ein unermeßlicher Reichthum. Bald darauf sah ich mich denn auch im Besitze von noch weiteren 100 Thalern, da die Händler bei allen diesen Geschäften glaubten, mich, d. h. eigentlich Mdme. Conteaux in erster Linie betheiligen zu müssen, um sich dadurch die Gunst des allmächtigen, französischen Consuls zu sichern.

Eines schönen Morgens kam uns in Stralsund die Nachricht, daß ein convoi russischer Schiffe unter dem Schutz englischer Kriegsschiffe die Insel Rügen passirt habe, und daß von ihnen eine größere Anzahl bei starkem Nebel auf den Strand gerathen sei. Dieses Ereigniß setzte das Consulat in lebhafte Bewegung, denn es gehörte zu den Aufgaben desselben, sich schnell dieses feindlichen Besitzthums für den französischen Fiskus zu bemächtigen. Herr Conteaux reiste also in meiner Begleitung sofort nach Rügen und fand dort allerdings dicht am Strande dreizehn größere und kleinere Schiffe festliegen. Da es schon dunkelte, mußten wir, um die Ladungen zu bergen, den Morgen abwarten. Um unsere Maßnahmen zu unterstützen, waren auch vier- bis fünfhundert Mann Soldaten commandirt. Die Besichtigung am folgenden Tage ergab denn, daß die Herren Franzosen einen sehr guten Fang gemacht hatten. Sämmtliche Schiffe kamen von Petersburg mit reichen Ladungen von Hanf, Flachs, Pottasche und anderen russischen Landesproducten.

Nachdem die Schiffe besetzt worden waren, wurde der Rest des Tages mit Inventarisiren der Ladungen, Absendungen von Depeschen und Berichte an den Generalgouverneur von Schwedisch Pommern, und mit Verhandlungen über das Abbringen oder Löschen der Schiffe zugebracht. Am andern Morgen hörten wir in dem vom Strande etwas weiter entfernt gelegenen Dorfe, in dem wir genächtigt hatten, Gewehrfeuer und Kanonendonner von der Richtung her wo unsere Prisen verfandet lagen. Wir eilten schnell dorthin und erfuhren, daß englische Kriegsschiffe in der Nacht zurückgekehrt seien, Böte ausgesetzt, und trotz des Widerstandes der französischen Truppen sich des Strandes bemächtigt und die gestrandeten Schiffe flott zu machen versucht hätten. Da ihnen dies nicht gelungen, steckten sie sämmtliche Schiffe in Brand. Es war ein unbeschreiblich schauerliches Feuerwerk, was sich auf der beruhigten Meeresfläche nun unsern Blicken darbot. Flachs und Hanf, mit Oel

und Talg vermischt, schlugen in hohen Flammen zum Himmel empor. Mit uns waren die Anfangs vertriebenen, französischen Truppen zurückgekehrt, hatten sechs ziemlich unversehrte Schiffe wieder besetzt, und auch Anstrengungen gemacht, das Feuer auf den sieben anderen zu löschen. Dies gelang insoweit, als die Schiffe nur bis zur Wasserfläche abbrannten, sodaß die tief unten fest verstauten Waaren vom Feuer wenig beschädigt wurden. In den nächsten vierzehn Tagen wurden die Ladungen schnell ans Ufer gebracht, und dann unter meiner Leitung und Aufsicht ungeheure Massen von Hanf, Flachs, Kupfer und Oel unter freiem Himmel zu hohen Bergen aufgeschichtet. Nachdem die Beute unter militärischen Schutz gestellt, kehrte ich zu meinem Consul nach Stralsund zurück, um ihm Bericht zu erstatten. Ich fand ihn, wie immer, rauchend, Rum trinkend und Depeschen verfassend in seinem Zimmer, Madame dagegen in einer ungeheuren Aufregung, denn ihrem, nur dem Gewinn zugekehrten Sinn war es klar geworden, daß jetzt das Eisen glühte, was zu schmieden nicht versäumt werden dürfe. Unglücklicherweise war aber mit dem Herrn Gemahl diesmal platterdings nichts zu machen. Er wollte aus seiner Ruhe nicht gestört werden, und ein Paar Flaschen alter Rum schienen ihm verlockender, als alle die Vorspiegelungen seiner habgierigen Frau von einem möglicherweise enorm großen Gewinnst. Er hatte über Nacht plötzlich ein überzartes Gewissen bekommen, sprach von den großen Schwierigkeiten, schützte seinen Diensteid vor, und gefiel sich überhaupt in hohlklingenden, hochtrabenden Tugendphrasen.

Madame, die mich bei diesem großen Geschäfte gerne aus dem Spiel gelassen hätte, blieb, da sie ihren Mann nicht zu bewegen vermochte, nichts weiter übrig, als sich mit ihren Plänen direkt an mich zu wenden. Bald sollte ich mit Hülfe Stralsunder Kaufleute die ganzen gestrandeten Waaren für den Herrn Consul einkaufen, bald andern Käufern es nahe legen, dem Herrn Consul die Kleinigkeit von einigen hunderttausend Franken als freiwilliges Geschenk anzubieten. Meines Vortheils wurde dabei aber weiter nicht gedacht, da sie mich durch den bereits gemachten Gewinn für reichlich entschädigt halten mochte. Ich verstand mich nach längeren Unterhandlungen bereit, mit einigen Stralsunder Kaufleuten in nähere Verbindung zu treten, um zu ermitteln, von welchem Baume man die goldnen Früchte zu schütteln habe. Aus den Verhandlungen ging hervor, daß der Consul ohne Zweifel den Auftrag erhalten mußte, sämmtliche geborgenen Waaren öffentlich an den Meistbietenden zu verkaufen. Man war aber unschlüssig, wie man die Konkurrenz bei diesem öffentlichen Ausgebot vermeiden könne, und wie man überhaupt beim Ankauf der Waaren durch irgend eine Manipulation viel

Geld verdienen könne. Diese Ungewißheit wurde indessen durch ein unerwartetes Ereigniß schnell gehoben. Eines schönen Tages erschienen nämlich aus dem Hauptquartiere des in Berlin kommandirenden Marschalls Augereau zwei Stabsoffiziere, gingen auf das Zimmer unseres über den Besuch bestürzten Consuls und benachrichtigten ihn auf militärisch kurze Weise von dem Wunsche des Herrn Herzogs, bei dem bevorstehenden Geschäft mit einem mäßigen Gewinn von hunderttausend Franken betheiligt zu werden. Dann empfahlen sich die Offiziere vom Herrn Consul, ihm die prompte Auszahlung der Summe dringend ans Herz legend. Herr Conteaux eilte gleich zu seiner Frau, um ihr seine Verlegenheit und Angst bei dem bevorstehenden Handel zu klagen, schien aber wenig Mitgefühl gefunden zu haben, denn er wurde bald fortgeschickt und ich zu einer Privataudienz befohlen, bei der sie sich über das linkische Benehmen und die tête maltournée pour les affaires ihres Gatten beklagte und mich versicherte, daß sie gerade hocherfreut über die Wendung der Sache sei, da jetzt der Herr Marschall, wenn dem Kaiser Napoleon etwas zu Ohren kommen sollte, als Blitzableiter dienen könne. Man dürfe also jetzt dreister zu Werke gehen, und meine Aufgabe müsse es sein, mit den Stralsunder Kaufleuten die Sache so zu ordnen, daß für sie und den Herrn Marschall eine Provenu von 200000 Francs herauskäme.

Zu meinem großen Erstaunen erschien nun Nachmittags ein weiterer Besuch beim Consul, nämlich der Generalgouverneur von Stralsund und forderte, sich auf einen Befehl des Herrn Marschall Augereau beziehend, auch für sich selbst eine weitere Summe von 60000 Francs. Es schien damals bei den Befehlshabern der französischen Armee Gepflogenheit zu sein, sich den Raub nach Rang und Würden zu theilen, um sich so den Rücken gegenseitig zu decken. Ich eilte mit dieser neuen Forderung zu dem Chef der Compagnie, die das Geschäft übernommen hatte, und war erstaunt, als derselbe, ein Herr Commercienrath Israel, von den Forderungen der ungebetenen Gäste garnicht überrascht war. Es wurde vereinbart, daß der öffentliche Verkauf der Waaren zwar in einzelnen Blättern bekannt gemacht, beim Verkauf selbst aber alles summarisch in Bausch und Bogen, so wie es am Strande lag, ausgeboten werden solle. Von mir, dem Chancelier du consulat, wurde nur verlangt, daß ich den Zuschlag an die Societät ziemlich rasch ertheilen sollte.

Meine Menschenkenntniß war damals noch zu wenig ausgebildet, um mich die große Verantwortlichkeit der Rolle, die ich in dieser Komödie spielen sollte, erkennen zu lassen. Von einer Gratification für mich wurde zunächst nicht gesprochen. Erst nach mehreren Conferenzen fragte

mich beiläufig der Herr Commercienrath, welche Extragratification für mich die Compagnie zu zahlen haben würde. Ich war so unvorbereitet, auf diese Frage, daß ich nur zögernd nach einiger Ueberlegung die Summe von 1200 Thalern nannte, welche mir auch bereitwilligst zugestanden wurde. Später bin ich zu der Ansicht gekommen, daß man mindestens auf 30,000 Franken für mich gerechnet hatte. Als der Consul und ich ungefähr vierzehn Tage, nachdem die öffentlichen Blätter die Anzeigen von der vente public gebracht hatten, in einer Postkutsche nach dem Orte der Auction fuhren, passirte das Unglück, daß unser Wagen bei einer zu kurzen Wendung umschlug, und ich beim Herausfallen mir den Arm in der Schulter ausrenkte, während der Herr Consul unverletzt davon kam. Postillon und Consul führten mich nun in dunkler Nacht nach einem nahe gelegenen Dorfkrug, wo man mich auf ein Bett legte und, da meine Schulter bereits sehr angeschwollen war, schnell zu einem Dorfbader schickte.

Meine nicht unbedeutenden körperlichen Schmerzen wurden auch noch von den trübsten Reflexionen begleitet. Da ich jetzt die Auction persönlich nicht leiten konnte, so war es wahrscheinlich, daß mir auch der versprochene Gewinn verloren gehen würde. Am nächsten Tage erschien die Frau Consul mit einem Stadtchirurgen, und es wurde mir der Arm wieder eingerenkt. Vom Consul erfuhr ich, daß Alles bei der Auction, wie verabredet, von Statten gegangen war, und daß sämmtliche aus dem Schiffbruch geborgenen Waaren in Bausch und Bogen der Compagnie für eine Summe von etwa 430,000 Thalern zugeschlagen seien.

Nach einiger Zeit holte mich das Ehepaar Conteaux in einem bequemen Wagen nach Stralsund zurück. Mein erster Weg, den ich, den Arm in der Binde, machen konnte, ging zu Commercienrath Israel. Ich fragte ihn, ob er mit dem Geschäfte zufrieden sei. Er meinte, mit den Achseln zuckend, es würde schwer halten, dabei etwas zu verdienen, richtete aber doch gleich zu meiner freudigen Ueberraschung die Frage an mich, in welcher Weise ich die mir zugesicherte Summe ausgezahlt zu haben wünsche. Ich erbat mir einen guten Wechsel auf Hamburg welcher mir sofort ausgestellt wurde. Vertraulich theilte mir Herr Israel noch mit, daß dem Marschall Angeran 60,000 Francs, der Madame Conteaux dagegen 90,000 Francs und dem Generalgouverneur von Stralsund nur 30,000 Francs ausgezahlt worden wären. Von dieser ganzen Angelegenheit wurde zwar bei den Conteaux nichts erwähnt, doch konnte ich die Existenz eines Schatzes im Hause bemerken, der bald von der Frau, bald vom Manne in verschiedenen Stuben untergebracht wurde.

Um diese Zeit verbreitete sich nun schon die Nachricht von einer großen déroute der französischen Armee im Innern Rußlands. Man redete von einem großen Brand in Moskau und einem unter den schrecklichsten Entbehrungen vollzogenen Rückzug der französischen Armee. Aber Alles wurde nur als ein bloßes vages Gerücht betrachtet. Da in der nächsten Zeit keine weiteren Geschäfte in Aussicht standen, bat ich meinen Prinzipal um einen Urlaub von vier Wochen, den er mir bereitwillig zugestand. Ich hegte nämlich den sehnlichsten Wunsch, die nicht allzu entfernt gelegene Vaterstadt und meine Familie nach so langer Trennung wiederzusehen. Der Besitz meines vortrefflichen Wechsels und etwa noch hundert Napoléons gewährten mir ja reichlich die Mittel zu einem solchen Ausflug.

Ich war zwar mit dem väterlichen Hause in ununterbrochenem Briefwechsel geblieben, wollte mich aber doch persönlich von dem Befinden der Eltern und Geschwister überzeugen, da die Nachrichten, welche ich von Hause empfing, nicht allzu tröstlich klangen. Die Lage meines Vaters war immer schwieriger geworden, und er hatte Noth, sich und die Seinigen in der für Danzig so traurigen Zeit durchzubringen. Daß ich nach Hause zu kommen gedachte, theilte ich dem Vater nicht mit, da ich ihn überraschen wollte. Anfangs Dezember fuhr ich mit einem Lohnkutscher aus Stralsund und kam über Stettin und Stolp bald nach Lauenburg, wo ich ehedem als Secretär des Mayer mit dessen Bagage marschierend, bei einer freundlichen, älteren Offiziersdame einquartiert gewesen war. Sie selbst war, wie ich bald erfuhr, aufs Land gezogen und ihr anmuthiges Töchterchen leider am Typhus verstorben. Am nächsten Tage fuhr ich weiter nach Danzig und gelangte endlich durch das Jacobsthor in meine alte Vaterstadt. Wie schienen mir jetzt die Häuser klein und weniger stattlich als früher, da mir nun noch Wiener und Pariser Prachtbauten vorschwebten. Auch hatte in der Stadt alles ein müdes, ärmliches, schläfriges Aussehen, wie es denn in einer schon sechs Jahre unter dem Druck eines brandschatzenden Siegers leidenden Stadt nicht gut anders erwartet werden konnte.

An der Ecke der Schmiedestraße ließ ich den Wagen halten und ging zu Fuß nach dem väterlichen Hause, das mir schon beim äußeren Anblick etwas verfallen und reparaturbedürftig erschien. Ich schellte und sagte dem öffnenden Dienstmädchen, daß ich den Hausherrn zu sprechen wünsche. Während ich mich nun in dem Hausflur, in dem die bekannte, alte Uhr und die großen alterthümlichen Schränke standen, umschaute, trat mir die schöne Zeit meiner Kindheit wiederum recht lebhaft vor Augen. Endlich höre ich hastige Tritte, und mein Vater

merklich gealtert, mit weißen Haaren, eilt auf mich zu und nimmt mich unter Freudenthränen in seine Arme. Das alte Dienstmädchen, das lange Jahre in unserer Familie war, hatte mich doch gleich erkannt und meine Anwesenheit dem Vater verrathen. Nachdem er mich wieder und immer wieder unter Thränen geherzt und geküßt hatte, zog er mich mit seiner lebhaften Hast in das Wohnzimmer, und bald lag ich in den Armen meiner guten Mutter und weidete mich an dem Anblick ihrer lieben und treuen Gesichtszüge. Meine Geschwister zu überraschen, wollte sich aber der Vater nicht nehmen lassen und ließ ihnen sagen, daß ein fremder Herr angekommen wäre. Nun kamen sie denn alle vier bald zum Vorschein. Die Aelteste, etwas verwachsen, war ebenso wie meine zweite Schwester mager und bleich, und alle, auch meine beiden jüngsten Geschwister, waren ärmlich gekleidet und sahen recht trübselig aus. Ihr ganzes Aeußere bezeugte, daß Glück und Wohlstand das Haus seit langer Zeit verlassen haben mußten. Es schnürte mir fast das Herz ab.

Um meinen Eltern noch eine größere Freude zu machen, hatte ich von der jüngsten bedeutenden Vermehrung meines Reichthums nichts geschrieben. Ich hatte mir in Stralsund ein kleines Toilette-Kästchen erstanden, in dem sich kleine Schiebladen befanden, die ich ganz mit meinen Goldstücken angefüllt hatte. Als ich nun die Kinder aufforderte, das Kästchen zu öffnen, fanden sie zuerst nur ein Etui mit Rasirzeug Federmesser, Nagelscheere und dergleichen. Als ich sie aber aufforderte, die verborgenen Schiebladen aufzuziehen, war das Erstaunen groß. Mein Vater war seelenvergnügt, nicht allein der Schätze wegen, sondern weil ihm ein so ansehnlicher Erwerb für meine künftigen Erfolge Gewähr zu leisten schien. Es ging nun an ein Erzählen unserer wechselseitigen Erlebnisse, und nachdem wir das Abendbrod eingenommen hatten, bei dessen Zusammenstellung meine Mutter sich auch irgend einer meiner Lieblingsschüsseln erinnert hatte, beschloß ein gesunder Schlaf den vielleicht glücklichsten Tag meines Lebens.

Den ersten Besuch am nächsten Morgen machte ich meinem früheren Lehrherrn Kabrun, der mich freundlich empfing und sich auch mit meinen bisherigen Bestrebungen, auf eigene Füße zu kommen und mir meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, zufrieden erklärte. Abends besuchte ich, um alle heitern Jugenderinnerungen in mir aufzufrischen, das Bertlingsche Haus, wo ich in der Familie die alte gemüthliche Lebensweise und sogar auch meinen Freund Buschius wiederfand.

Alle diese Rückerinnerungen konnten jedoch meine Stimmung nicht zu einer wahrhaft heiteren machen, denn ich gedachte der hochfliegenden

Pläne, die ich bei meinem Auszug in die große Welt gemacht, und der großen Hoffnungen, die ich gehegt hatte, von denen doch nur so wenige in Erfüllung gegangen waren. Auch war nichts von Allem, was ich in der Heimath wiederfand, dazu angethan, diese meine trübe Stimmung zu verscheuchen. Mancher mir Wohlbekannte war mittlerweile verstorben oder in der Fremde verschollen und zu Grunde gegangen, die Daheimgebliebenen aber drückte der große allgemeine Mangel und Niemand schien sich zufrieden zu fühlen. Mein guter Vater bemerkte diese melancholischen Anwandlungen, konnte sie sich aber um so weniger erklären, als ich seine Vermuthung einer unglücklichen Liebe aufs Entschiedenste zurückweisen konnte. So verlebte ich etwa drei Wochen mit den Meinigen und im Kreise guter, alter Bekannten, als sich neue Ereignisse vorbereiteten, welche mich abermals in den Strudel der Welt treiben sollten.

Es bestätigte sich nämlich das Gerücht, daß in Rußlands Schneewüsten die ganze französische Armee ihren Untergang gefunden habe, und die Trümmer derselben verbreiteten sich schon über unsere preußischen Provinzen. So hörten wir auch von der Ankunft der halb verhungerten, bemitleidenswerthen französischen Soldaten in Königsberg und von des Kaisers fluchtähnlicher Rückkehr nach Paris. Als nun gar die Nachricht eintraf, daß größere, zerstreute Truppenhaufen, von den Russen eifrig verfolgt, sich auch schon unserer Stadt näherten, da war nicht mehr daran zu zweifeln, daß das arme Danzig bald eine zweite Belagerung zu bestehen haben würde. Der Gouverneur Rapp war denn auch eifrig bemüht, die Festung in Vertheidigungszustand zu setzen, und, wollte ich das dem Consul Conteaux gegebene Wort halten, so mußte ich es versuchen, ehe die Stadt eingeschlossen wurde, die Rückreise anzutreten. Eltern und Geschwister stimmten mit mir darin überein, daß ich so handeln müsse.

Ich machte mich also zur Abreise fertig, da bereits von dem Erscheinen mehrerer Kosackenpulks in nächster Nähe der Stadt berichtet wurde, ließ den Wechsel auf Hamburg zur Eincassirung meinem früheren Prinzipal Kabrun, übergab meinem Vater hundert Dukaten als Nothpfennig und fuhr Anfangs Januar 1813 nach schmerzlichem Abschied von den Meinen mit traurigem Herzen zum Thore hinaus. Ich ahnte damals nicht, daß das Stadtthor sich fast unmittelbar hinter mir schließen, und ich nun fünfzehn lange Monate keine Nachricht von den Meinigen erhalten sollte. In kleinen Tagereisen kam ich mit meinem Lohnkutscher glücklich wieder in Stralsund an, wurde von dem Conteaux-

schen Ehepaar mit gewohnter Artigkeit empfangen und in mein behagliches Zimmer geführt.

Der Winter verging einsam und einförmig, da wir mit den Bewohnern Stralsunds außer aller Berührung blieben, und es im Bureau wenig zu thun gab. Wenn ich also dem jungen Adrien ein paar Unterrichtsstunden in deutscher Grammatik und Geographie gegeben hatte, mußte ich mich noch stundenlang zum Ableiter von Madame Conteaux Schwatzhaftigkeit hergeben. Abends blieb ich dann meistens für mich allein in meinem Zimmer, las, machte schlechte Verse und übte mich im Geigenspiel. Geschäfte waren nicht mehr zu machen und zur Vermehrung meines Besitzes fand sich keine Gelegenheit. Es liefen auch schlechte Nachrichten vom französischen Heere ein, und man hörte, daß sich dasselbe weiter nach Westen zurückgezogen habe. Kosacken schwärmten schon durch das ganze Pommerland bis nach Stettin hin. Der Consul fing also an zu überlegen, ob es nicht richtig sei, sich mit den in seinen Händen befindlichen Staatsgeldern nach Westen hin zurückzuretten. Der an dem mecklenburgischen Hofe accreditirte chargé d'affaires wurde um Rath angegangen, wie wir uns zu verhalten hätten, und antwortete, daß wir, da der Weg durch Deutschland nach Frankreich nicht mehr frei sei, nach dem noch immer den Franzosen alliirten Dänemark, und zwar zunächst nach Kiel reisen möchten. So verließ ich Stralsund, um mit der Familie Conteaux über Kiel nach Paris zurückzukehren.

Zu jener Zeit war ich durch die vielfachen Beziehungen zu den Franzosen nach und nach fast selbst Franzose geworden. Von dem edlen, schwärmerischen Enthusiasmus meiner Landsleute, die sich als Freiwillige in Schaaren zu den Fahnen der Freiheitskämpfer drängten, erfuhr ich damals nichts, ebenso wenig von dem Aufruf des Königs an sein Volk, dem ich, wie ich zu meiner Schande bekennen muß, in meiner damaligen, wenig patriotischen Stimmung wohl auch kaum Folge geleistet haben würde.

So folgte ich denn getrost meinem Consul nach Kiel, das wir, der feindlichen Streifcorps wegen mit einigen Umwegen, ohne weitere Unfälle glücklich erreichten. Dort fanden wir schon den mecklenburgischen chargé d'affaires, mit dem ich in ganz angenehmen Verkehr trat. Mit den Einwohnern von Kiel aber konnte ich in kein gutes Einvernehmen kommen, da sie mich als Halbfranzosen verachteten und mir eine Kälte zeigten, die mir jede Annäherung unmöglich machte.

So mochten wir uns etwa vierzehn Tage dort aufgehalten haben, als wir eines Morgens von der Polizei den Befehl erhielten, die Stadt unter keinen Umständen zu verlassen. Als Ursache dieses über-

raschenden Stadtarrestes wurde uns mitgetheilt, daß der dänische Consul in dem von den Russen belagerten Stettin wegen vermeintlicher Verbindung mit dem Feinde von den Franzosen verhaftet worden sei, und man deshalb Repressalien zu nehmen gezwungen sei. Wir mußten uns nun nach vergeblichen Versuchen durch den französischen Gesandten in Copenhagen die Freiheit wiederzuerlangen in unser Schicksal fügen, und ich blieb bei der Familie Conteaux, obgleich sie mir erklärten, daß ich jetzt nicht weiter auf Gehalt, sondern nur auf freie Station und unentgeltliche Rückreise nach Paris rechnen könne.

Endlich, da sich Dänemark von Frankreich losgesagt, schlug auch für uns die Befreiungsstunde, und man befahl uns, so schleunig als möglich das Land zu verlassen. Ohne daß man glücklicherweise nach der geliebten Consulatscasse fragte, kamen wir unbehelligt über Stade, Bremen etwa Mitte Juni in Cassel, der Hauptstadt des westfälischen Königreichs, an. Hier erfuhren wir, daß der allgewaltige Kaiser Napoleon sein Hauptquartier nach Dresden verlegt habe, und daß sich der Sieg neuerdings wieder an seine Fahnen zu heften schien. Es wurde daher beschlossen, daß Herr Conteaux zum Kaiser nach Dresden reisen, um Rechnung abzulegen und die Casse abzuliefern, während Madame unter meinem Schutze mit ihrem Sohne nach Paris reisen sollte. Jetzt entspann sich aber ein großer Streit zwischen dem Ehepaar, wer die in Stralsund gewonnenen 90,000 Francs mit sich nehmen sollte. Dieser Streit artete in eine sehr widerwärtige Scene aus, denn bald hörte ich im Nebenzimmer Madame einen lauten Hülferuf ausstoßen. Ich eilte sofort dahin und fand den Mann mit einem Federmesser in der Hand auf die Frau eindringend, die sich mit blutigen Fingern von ihm zu befreien suchte, wobei sie mir zurief: O, mon dieu, il me tue! Ich entwand dem Herrn Consul mit einiger Mühe die kleine schneidige Waffe, mit der er seiner Frau zu Leibe gegangen war, und die Sache würde wohl beigelegt worden sein, wenn nicht der Lärm und das Geschrei einige Polizeibeamte herbeigezogen hätte, die nur durch ein Geldgeschenk von zwei Thalern beruhigt und zum Abmarsch bewogen werden konnten. Der Friede war endlich hergestellt und nun auch ohne Weiteres der Frau Consul das Geld überlassen. Madame Conteaux erzählte mir später, daß sie sich absichtlich am Federmesser des Herrn Consul verletzt hätte, um eine kleine Scene herbeizuführen, deren Schluß die Auslieferung des Geldes an sie sein sollte.

Als Herr Conteaux nach Dresden abgereist war, machten auch wir uns auf den Weg über Frankfurt nach Paris, wo wir Ende Juni ankamen und im Hôtel des L'étrangers einige möblirte Zimmer bezogen.

Madame Conteaux hatte schon auf der Reise über Unternehmungen, die sie plante, wiederholt mit mir geschwatzt, sich aber wohl gehütet, irgend ein bindendes Versprechen zu geben. Hier in Paris nahm das allgemeine Gerede eine etwas greifbarere Form an, und sie machte mich glauben, daß es ihr Ernst damit sei, ein Geschäft auf gemeinsame Rechnung unter meiner Leitung zu errichten.

Meine alten Bekannten in Paris wieder aufzusuchen, fand ich wenig Gelegenheit, da mich Madame Conteaux wie einen Sclaven als Begleiter auf Promenaden und ins Theater mitschleppte. Zwei bis drei Stunden Unterricht an Adrien, dann die inhaltslose, geisttödtende Conversation mit der Dame des Hauses — das war das ewige Einerlei meines Tagewerks. Diese fortwährende Abhängigkeit wurde mir denn bald sehr unangenehm, und ich trachtete danach, mich derselben so viel als thunlich zu entziehen. Da aber das Project eines Etablissements fast täglich besprochen und in Erwägung gezogen wurde, harrte ich noch aus, bemerkte jedoch bald, daß man mich nur hinhalte und zum Besten habe. —

So kam der Oktober heran und ich war noch immer im Hause des Consuls. Eines Morgens forderte mich Madame auf, mit ihr auszufahren, um einige Einkäufe zu besorgen.

„Stecken Sie meine Börse ein, um für mich zu bezahlen", sagte sie zu mir.

Als ich nun zu diesem Zwecke vielleicht zehn Napoleons der Börse entnommen, forderte sie mir dieselbe plötzlich wieder ab und behauptete, den Inhalt nachzählend, daß ihr von demselben mehr als zehn Napoleons fehlten. Als ich ihr darauf erwiderte, daß sie sich entweder verzählt, oder das Geld zu Hause habe liegen lassen, versicherte sie mit großer Frechheit, sich nicht zu irren, sodaß ich daraus entnehmen mußte, sie glaube, die fehlenden Goldstücke seien noch in meiner Tasche. Ein solch schändlicher Argwohn brachte mein Blut in Wallung, und ich rief ihr sehr heftig zu:

„Nun lassen Sie mich endlich in Ruhe mit Ihren Goldstücken, ich habe sie Ihnen doch wahrlich nicht genommen?"

„Dann zeigen Sie mir Ihre Taschen", entgegnete sie.

Kaum hatte sie dies ausgesprochen, so erhielt sie von mir eine so kräftige Ohrfeige, wie sie sie seit ihrer Kindheit gewiß nie mehr empfangen hatte. Gleichzeitig rief ich dem Kutscher zu, zu halten, und verließ den Wagen, während sie weinend fortwährend rief: „Quel monstre! Quel homme abominable!"

In unserm Hotel angekommen, packte ich meine Sachen zusammen und ließ sie durch einen Commissionär in ein kleines Hotel in der Rue Richelieu bringen, wo ich mir ein billiges Zimmer miethete. Da ich von meinem ganzen Erwerb in Stralsund nur noch etwa 500 Frcs. besaß, und von meiner Familie durch die feindlichen Armeen getrennt, keine Hülfe zu erwarten hatte, war ich doch um meine Zukunft einigermaßen besorgt. In sehr gedrückter Stimmung waren so etwa vierzehn Tage vergangen, als eines Morgens an meine Thür geklopft wurde, und auf mein Herein zu meinem größten Erstaunen Herr und Madame Conteaux eintraten. Nun fing Madame an, in endlosem Wortschwall sich wegen des Vorgefallenen zu entschuldigen.

Obgleich ich wohl den Verdacht hatte, daß dieser Versuch, mich zu versöhnen und wieder in ihr Haus zu ziehen, eigentlich nur von der Furcht dictirt war, ich möchte die Geschichte von dem Erwerb der 90,000 Franken ausplaudern, so ließ ich mich doch, nachdem noch Einiges hin- und hergesprochen, bewegen, mich mit ihnen wieder zu versöhnen und meine Hofmeisterstelle von Neuem anzutreten, wofür mir Frühstücks- und Mittagstisch zugesichert wurde. Meine eigene Wohnung indessen weigerte ich mich aufzugeben, in der Hoffnung, dadurch einige Stunden täglich wenigstens etwas mehr Freiheit zu genießen. Obgleich Madame Conteaux mir oft Vorwürfe machte, wenn ich nicht alle Abende in ihrer und ihres Mannes Gesellschaft zubrachte, so besuchte ich trotzdem jetzt einige Male das Theater oder ein Caffeehaus, um Billard zu spielen. Dieses Leben kostete aber natürlich Geld, und es dauerte denn auch nicht lange, so war meine Baarschaft beinahe zu Ende. Zu stolz, um meine Verlegenheit den Conteaux zu zeigen oder sie gar um ein Darlehn anzusprechen, mußte ich nun allmählig dazu schreiten, meine Effecten zu veräußern, und wanderten so ein schöner Pelz und eine ziemlich werthvolle Brustnadel ins Pfandhaus.

Während mich so ernstliche Sorgen quälten, hatte sich der politische Horizont stark verändert. Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen, und die französische Armee hatte den Rückmarsch aus Deutschland angetreten, und die sie verfolgenden Alliirten standen im Begriff den Rhein zu überschreiten. Freilich wurden uns alle diese Ereignisse nur durch die lügnerischen Bulletins aus dem Hauptquartier des Kaisers und durch Nachrichten, die die rodomontirenden französischen Tageblätter brachten, in sehr beschönigender Weise bekannt gemacht. Daß Danzig von den Verbündeten belagert, genommen und von den Franzosen befreit, wieder unter Preußens Scepter zurückgekehrt sei, nahm ich mit gutem Rechte an, obgleich darüber noch nichts Näheres zu erfahren war.

Es gab in Paris ein Handelshaus Lafitte, welches von der französischen Regierung ausnahmsweise die Erlaubniß erhalten hatte, mit England eine directe kaufmännische Correspondenz zu führen, und da ich mit dem Hause durch die Empfehlung eines Landsmannes bekannt geworden war, konnte ich, Herrn Lafitte bitten, einen Brief von mir über England nach Danzig befördern zu wollen, in welchem ich unter Schilderung meiner Geldverlegenheit meinen Vater um etwas Geld bat. Auch versuchte ich es bei dieser Gelegenheit zugleich den Herrn Banquier zu bitten, mir eine Tratte von 800 Francs auf Kabrun in Danzig zu negociiren, welcher ja im Besitz des ihm von mir übergebenen Wechsels war. In sehr liebenswürdiger Weise erfüllte der wackere Mann, dem ich dafür später große Dankbarkeit bewahrt habe, die Bitte des ihm fast Unbekannten und ließ mir 800 Francs sofort auszahlen.

Inzwischen folgten die großen, weltgeschichtlichen Begebenheiten schnell aufeinander. Man hatte sich bei Mont Miraille und Laon tapfer geschlagen, doch konnte ich alle diese Nachrichten nur Pariser Blättern entnehmen, und diese stimmten nach den für uns Deutsche weiteren unglücklichen Gefechten bei Brienne, Château-Thierry so sehr meinen vaterländischen Stolz herab, daß ich auf eine Einnahme von Paris durch die alliirte Armee kaum zu hoffen wagte.

Am 29. März berichteten diese Blätter, ein bedeutendes Streifcorps sei in der Nähe von Méaux erschienen, und sollte dies ein lächerlicher Versuch sein, in Paris einzudringen. Indessen seien alle Vorkehrungen getroffen, ein so albernes Beginnen zu vereiteln. Am nächsten Tage wurde dann weiter erzählt, das Streifcorps, aus vielleicht 12 000 Mann bestehend, bewege sich über Méaux hinaus nach Pantin zu, das allerdings nur zwei Meilen von Paris entfernt war, und Ihre Majestät, die Kaiserin-Regentin, habe, nur um nicht beunruhigt zu werden, ihre Residenz nach Fontainebleau verlegt.

Diese Meldungen gaben mir denn doch zu denken. Wo in aller Welt waren denn die Marschälle Oudinot, Marmont, Macdonald, um diese volontaires prussiens unter einem Commandant d'un corps franc in die Flucht zu jagen? Wo war überhaupt Napoleon? War er geschlagen? Alles dieses wußte niemand zu erklären, doch faßten die Pariser die Sache in diesen Tagen noch als ganz unbedeutend auf.

Ich selbst aber, obgleich ich von Kindheit mein deutsches Vaterland in tiefer Erniedrigung und in vollständiger Abhängigkeit von dem großen Sieger zu sehen gewohnt war, und zu dem großen Kaiser wie zu einem unüberwindlichen, Allen weit überlegenen, gleichsam höheren Wesen aufschaute, jauchzte jetzt vor Freude im innersten Herzen auf, daß der Ueber-

muth der Franzosen endlich gebrochen war, und daß nun bald die Vergeltung für die furchtbaren Leiden, die der lange Krieg uns gebracht, für die Urheber kommen würde. Nachmittags konnte ich aber die Ungewißheit nicht mehr ertragen und beredete einen jungen Hamburger, der sich gleich mir schon jahrelang in Paris aufhielt, durch die Barrière von Pontin aufs Recognosciren zu gehen.

Als wir über Belleville hinaus auf der Chaussee weiter fortwanderten, kam uns von einem Seitenwege her ein großer Trupp Conscribirter entgegen, die noch in blauen Blousen, unbewaffnet, von uniformirten Unteroffizieren angeführt wurden. Von den Feinden erklärten die Unteroffiziere nichts gesehen zu haben. Plötzlich erschienen von Paris her eine Menge Packwagen mit Monturen und Waffen beladen, und wir staunten, als sie bei den Conscribirten Halt machten, und die Rekruten nun auf offener Straße eingekleidet wurden. Sehr schnell vollzog sich diese Procedur, und wir bewunderten, mit welcher Sicherheit die Neueingekleideten ihre Waffen trugen und mit welch' guter Haltung sie dann nach dem Klange der Trommeln und Pfeifen marschirten. Kaum war diese junge, kriegslustige Schaar aus unserm Gesichtskreise verschwunden, als wir einen Kanonenschuß vernahmen, der von der Hügelkette rechts von Bondy her erschallte, dem bald mehrere folgten, und da wir uns nicht unnützerweise den Kugeln vielleicht unserer eigenen Landsleute aussetzen wollten, machten wir schnell kehrt und kamen in ziemlich eiliger Flucht endlich in La Vilette an, wo wir nun schon Alles verändert fanden. Bauern kamen in großer Bestürzung, mit Mistgabeln bewaffnet, kampflustig herbeigelaufen, und viele Bewohner waren beschäftigt ihre Häuser zu schließen und zu verrammeln.

Als wir, durch den Knäuel der Fliehenden uns windend, glücklich an unserer Barriere angekommen waren, fanden wir dieselbe zu unserem Schrecken schon verschlossen. Wir mußten also um die äußeren Boulevards herum nach der Barrière de Clichy laufen, welche glücklicher Weise noch offen war, sodaß wir nun gemächlicher unsere Wohnungen aufsuchen konnten.

Als ich bald darauf den Conteaux meine neuesten Nachrichten als vom Schlachtfelde enteilter Courier aus erster Hand zu berichten glaubte, erfuhr ich, daß sich schon alles mit großer Schnelligkeit in der Stadt verbreitet hatte.

Gegen sieben Uhr Abends verstärkte sich der Kanonendonner, und eine ungeheuere Menschenmenge fluthete in großer Aufregung durch die Straßen. Am dichtesten war das Gewühl auf dem Boulevard poissonnière, von dem man den Montmartre am äußersten Ende der Vorstadt gleichen Namens erblicken konnte.

In diesem Gewoge umhertreibend, fragte ich diesen und jenen, Bestürzung heuchelnd, während mein Herz vor Freude klopfte, wo man kämpfte und welche Nachrichten man erhalten. War es denn ein Traum: die Preußen von Jena, meine apathischen Landsleute, unsre schwadronierenden, polternden Gardeoffiziere wahrscheinlich morgen schon in Paris? Ist denn der Major Lützow, oder wie der Anführer der 12000 Mann Freischärler heißen möge, ganz toll und des Teufels, eine Stadt von einer Million Einwohnern, und dazu von Parisern, einnehmen zu wollen?

Gegen neun Uhr Abends verstummte allmählig der Geschützdonner, und nun leuchtete die uns zugekehrte Seite des Montmartre von unzähligen hellodernden Wachtfeuern. „Parbleu", hörte ich in meiner Nachbarschaft sagen, „man hat dem Feind einen tüchtigen Denkzettel versetzt und ihn vertrieben und ruht jetzt nach vollbrachtem Tagewerk in wohlverdientem Bivouak aus".

Plötzlich jedoch erschien eine kleine Reiterschar, der zwei Trompeter in fremden Uniformen mit weißen Binden um den linken Arm vorausritten. Ihnen folgte ein höherer fremder Offizier mit verbundenen Augen, eine weiße Fahne in der Hand, begleitet von einer großen Masse berittener Gendarmen.

„Was will denn der?" fragte ein zierlicher Herr in meiner Nähe. „Ah dame!", entgegnete ihm ein ältlicher Graukopf mit der Sicherheit, die lange Erfahrung ihm zu geben schien. „C'est probablement un parlamentair, qui vient traiter l'échange des prisonniers".

Lügt einander so viel vor, wie ihr wollt, dachte ich bei mir, nun ist es klar: Paris wird aufgefordert, zu capitulieren. Die Reiter begaben sich nach der place Vendôme, ich folgte ihnen, mich durch die Menge drängend, nach, und stellte mich der Commandantur gegenüber auf. In mir jubelte es immerzu: Ça ira, und am liebsten hätte ich die Carmagnole anstimmend, mit meinen Landsleuten um die große, in der Mitte des Platzes sich erhebende Säule getanzt.

Die Besprechung mit dem Commandanten dauerte kurze Zeit, und bald erschien der fremde Offizier wieder in Begleitung des General Houlin und einer Menge anderer französischer Stabsoffiziere. Sie schwangen sich auf die bereitstehenden Pferde und entfernten sich über die Boulevards durch die Porte Saint Denis. Niemand ahnte, daß dieser Zug sich zum Kaiser Alexander von Rußland begab, um ihm die Schlüssel der Hauptstadt zu überbringen.

Ich aber ging, wenn auch todtmüde, doch überglücklich und Gott dankend, daß ich diesen Tag erlebt hatte, in meine Wohnung und hoffte zuversichtlich noch viel Schöneres von dem nächsten Morgen.

Die Sonne des 31. März 1814, dieses Tages, der jedem Deutschen unvergeßlich sein muß, war noch nicht aufgegangen, und Dämmerung lag auf den Straßen von Paris, als ich schon, Jubel im Herzen, an der Porte Saint Denis stand, um den Einzug meiner Landsleute zu erwarten. Man war damit beschäftigt, überall große Zettel anzuschlagen, auf denen die Capitulation bekannt gemacht und den Parisern die größte Ruhe und Ordnung anempfohlen wurde, da nur in diesem Falle Seine Majestät der Kaiser Alexander die Sicherheit für alles Privateigenthum garantieren wolle. Allmählig wurde es Tag, und eine unabsehbare Menschenmenge drängte sich auf den Boulevards, deren Läden verschlossen blieben. Trauer und ängstliche Erwartung malte sich auf den meisten Gesichtern.

In der Mitte des auf- und abströmenden Publikums erschien ohne Begleitung ein russischer Offizier zu Pferde und erkundigte sich in gutem Französisch, mit artigen Manieren, und für die erhaltene Weisung höflichst dankend, nach der Commandantur. Dies Vertrauen, welches der Offizier den Parisern zeigte, schmeichelte ihnen, und, indem sie verbindlichst wiedergrüßten, ließen sie ihn unbehelligt seinen Weg fortsetzen. „Mais c'est un galant-homme, s'ils sont tous comme cela, tout ira bien".

Bald folgten in größeren Zwischenräumen noch mehrere Reitertrupps, alle die weiße Feldbinde der alliirten Truppen am Arme tragend. Einzelne von ihnen ließen sich mit dem Publicum in eine Unterhaltung ein, und berichteten, daß der Einzug des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen an der Spitze ihrer Truppen um 10 Uhr erfolgen würde. Außer den Offizieren, die bei den Bürgern Quartiere erhalten sollten, würde nur ein Theil der Armee in den Kasernen der Stadt untergebracht und verpflegt werden, der größere Theil aber sollte in den Champs Elysées bivouakiren.

Alles dieses, das in freundlicher Weise und höflicher Form mitgetheilt wurde, trug dazu viel bei, das Publikum vollständig zu beruhigen, und man sah mit Freuden einer ruhigeren Zeit entgegen, denn des Kaisers endlose Rekrutenaushebungen und Menschenconsumption hatten die Kriegslust der ganzen Nation doch schon bedeutend herabgestimmt.

Die Stunde des feierlichen Einzugs rückte heran, der mittlere Straßendamm wurde durch berittene Munizipalgardisten, denen Jedermann willig und schweigend gehorchte, frei gemacht. Ich stand in der Vorderreihe der Zuschauer dicht an der Porte Saint Denis, durch welche die

Einziehenden passieren mußten. Trommelwirbel und Militärmusik ließen sich hören, und im gleichmäßigen Paradeschritt rückte zuerst die russische Garde durch den Triumphbogen Ludwig XIV, der jetzigen Porte Saint Denis, in die Stadt ein.

Ich war vor Freuden ganz außer mir, tanzte wie ein Wahnsinniger umher, und als einer der Umstehenden mich darüber zur Rede stellte, antwortete ich:

„Mais, monsieur, ce sont mes compatriotes".

„Alors c'est différent vous devez être content", antwortete der französische Bürger beruhigt.

„Dites donc, monsieur", fragte er weiter, „comment ce fait-il que votre armée sent ci mauvais?"

Es hatte sich nämlich bald ein recht penetranter Juchtengeruch über den ganzen Boulevard verbreitet. Ich suchte das mit den Beschwerden des Feldlebens und Bivouakierens zu entschuldigen, aber mein Nachbar meinte:

C'est égal en tous cas, ils empestent notre Paris; nos Français ne sentent pas comme ça!"

C'est singulier", meinte ein Anderer, „ils ont tous coupé leurs queues. Parbleu, il-y-a assez longtemps, que nous leurs faisons la guerre, nous les avons civilisés".

Ein fremder Soldat ohne ellenlangen Zopf, wie man ihn auf den Theatern dargestellt hatte, schien den Parisern eine höchst befremdliche Erscheinung. Auf die russischen folgten die preußischen Garden, und nun verzog sich allmählich auch der unangenehme Juchtengeruch. Es folgten Reiterabtheilungen, die von Offizieren auf herrlichen Pferden geführt und vom Publikum besonders bewundert wurden, und diesen wiederum folgend kündigte die verstärkte Militärmusik das Erscheinen der Herrscher von Rußland und Preußen an. Gefolgt von zahlreichen Offizieren in höchster Gala, erschienen auf prachtvollen Pferden der Kaiser Alexander und zu seiner Linken unser König Friedrich Wilhelm. Zu meinem größten Erstaunen verschwanden die Hüte von den Köpfen der Zuschauer, und es erscholl ein ziemlich allgemeines Vivat. Mit einer nach meinem Geschmack etwas übertriebenen Lebhaftigkeit verbeugte sich der Kaiser nach rechts und links, unaufhörlich grüßend. Ja, als ein schmutziger Kohlenträger mit lautem „vive l'empereur Alexander" vortrat, schüttelte er ihm wiederholt die Hand, und es erschien mir, als wenn er der äußeren Würde und Selbstbeherrschung, die er in der Mitte einer fremden Nation hätte bewahren müssen, nicht genug eingedenk wäre. Dem Pöbel schien freilich dieses Benehmen des Kaisers viel Freude zu machen, aber Leute

der besseren Stände in meiner Nähe sah ich unwillig die Achseln zucken und sprechen: „Ah, mon dieu, quel manque de dignité!“

Ganz anders gab sich dagegen Friedrich Wilhelm. Auch in seinen Gesichtszügen las man das Glück des großen Tages, der soviel Schmach und Leiden früherer Zeit vergütet, allein ein würdiger Ernst drückte sich in Haltung und Geberde aus.

Erst gegen drei Uhr Nachmittags war der Einmarsch der alliirten Armee beendet, und ich konnte nach Hause gehen, um mich nach dem anstrengenden, langen Stehen im Gedränge etwas zu erfrischen.

Gegen Abend trieb es mich aber doch wieder hinaus, und ich eilte nach dem Palais Royal, dem Hauptsammelplatz aller Fremden in Paris. Ich fand denn auch da eine Masse ausländischer Offiziere und freiwilliger Jäger, unter denen einige mich durch ihren entschieden westpreußischen Dialect so anheimelten, daß ich mich in ein Gespräch mit ihnen einließ, mich ihnen als Landsmann vorstellte und meine Führerschaft durch Paris anbot.

„Na, das ist recht gut, daß Sie hier bekannt sind“, meinte der eine, „da können Sie uns gleich in eine Kneipe führen, wo es was Ordentliches zu trinken giebt“. In eine Kneipe, d. h. in ein Weinhaus, hatte ich in Paris nie meinen Fuß gesetzt. Solche Locale besuchten hier nur Karrenschieber und Lastträger, und ich kannte keine dergleichen. Glücklicher Weise aber trafen wir in einer Nebenstraße einen Weinausschank an, dessen Thüren geöffnet waren. Wir stürmten hinein, der Wirth mußte Rothwein und Champagner auftragen, und die Stimmung meiner Kameraden, die sich als frühere Studenten entpuppten, war bald eine äußerst animirte. Als wir endlich aufbrechen wollten, erschien der Wirth mit einer Rechnung von 40 Frcs. für verzehrten Wein. Da rief einer der Freiwilligen dem erstaunten Wirth zu: „Nix payer Prussiens!“

Als ich sie nun darauf aufmerksam machte, daß in der Capitulation ausdrücklich gesagt worden wäre, daß die Soldaten alle ihre Bedürfnisse bezahlen müßten, meinten die Herren: „Wir werden keine Narren sein, hier etwas zu zahlen, wo wir als Sieger eingezogen sind, und auch Sie halten wir frei“.

Nach diesen Worten nahmen sie mich unter den Arm und polterten mit ihren Säbeln rasselnd, aus der Weinschänke. Der Wirth sah uns mit einem so verächtlichen Hohnlachen nach, daß ich mich im Innersten schämte über dieses rohe und wenig anständige Betragen meiner Landsleute. Ich verließ sie daher bald, Kopfschmerzen vorschützend, eilte nach der Schänke zurück und händigte dem Wirth zehn Francs als meinen Antheil an der Zeche ein. So endete dieser schöne, denkwürdige Tag,

der mit so großer patriotischer Begeisterung angefangen, mit einer abscheulichen Dissonanz. Später habe ich gesittetere junge Leute unter den preußischen Freiwilligen kennen gelernt. So erinnere ich mich, daß ich mit einigen von diesen jungen Leuten im April einer Opernvorstellung beiwohnte, zu der sowohl der Kaiser von Rußland wie der König von Preußen ihr Erscheinen zugesagt hatten. Ich war auf sehr eigenthümliche Weise in das Theater, das für Offiziere reserviert war, eingelassen worden. Meine neuen Bekannten nämlich erklärten dem Cassirer, daß ich der Feldprediger des Regiments sei, und obgleich dieser erstaunt schien, daß „les curés prussiens vont au spectacle", ließ er doch diese Behauptung gelten und mich passiren. Das Haus war vollständig besetzt. In den Logen saßen eingeladene elegante, ganz in Weiß gekleidete Damen der höheren Stände. Als die Monarchen in ihre aufs Prächtigste geschmückte, große Loge traten und sich leutselig nach allen Seiten gegen das Publicum verneigten, tönte ihnen lebhafter Applaus entgegen. Nun setzte das Orchester, und zwar nicht mit der Ouvertüre der angesagten Oper, sondern mit der royalistischen Nationalhymne ein, in die das Publicum begeistert einstimmte.

Vive Henri quatre
Vive ce roi vaillant.
Ce diable à quatre
Eut le triple talent
De boire et d'se battre
Et d'être un ver-galant.

In dem darauf folgenden Stücke: „Der Triumph Trajans" mußten alle die Anspielungen, die einst auf Napoleon gemünzt, und wenn er im Theater anwesend war, besonders hervorgehoben worden waren, nun auch für die beiden alliirten Majestäten wieder herhalten. Als sich am Schluß der Vorstellung unter wiederholtem Ruf: „Vive l'empereur, vive le roi de Prusse" die Herrscher entfernt hatten, spielte sich noch unerwartet eine drastische Scene ab. Ueber dem Proscenium vor dem Vorhang schwebte ein colossaler vergoldeter, hölzerner Adler, der seine Fittiche gleichsam wie schützend über den Kunsttempel ausbreitete. Dieses Emblem bonapartischer Herrschaft wurde unter dem Beifall des noch anwesenden Publicums mit Stöcken entzweigeschlagen, und der große Vogel streute seine „membra disjecta" auf Proscenium und Orchester.

Am andern Morgen wurde die Abdankung des Kaisers proclamirt und damit schien das Drama der bonapartischen Weltherrschaft ausgespielt. Man war den gefürchteten, großen Mann los geworden, und Freund und Feind begannen wieder freier aufzuathmen. Auch für

Deutschland mußte nun jedenfalls eine neue und bessere Zeit beginnen, und ich hatte den sehnlichsten Wunsch, in meine Vaterstadt zurückzukehren. Aber da ich seit fünfzehn Monaten von meinen Eltern keine Nachrichten erhalten hatte, durfte ich auf ihre und der Danziger Freunde Unterstützung nicht rechnen, und mir blieb vorläufig nichts anderes übrig, als mich noch weiter in Paris auf irgend eine Weise zu ernähren und vielleicht selbstständig zu machen. Madame Conteaux war immer wieder auf das Projekt zurückgekommen, mit mir gemeinschaftlich ein Handelshaus zu errichten, meinte aber, daß bei dem augenblicklichen niedrigen Stand der Staatspapiere, deren Cours von 1800 auf 400 Frcs. gefallen war, vorläufig doch davon abgesehen werden müsse. Ich rieth Madame, ihre hunderttausend Franken in den niedrig stehenden Staatspapieren, die meiner Ansicht nach doch bald bedeutend steigen müßten, anzulegen. Das that sie denn auch nach vielem Hin- und Herreden und machte ein sehr gutes Geschäft, da diese Papiere bei meiner Abreise im nächsten Monat schon wieder nahe an Tausend standen. Aber nicht die allermindeste Anerkennung oder den geringsten Dank erhielt ich von der Dame für meinen guten Rath.

Natürlich war ich in großer Besorgniß über das Schicksal meiner Angehörigen in Danzig, von denen ich so lange keine Nachricht erhalten hatte und nahm daher nur geringeren Antheil an dem bunten und interessanten Leben, welches die Hauptstadt jetzt bewegte. Bald war es der Herzog von Artois, nachmaliger König Carl X., der seinen Einzug hielt, bald erschien der Kaiser Franz mit seinem General Schwarzenberg in der Hauptstadt und wurde auf das Lebhafteste begrüßt. Im Monat Mai endlich sahen wir den neuen König Ludwig XVIII. in offener Kalesche unter unglaublichem Andrang des Volkes durch die mit Fahnen und Guirlanden geschmückten Straßen in Paris einziehen. Mir persönlich wollte das Aeußere dieses neuen Königs durchaus nicht gefallen. Seine ungemeine Corpulenz, welche nur eine mehr liegende als sitzende Stellung im Paradewagen erlaubte, gab ihm eher das Ansehen eines behäbigen, fetten Mönches, als das eines Königs der Franzosen. Welch ein Gegensatz zu dem in ewiger Unruhe hastenden, nun abgethanen Kaiser Napoleon!

Auch unsern alten Fürsten Blücher wollte ich gerne sehen und ließ mich durch meine Freunde in ein bekanntes Spielhaus des Palais Royal führen, wo ich den alten Helden unter Gaunern und Müßiggängern am Roulettetisch, große Haufen von Gold waghalsig setzend, gewinnen und verlieren sah. Wahrlich, kein eben sehr erfreulicher Anblick! Endlich, es mag gegen Ende Mai gewesen sein, brachte mir der Portier meines

Hotels einen großen Brief, der die bekannten Schriftzüge meines geliebten Vaters trug. Hastig erbrach ich das Siegel und konnte gleich aus den ersten Zeilen entnehmen, daß wenigstens die Meinen alle gesund geblieben waren und nach langen Leiden und Entbehrungen aller Art, nun mit gutem Muth einer besseren Zukunft entgegen sahen. Mein armer Vater, so erzählte er in seinem Briefe, war vom Gouverneur Rapp wegen rückständiger Kriegsbeiträge während längerer Zeit ins Gefängniß gesetzt worden, und nur gutherzige, polnische Offiziere, die als Einquartierte in unserm Hause sich aufhielten, hatten die Familie vor Mangel und bitterster Noth durch Ueberlassung eines Theils ihrer Rationen bewahren können. Als Einlage fand ich in dem Brief ein Schreiben meines früheren lieben Prinzipals Kabrun, in welchem er mir den Vorschlag machte, in seinem Interesse für ihn eine Reise durch Belgien, Holland und England zu machen, um die seit acht Jahren unterbrochenen kaufmännischen Beziehungen wieder anzuknüpfen und ihm neue Aufträge auf Danziger Handelsprodukte zu verschaffen. Mein Gehalt wolle er nach meinen Leistungen bemessen, gewähre mir aber vollständig freie Reise. Auch lag dem Schreiben ein Wechsel über 2000 Francs bei, den ich im Bankhause Lafitte einkassiren konnte, wo mir denn auch mitgetheilt wurde, daß meine erste Tratte von 800 Francs honorirt worden sei.

Keiner war glücklicher als ich, denn ich konnte mir nichts meinen Wünschen Entsprechenderes denken als dieses Anerbieten, zumal es mir auch die Aussicht gewährte, da mir Kabrun nach der Reise eine Stelle in seinem Comptoir versprach, meine Vaterstadt wiederzusehen. Ich war überzeugt, daß der Handel Danzigs mit polnischen Produkten nach so langer Unterbrechung einen neuen, großen Aufschwung nehmen werde. Madame Couteaux theilte ich also mit, daß ich auf die Idee einer Etablierung in Paris verzichte und trennte mich von ihr, wenn auch nicht in freundschaftlichem, so doch in äußerlich gutem Einvernehmen einige Tage vor meiner Abreise.

Meine Reise sollte nach der Vorschrift meines Lehrherrn Kabrun über Cokrtray, Lille, Gent nach Antwerpen gehen; von da sollte ich Rotterdam und Amsterdam besuchen und mich dann nach England einschiffen.

Nachdem ich mir anständige Equipirung besorgt, nahm ich mit einem Marseiller Kaufmann auf gemeinschaftliche Kosten Extrapost nach Lille, und in den letzten Tagen des Mai fuhren wir durch die Barrière des Champs Elysées aus Paris, in dem ich so viel Bedeutendes, Anregendes erlebt, aber auch manche schmerzliche Enttäuschung erlitten hatte.

Es galt jetzt, meinem Lehrherrn Beweise meiner Tüchtigkeit für den mir angewiesenen Wirkungskreis zu geben. Ich war seit 1808 den Danziger Handelsgeschäften vollständig entfremdet, und es war mir daher bei meinem Mangel an Waarenkenntniß und der geringen Erfahrung, die ich in dem Handel mit denselben hatte, sehr fraglich, ob ich meinem Hause in Danzig auch wirklich würde Dienste leisten können. Zwar hatte mich Kabrun brieflich bestens unterrichtet und mit allerhand Material versehen, allein Manches mußte ich doch aus eigener Phantasie ersetzen, und die Unverschämtheit gelegentlich zu Hülfe nehmen. Ein Haupthandelsartikel Danzigs war damals die Pottasche, und es gelang mir, in Gent und Antwerpen einige Ladungen davon unterzubringen. In Amsterdam und Rotterdam richtete ich dagegen weniger aus, ebenso in Lille, wo ich jedoch die Bekanntschaft einiger gut unterrichteter Engländer machte und so Gelegenheit fand, mich schon jetzt in der englischen Conversationssprache zu üben.

So war ich denn bis zum Juli beinahe durch ganz Belgien und Holland gereist, und, wenn ich auch für meinen Prinzipal nicht viele und große Geschäfte hatte machen können, so war doch diese Reise nicht ohne Frucht für meine ganze kaufmännische Ausbildung, denn nichts fördert dieselbe mehr, als der Aufenthalt in fremden Ländern und ein Verkehr mit Kaufleuten daselbst, mit denen er später in geschäftlichen Verkehr treten will. Bei allen französischen, holländischen, englischen Geschäftsbriefen, die ich später schrieb, habe ich mir immer den Eindruck vergegenwärtigt, den diese Briefe auf den Empfänger machen, und, da sie die Eigenart ihrer Nation berücksichtigten, auch die Geneigtheit, auf meine Propositionen einzugehen, vermehren mußten.

Nachdem meine Geschäfte in Holland beendet, begab ich mich an Bord eines Packetschiffes, das mich von Helvoetsluys nach Margate in England führen sollte. Auf diesem Schiffe machte ich die Bekanntschaft zweier eigenthümlicher Persönlichkeiten. Die erste war ein junger Engländer aus bester Familie, der, Bräutigam eines hübschen jungen Mädchens, mit seinem Vater vom Continent nach England zurückkehrte, wo er sich seiner Gesundheit wegen aufgehalten hatte. Er kam aber melancholischer und trübseliger gestimmt, als er gegangen war, wieder zurück, denn er litt an der in England bekannten und, wie man behauptet, unheilbaren Krankheit, dem Spleen. Der reine Gegensatz zu diesem schwermüthigen Jüngling war der andere Passagier, ein österreichischer General, ein bekannter deutscher Fürst. Schon während der Ueberfahrt hatte er sich durch seine Naivität und Schwatzhaftigkeit bemerkbar gemacht, in England selbst aber durch die österreichisch gemüthliche Art, sich ganz

unbefangen mitzutheilen, den steifen Engländern und namentlich den prüden Engländerinnen oft den größten Anstoß gegeben. Als wir nach einer günstigen Ueberfahrt in den Hafen von Margate eingelaufen waren, fuhr ich noch mit diesem General, Fürst X., in einer Postkutsche bis London, und hatte hier auf den verschiedensten Stationen Gelegenheit, die komischsten Scenen zwischen der Bevölkerung und dem General sich abspielen zu sehen.

Mir, der ich eben aus dem ganz anders gearteten Paris kam, wollte gleich beim Betreten des englischen Bodens der ganze Volkscharakter durchaus nicht gefallen. Auch später, bei näherer Bekanntschaft, machte mir namentlich das barsche, hochmüthige Betragen der Engländer gegen Fremde, im Gegensatz zu der französischen Höflichkeit, einen sehr unangenehmen Eindruck. Die ganze Nation, so kam es mir damals vor, erschien wie in Trauer, Männer und Frauen immer schwarz und ewig schwarz gekleidet, mit wahren Leichenbittermienen, auf denen, wie auf leeren Bogen Papier, weder Freude noch Leid, weder Wohlwollen noch Haß, sondern nur Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit zu lesen war. In späteren Jahren hat sich allerdings mein Urtheil über die Engländer etwas gemildert, ohne daß ich mich jedoch mit der Nation jemals hätte befreunden können.

Nach kurzer Fahrt mit der Post erreichten wir London. Ich kann nicht sagen, daß es trotz des lebhaften Verkehrs in der City, der endlosen Straßen mit den nur ein- und zweistöckigen, aus Backsteinen erbauten Häusern einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hätte, zumal ich aus Paris kam, wo die fünf- bis sechsstöckigen, aus Quadersteinen erbauten Häuser viel heiterer in die Luft ragten. Ich befand mich überhaupt in London wie in einer ganz neuen Welt. Alle für das übrige Europa geltenden Lebensformen schienen hier keine Anwendung zu finden. Jeder, auch der geringste Verstoß gegen Sitte und Gewohnheit erregte bei den Engländern eine unverhohlene Verachtung für die Fremden. In Deutschland hilft Gutmüthigkeit, in Frankreich Feinheit der Sitten dem unbeholfenen Fremdling über jeden Verstoß hinweg. Man kommt ihm zu Hülfe, wenn er der Sprache nicht ganz mächtig ist und freut sich, wenn er sich den heimischen Sitten immer mehr anbequemt. Dem Engländer gilt ein foreigner, wie dem alten Römer ein Barbar, für eine untergeordnete Persönlichkeit. Er bemüht sich immer, dem Fremden seine eigenen Vorzüge recht deutlich vor Augen zu führen, und jeder unbedeutende Ladendiener glaubt demselben eine ganz besondere Ehre zu erweisen, wenn er ihm für einen Gegenstand, der anderswo fünf Silbergroschen werth ist, fünf Thaler abnimmt. Nachdem ich es mir hatte

angelegen sein lassen, mich mit Land und Leuten näher bekannt zu machen, auch die öffentlichen Merkwürdigkeiten der Stadt, den Tower, das britische Museum und einige Monumente angeschaut hatte, ohne daß sie mir einen besonderen Eindruck gemacht hätten, fing ich an, meine zahlreichen Empfehlungsbriefe an die verschiedenen Kaufleute abzugeben und mich ihnen vorzustellen. Leider hatte ich dabei aber wenig Erfolg, denn die meisten fertigten mich mit der kurzen Bemerkung ab: „Very much engaged just now", und ich konnte auch selbst mit denen, die mit Kabrun in Verbindung gestanden hatten, wenig Geschäfte zu Stande bringen. Nur ein guter Freund meines Prinzipals, der Chef der Firma Haily, war liebenswürdig und zuvorkommend und nahm mich fast täglich nach beendetem Geschäft auf sein nicht weit von London entfernt gelegenes Landgut zum Mittagessen hinaus. Mr. Haily war kinderlos, hatte aber eine Nichte, Miß Mary genannt, im Hause, welche, obgleich drei bis vier Jahre älter als ich, mir doch nicht übel gefiel, weil sie über meine französische Tournüre mir einige artige Komplimente gemacht hatte, sodaß ich ihr ein wenig den Hof machte. Als aber der Oheim, der einer Verheirathung seiner Nichte mit mir nicht abgeneigt zu sein schien, in Gegenwart des Mädchens eines Tages sagte:

„We must marry Mary to a dutchman" und das Mädchen entgegnete, daß es zwar gerne einen foreigner heirathen, dann aber keinesfalls mit ihm aus England gehen würde, war mir die Sache doch ganz verleidet, und ich besuchte Mr. Haily's Haus immer seltener, bis ich mich ganz aus der mir gestellten Schlinge herauszog und schließlich für immer fortblieb. —

Da in London geschäftlich nichts einzuleiten war, hoffte ich, in der Provinz mehr erreichen zu können und fuhr über Hull und Newcastle nach Liverpool. Aber auch auf dieser Tour hatte ich keinen rechten Erfolg und konnte nicht viel Aufträge auf Pottasche erlangen. Nur von einzelnen Seifenfabrikanten und Glashüttenbesitzern erhielt ich geringfügige Ordres, die aber meinem Prinzipal guten Nutzen abwarfen.

Herr Kabrun, mit dem ich in lebhafter Correspondenz blieb, forderte mich nun auf, nach Danzig zurückzukehren und den Platz in seinem Comptoir einzunehmen, den er mir versprochen hatte. Er brauche jetzt mehr als je Hülfe in seinem Geschäfte und auf dem Comptoir, da er sich das Gut Schellmühle in der Nähe von Danzig gekauft habe und es selbst bewirthschaften wolle. Da das Jahr zu Ende ging und der Schluß der Schifffahrt bevorstand, beeilte ich mich, nach London zurückzukehren, um mich wegen einer Schiffsgelegenheit nach Danzig umzusehen, die ich denn auch bald auf dem Schiffe „Minerva", Kapitän Grott, fand,

welches mich und noch zwei andere Herren als Passagiere für Danzig aufnahm und am 12. November unter Segel ging. Obgleich die Jahreszeit schon sehr vorgerückt und stürmisches Wetter zu erwarten war, unternahm ich doch guten Muthes die lange Seefahrt, in der Hoffnung, daß ich von der gefürchteten Seekrankheit, von der ich auf der Ueberfahrt von England nichts zu leiden gehabt hatte, verschont bleiben würde. Leider sollte aber diese Erwartung nicht in Erfüllung gehen, denn schon am dritten Tage unserer Seefahrt kam ein solcher Wind auf, daß das Schiff bei dem hohen Seegange furchtbar arbeitete, und wir drei Passagiere sehr stark seekrank wurden. Ich erholte mich von der Krankheit in kurzer Zeit, meine beide Gefährten aber ächzten und stöhnten die ganze Reise über in ihren Kojen. Als ich eines Abends bei immer noch anhaltendem Sturm in meine Kajüte hinuntergehen wollte, ließ sich ein fürchterliches Getöse, wie wenn Wände einstürzten und Planken zerbrächen, aus dem Innern des Schiffes vernehmen. Auf meine Frage: „Um Gottes Willen, was ist das?“ antwortete der neben mir in seiner Koje liegende englische Passagier: „All is broken and going in pieces“.

„What in heaven's name, the ship?“ fragte ich.

„No“, war die Antwort, „the bed“.

Kapitän und Steuermann kamen mit Licht, und wir konnten uns des Lachens über den komischen Anblick, den jungen Engländer unter den Trümmern seines Bettes begraben zu sehen, nicht enthalten. Indessen raste und tobte der Sturm weiter, und wir flogen mit gerefften Segeln der schwedischen Küste zu, in deren Nähe das Meer, nach Aussage des Kapitäns, seiner vielen Riffe wegen, sehr gefährlich sein sollte. Als wir der Küste schon ganz nahe waren, wurde unsere Lage doch recht bedenklich und der Kapitän meinte, daß er den Hafen von Gothenburg, welcher hier an der Küste läge, anlaufen müsse, da der Sturm die Segel arg mitgenommen, und das Schiff überhaupt einer kleinen Reparatur bedürftig sei. Wir signalisirten denn angesichts des bald auftauchenden Hafens nach einem Lootsen und waren sehr froh, als derselbe nach einiger Zeit an Bord kam, die Führung des Schiffes übernahm und uns bald auf die Gothenburger Rhede führte. Wir selbst fuhren dann mit dem Lootsenboot nach Gothenburg. Die Stadt sah schmutzig und verwahrlost aus. Wir fanden ein schauderhaftes Pflaster, fast gar keine Beleuchtung und Wirthshäuser, die in ihrer Einrichtung und Verpflegung sehr viel zu wünschen übrig ließen. Allein nach der stürmischen Seefahrt war ich doch froh, wieder Land unter den Füßen zu haben und dachte daran, das Schiff zu verlassen und, wenn das Paketboot zwischen Ystad und Stralsund noch nicht seine Fahrt eingestellt haben sollte, die Fahrt

von Stralsund durch Pommern nach Danzig zu Lande zu machen. Durch einen jungen Kaufmann aus Wismar, der sich mir zum Reisebegleiter anbot, erfuhr ich, daß das Paketschiff noch seine regelmäßige Tour nach Stralsund, und zwar in 10—12 Stunden, mache. Ich ließ also meine Koffer von der „Minerva" holen, zahlte dem Kapitän meine Passage und blieb so etwas unbesonnenerweise in einem Lande, das zu bereisen garnicht in meinem Plane lag. Da es auch mit meiner Reisekasse schlecht bestellt war, mußte ich einen jungen Danziger Kaufmann, der sich gerade in Gothenburg auf einer Geschäftsreise aufhielt, bitten, mir bei einem dortigen Bankhause durch einen Wechsel auf Kabrun das nöthige Reisegeld zu verschaffen. Mein neuer Reisegefährte beendigte seine Geschäfte erst in zehn Tagen und mußte ich daher seinetwegen so lange in Gothenburg bleiben. Ich benutzte diese Zeit einige Besuche bei dortigen Kaufleuten zu machen, die auch versprachen, Heringe und Eisen nach Danzig senden zu wollen. Als der junge Wismarer seine Geschäfte beendet hatte, nahmen wir gemeinschaftlich Extrapost nach Ystad, und, da wir keinen eigenen Wagen hatten, mußten wir uns eines kleinen Bauernwagens bedienen, welcher auf jeder Station gewechselt wurde und in dem wir neben dem Kutscher auf unsern Koffern saßen. Die Postpferde, kleine, flinke, feurige Thiere, wurden von jungen Bauernburschen gelenkt und gingen fast immer in gestrecktem Galopp. Nachdem wir auf diese Weise ungefähr zwölf Meilen gefahren waren, bekam ich plötzlich heftige Zahnschmerzen, und dies veranlaßte mich, mit der Zunge die Luft aus dem hohlen Zahn zu ziehen, was wie ein Schnalzen klang, mit dem die schwedischen Kutscher ihre Pferde aufzumuntern pflegen. Als ich dieses Schnalzen trotz der Warnung des Postillons der Zahnschmerzen wegen wiederholte, schlug eins der muthigen Pferde aus und traf leider meinen Begleiter an die Backe, ihm eine Wunde beibringend, die wir im nächsten Dorfe mit kalten Umschlägen einige Stunden kühlen mußten. Mein Freund war so liebenswürdig, mir meine Unvorsichtigkeit nicht nachzutragen und hatte auch den Muth, seine Reise mit dem verbundenen und verschwollenen Gesicht trotz der schon kalten Novembernacht weiter fortzusetzen. Als wir nach dieser beschwerlichen und unglücklichen Reise in Ystad ankamen, hörten wir, daß das Paketboot allerdings noch da wäre und seine letzte Reise nach Stralsund für dieses Jahr antreten würde. Das Wetter blieb aber mehrere Tage so ungünstig und wurde schließlich so schlecht, daß das Boot nicht abfahren konnte und ich vierzehn Tage in dem einzigen miserablen Gasthaus von Ystad bleiben mußte. Endlich wurde uns eines Abends neun Uhr die Meldung gemacht, daß wir schleunigst auf das Schiff kommen sollten, da der Wind wieder günstig

geworden sei. Ich bezahlte meine Rechnung, packte meine Sachen und war bald an Bord des Schiffes, das bei mäßigem Nordwinde unter Segel ging. Der Kapitän hoffte am nächsten Morgen in Stralsund zu sein; aber es erhob sich um Mitternacht ein steifer Nordost, der bald zum Sturm ausartete, so daß wir viele Meilen westlich verschlagen wurden und am Morgen schießlich weiter vom Ziel unserer Reise entfernt waren, als in Ystad selbst. Erst nach drei Tagen, die uns durch den mangelhaften Proviant, den der Kapitän an Bord hatte, nur noch unangenehmer wurden, erreichten wir den Hafen von Stralsund. Der Anblick dieser Stadt weckte natürlich manche Erinnerungen in mir auf. Hatte ich doch hier vor anderthalb Jahren als Halbfranzose und Sekretär des Konsul Conteaux manches Abenteuer erlebt. Ich trug Scheu, irgend jemand in Stralsund aufzusuchen, da ich annehmen mußte, daß man mich bei der veränderten Zeitströmung nicht sehr zuvorkommend aufnehmen würde, und eilte die Stadt zu verlassen. Ich nahm einen Wagen, der mich über Greifswald nach Stettin bringen sollte.

Als ich in Stettin, von wo ich mit der fahrenden Post weiter zu reisen mir vorgenommen hatte, angekommen war, begegnete mir auf der Straße zufällig ein Danziger Kaufmann, Stegmann, welchen ich von früher her kannte. Nachdem wir uns begrüßt hatten, erzählte er mir, daß er Handelsreisender für ein Londoner Haus sei, in dessen Auftrag er Danzig besucht habe. Ich stellte mich ihm als Collegen und Reisenden für das Haus Jacob Kabrun vor, und nun denke man sich meinen Schrecken, als er mich fragte, ob ich nicht durch den plötzlichen Tod meines Prinzipals sehr schmerzlich berührt worden sei.

„Kabrun todt?“ rief ich aus. „Um Himmelwillen, woher wissen Sie das?“ „Ich muß mich“, erwiderte der Andere, „sehr wundern, daß Sie von dem Tode Ihres Prinzipals keine Nachricht haben, da er bereits vor zwei Monaten gestorben ist“.

Ich erklärte ihm, daß ich schon Anfangs November London verlassen, und mit vielen Hindernissen und manchem Aufenthalt zu Lande durch Schweden hierher gereist sei, wo mich die Briefe meines Hauses noch nicht erreicht haben konnten. Der Danziger erzählte mir nun, daß mein Prinzipal, nachdem er sich an der Börse über irgend Jemanden geärgert, eilig nach Hause gekommen, und dort, vom Schlage getroffen, trotz aller ärztlicher Bemühungen verstorben sei.

Als ich meinen Landsmann dann noch fragte, was aus Kabruns Geschäft und der Firma werden würde, erzählte er mir, daß die Liquidation beschlossen wäre, und daß ein Herr Mac Lean als Testamentsvollstrecker für die unmündigen Kinder die Erbschaft regulieren würde.

Wie ein Donnerschlag traf mich diese Hiobspost. Was sollte nun aus all den neuen Geschäftsverbindungen werden, die ich auf der Reise für die Firma angeknüpft hatte? Dahin waren auch alle meine Hoffnungen, unter Kabruns Leitung seinem Geschäft vorzustehen, ja vielleicht sein Nachfolger zu werden!

Mir war, als ob ich vor einem Wendepunkt meines Lebens angekommen wäre; der Boden brannte mir unter den Füßen, und ich konnte kaum die Stunde erwarten, in der mich der Postwagen, damals eine Art Folter, aufnehmen sollte, um mich nach schrecklicher Fahrt durch die grundlosen, unchaussirten Wege Pommerns in vier bis fünf Tagen nach Danzig zu bringen. Als ich endlich die gute Stadt mit dem alten Thurme wiedersah, hatte ich das Gefühl, am Ziel einer langen Wanderschaft angelangt zu sein und citirte für mich den bekannten Vers des Virgil:

„Per varios casus, per tot discrimena rerum
Tendimus in Latium".

Zweiter Theil.

Lehrjahre.

Mit meiner Rückkehr in die Vaterstadt schließen meine jugendlichen Irrfahrten und Abenteuer. Die Ereignisse bekommen einen stabileren Charakter, da die bürgerliche Stellung, in die ich eintrete, mir zum Anker wird, an welchem ich mich festlege. Wenn ich auch manchmal noch den Hafen verlasse, so verliere ich ihn doch nie mehr aus den Augen. Jedes Jahr bringt mir neue Lehren, welche meine Anschauung mit den äußeren Verhältnissen und der Zeit, in der ich lebe, mehr und mehr in Einklang bringen. Wenn ich auch späterhin noch gegen manche ungünstige Zeitläufe zu kämpfen hatte, so bleibt doch der Mittelpunkt meines Dichtens und Trachtens das Handelshaus, das ich in Danzig gründete und dessen erfolgreiche Thätigkeit mir zugleich die unendliche Freude gewährte, mich meinen Eltern hülfreich erweisen und einen, mich lange Jahre hindurch beglückenden, eigenen Herd gründen zu können.

Wenn ich an diesem Scheideweg angelangt, noch einen flüchtigen Rückblick auf meine Jugendzeit werfe, so muß ich dem Schicksal von Herzen dankbar sein, daß es mir trotz meiner vielfachen Fehler und meiner nicht all zu großen Begabung diesen Erfolg gewährt hat. Meines sanguinischen und heftigen Temperaments wegen hatte ich eben nicht viel gelernt, jedoch vieles gelesen, war aber meist immer schon durch das Oberflächliche, was ich dabei profitirte, befriedigt, und alles, was ich bei meiner Lectüre lernte, mußte mir zu weiterer Anregung dienen, sonst ließ ich es liegen. Mathematik, Astronomie waren Wissenschaften, die mir durchaus nicht behagten. Geschichte interessirte mich nur insoweit, als sie mir ein collectives Bild der Geschicke der Völker gab. Ich glaubte alles durch Intuition zu finden und benutzte das Wenige, was ich wußte, nur dazu, meine eigenen Gedanken zu befruchten. So geschah es denn oft, daß ich hervorragendes ausgedacht zu haben glaubte, was sich bald darauf beim Lesen irgend eines Buches als etwas ganz bekanntes herausstellte. Nachdem ich, wie wohl jeder intelligente Schüler, auf der Schule für griechische und römische Dichter geschwärmt hatte, blieb mir mein

Leben lang eine gewisse Vorliebe für die klassische Poesie, und von ihr ausgehend, machte ich mir später meine eigene Aesthetik zurecht. Wenn also der Mangel an Gründlichkeit und der Abscheu vor jeder mechanischen Arbeit mich sowohl für den Stand eines Gelehrten, wie für den eines Beamten untauglich machten, und wenn ich bei der prosaischen Thätigkeit eines Kaufmanns nicht geistig verkümmerte, so verdanke ich das einem gütigen Geschick, das in meine nun beginnenden Lehrjahre Wolle und Seide zu einem ziemlich buntscheckigen Muster verwebte, aber die Seide, als das edlere Material, doch vorherrschend bleiben ließ.

Ich kehre nach dieser Abschweifung wieder zu der Schilderung meines Lebenslaufes zurück. Ich übergehe die Freude der Meinigen, als sie mich wieder gesund bei sich sahen und will nur erwähnen, daß das Erzählen über die Leiden während der Belagerung so bald kein Ende nehmen wollte.

Auch der plötzliche Tod meines Lehrherrn Kabrun wurde nach allen Richtungen hin besprochen. Mein Vater, dessen pecuniäre Lage sich seit dem Frieden wesentlich gebessert hatte, da ihm ein großer Gasthof, das „Russische Haus" genannt, für rückständige Zinsen einer Hypothek auf das Gut Rexin zugefallen war, konnte mich mit einem Kapital, welches er auf denselben aufnahm, bei einer eventuellen Etablirung unterstützen. Den Vorschlag aber, den er dem Testamentsvollstrecker meines verstorbenen Principals Kabrun machte, mich unter dessen Firma zu etabliren, wies derselbe entschieden zurück, schlug dagegen vor, mich in seine Dienste zu nehmen und zwar gegen ein jährliches Gehalt von tausend Thalern. Ich muß annehmen, daß ich trotz meiner geringen kaufmännischen Kenntnisse den damaligen Coryphäen des Danziger Handelsstandes einigermaßen imponirte, denn mir wurde noch von einer anderen Firma, L. Muhl & Co., der Vorschlag gemacht, als Procurist mit einem jährlichen Salair von zwölfhundert Thalern in ihr Geschäft einzutreten. Sowohl mein Vater als ich fühlten uns durch diese glänzenden Anerbieten sehr geschmeichelt und glücklich, doch konnten sie mich vom Vorsatz, ein eigenes Handelhaus zu gründen, nicht abwendig machen, und ich versuchte wiederholt, den Herrn Mac Lean zu bewegen, mir die Firma des verstorbenen Herrn Kabrun zu überlassen. Als dieser sah, daß ich von meinem Entschluß nicht abzubringen sei, ließ er mir durch meinen Vater den Vorschlag machen, mich mit seinem Schwager dem niederländischen Consul Cornelius v. Almonde, zu associiren, der zwar vorläufig nur ein geringeres Vermögen in die Handlung bringen könne, aber später eine Unterstützung von seinem reichen Stiefsohn in England zu erwarten habe, welche die Stellung unseres neuen Hauses

zu einer recht günstigen gestalten könne. Da uns nun die Firma des seeligen Kabrun nicht überlassen wurde, so mußten wir diesen Vorschlag schon acceptiren, zumal Herr v. Almonde ein Freund des Vaters und Schwager meines verstorbenen Lehrherrn Kabrun war, mit dem er auch Geschäfte in Getreide auf halbe Rechnung gemacht hatte.

Kurz vor der französischen Occupation hatte er sich aber ein Landgut bei Danzig, Artschau, gekauft, war durch die vergangene schwere Zeit in seinem Vermögen sehr zurückgekommen, wollte jetzt, nachdem er das Gut mit Verlust verkauft hatte, wieder Handelsgeschäfte betreiben, und da er selbst nicht mehr ganz jung war, in mir einen gewandten, thätigen Theilnehmer gewinnen.

Unser Gesellschaftsvertrag ward bald geschlossen. Mein Vater nahm von den Kabrun'schen Erben 5000 Thaler auf das „Russische Haus" auf, die er dem Geschäft ohne Zinsen überließ, und Herr v. Almonde gab ungefähr dieselbe Einlage her.

Am 1. Januar 1815 las man im „Danziger Anzeiger" die Nachricht von der Errichtung eines neuen Handelshauses, dessen Firma Almonde und Behrend ich bis zum 15. November des Jahres 1828, also dreizehn Jahre lang, gezeichnet habe.

Das Haus hat eine Menge von Wechselfällen in diesem Zeitraum erlebt und durch Ungewitter und an gefahrvollen Klippen vorbei habe ich es mit großer Anstrengung steuern müssen, aber ich bin der Vorsehung doch zu großem Dank verpflichtet, daß sie meine Beharrlichkeit und Ausdauer im Unglück weit über mein Verdienst hinaus belohnt und mich und mein Haus gesegnet hat.

Genau betrachtet, ruhte das neu begründete Handelshaus auf nicht gerade sehr festem Fundament, denn einmal war mein Vater nicht reich genug, die 5000 Thaler, die er aufgenommen hatte, mir auf Rechnung meines einstigen Erbtheils für immer zu überlassen, sondern konnte vielmehr diese Summe gelegentlich, wenn er sie brauchte, zurückfordern, zweitens aber war die Einlage meines Associés eine fast nominelle, da er für seine Privatausgaben fast ebensoviel aus der Kasse herausnahm, als die Zinsen davon betrugen. Nur die Unterstützung der Almondeschen Verwandten in England durch einen Blancocredit von 5000 Pfund Sterling bei einem Londoner Hause machte es möglich, unseren kaufmännischen Verbindlichkeiten nachzukommen.

Ich hatte mich in zahlreichen Rundschreiben an die verschiedensten Handelshäuser als Nachfolger von Jacob Kabrun vorgestellt und angedeutet, daß das neue Geschäft nur eine Fortsetzung des Kabrunschen unter veränderter Firma wäre. Allein es wollte alles nichts verfangen.

Sei es, daß die Concurrenten Sorge trugen, das auswärtige Publikum eines Besseren zu belehren, sei es, daß das kaufmännische Geschäft in diesem Jahre noch zu unbelebt war, es gingen auf unsere Circulare nur zwei Antwortschreiben ein, eins von einem Hamburger, welcher sich erbot, unsere Assecuranzen zu besorgen, das andere von einem Stettiner Hause, dem aus Versehen die Etablissementsanzeige zweimal zugeschickt war und das nun freundlichst bat, mit diesen unfrancirten Sendungen einzuhalten, da es sich schon für hinlänglich unterrichtet erachte.

Man sieht hieraus, daß sich kaufmännische Verbindungen nicht so leicht und rasch herstellen lassen, als man wohl glauben möchte.

Im Februar kaufte mein Vater mit geringer Anzahlung ein Haus in der Hundegasse für 2300 Thaler, dessen bescheidener Ausbau aber doch immerhin tausend Thaler kostete, die aus der Geschäftskasse nach und nach entnommen werden mußten. Mein Vater blieb in der Schmiedestraße wohnen, während Comptoir und das Consulat Almondes nebst meiner eigenen Wohnung in das neue Haus verlegt wurden.

Bei dem Daniederliegen des Getreide- und Holzhandels, von dem ich freilich noch wenig verstand, war es mir, der ich doch gerne thätig sein wollte, sehr schmerzlich, daß sich durchaus keine Gelegenheit zu Geschäften bieten wollte, und da sich die Speculation damals den sehr im Course gesunkenen Danziger Stadtobligationen zuwandte, die bei den Aussichten auf Frieden sich von 25 % auf 40 % hoben, so glaubte ich endlich auch, da größere Häuser schon namhafte Summen dabei verdient hatten, den Handel mit diesen Papieren versuchen zu müssen. Ich kaufte einige dieser Papiere und gewann auch mehrere hundert Thaler. Durch diesen Gewinn dreist gemacht, hatte ich nach und nach für 20000 Thaler in diesen Papieren bei Gebrüder Beneke in Berlin deponirt, um sie später bei höherem Cours wieder zu verkaufen; aber, o Schrecken, im Juni dieses Jahres entwich Napoleon von der Insel Elba, und alle Papiere fielen um viele Procente. Wenn irgend einer der Kaufleute, bei denen wir die Papiere deponirt hatten, fallirte, so war unser Einschuß von 10000 Thalern schon sechs Monate nach unserem Etablissement verloren. Was ich in dieser ersten kaufmännischen Krisis gelitten habe, ist unbeschreiblich, eine düstere Melancholie hatte sich meiner bemächtigt, und ich verzweifelte schier am Leben. Der gute und liebenswürdige Almonde aber, der als Familienvater doch noch schlimmer dran war, als ich, hielt meinen Muth allzeit aufrecht.

Beneke hatte indessen unsere Obligationen in Berlin verkauft, wobei wir außer unserm früheren Gewinn noch etwa 4000 Thaler verloren.

Dies war traurig und entmuthigend genug, allein da im September ein bedeutender Auftrag auf Pottasche von einem Handelshaus in Gent, dem ich auf der letzten Reise bekannt geworden war, einging, bei dem, wie bei einigen kleineren Aufträgen in fichtenen Brettern nach Liverpool, ein wesentlicher Gewinn gemacht wurde, so waren wir zu meiner Freude am Schluß des Jahres so weit, den erwähnten Verlust und unsere beiderseitigen Ausgaben decken zu können.

Im November begleitete ich Frau von Almonde auf einer Reise, welche mit einem Heirathsprojekt zusammen hing, über Berlin nach Potsdam. Es hielten sich nämlich zwei unverheirathete Töchter der Frau meines Associés aus erster Ehe bei Verwandten in Potsdam auf, von denen jede ein Baarvermögen von 50—60 000 Thalern haben sollte. Von diesen gedachte ich mir nach dem Rath meines guten Almonde eine zur Frau auszuwählen.

Bei unserer Ankunft in Potsdam besuchte ich das G.'sche Haus, in dem sich die beiden Mädchen, die ich als Kinder öfter bei Kabrun gesehen, die aber seitdem bei Verwandten ihres verstorbenen Vaters in England gelebt hatten, jetzt besuchsweise aufhielten. Ich lernte die Damen auch bald kennen. Die Aeltere schien etwas beschränkt, war aber recht hübsch, die Jüngere weniger hübsch, aber aufgeweckt und beide von einem empörenden Uebermuth. Wenn Frauenzimmer deutscher Abkunft in blinder Anglomanie sich die Prüderie und den Hochmuth mancher englischen Mädchen zum Vorbild nehmen, so sind sie mir schon von vornherein unausstehlich. Diese beiden jungen Damen waren aber auch sonst durchaus nicht nach meinem Geschmack, und ich dachte bei der Aelteren, deren geringe Begabung und Mangel an Bildung ich sehr bald herausfand, da alle meine Versuche, mit ihr ein intelligentes Gespräch anzuknüpfen, fehlschlugen: die nehme ich auf keinen Fall und wenn sie Tonnen Goldes hätte.

Die Jüngere war zwar mittheilsamer, aber so sehr von den Vorzügen Englands in Sitten, Wissenschaft und Kunst eingenommen, daß ich bald in ein heftiges Wortgefecht mit ihr gerieth. Da sie mir aber in keiner Weise in der Diskussion gewachsen war, beehrte sie mich bald mit einem tödtlichen Hasse, der mir den Aufenthalt in dem Hause, trotz der Liebenswürdigkeit der Frau von Almonde, sehr verleidete. Beide jungen Mädchen sind übrigens alte Jungfern geblieben.

Meine Heirathspläne waren also bald zu Wasser geworden, und ich konnte mich eigentlich mit den von mir selbst geflochtenen beiden Körben getrost nach Danzig zurückbegeben. Allein das Schicksal wollte es eben anders, und ich sollte mich auch einmal im Leben von einer unglücklichen Liebe ergriffen fühlen.

Ich lernte nämlich in der G.'schen Familie in Potsdam ein Fräulein T., die älteste Tochter eines Geheimkämmeriers, daß heißt wohl eigentlich des Kammerdieners des Königs Friedrich Wilhelm III., kennen und verliebte mich sterblich in sie. Das etwa achtzehn Jahre alte Mädchen war eine allerliebste, kleine Brünette mit schönen blauen Augen, in Haltung und Benehmen frei und ungezwungen, während sich über der ganzen Erscheinung ein Schimmer von Unschuld und großer Sanftmuth ausbreitete. Ob das Mädchen sehr klug war, habe ich eigentlich nicht erfahren, versteht sich aber bei einer Person mit so hübschen Augen, in die man verliebt ist, von selbst. Da der Vater als Kammerdiener des Königs, der nicht eben freigebig war, keine großen Reichthümer besitzen konnte, durfte ich annehmen, daß er mir die Hand seiner Tochter wohl gerne geben würde, da ich ja jetzt etablirter Kaufmann war und sogar mein eigenes Haus besaß.

Ich habe in meinem späteren Leben gar manchen jungen Mann auf Freiersfüßen gehend zu beobachten Gelegenheit gehabt, aber ich entsinne mich keines einzigen, der sich dabei so ungeschickt benommen hätte, wie ich es zu dieser Zeit selbst gethan. Statt mich durch Dienstfertigkeit, Bescheidenheit, angenehme Unterhaltung bei dem Mädchen und ihrem Vater in Gunst zu setzen, ließ ich meiner leidenschaftlichen Stimmung so freien Lauf, daß sie den Wunsch Gefallen zu erregen, bis zur Verzerrung steigerte. So kam es denn, daß man meine Excentricitäten in Bekanntenkreisen, und wahrscheinlich auch, wenn ich abwesend war, in Gegenwart des von mir geliebten Mädchens, belächelte und verspottete.

Ich war fast täglich in Gesellschaft der zahlreichen G.'schen Familie, in der T. mit seiner Tochter vielfach verkehrte, und ich hoffte immer eine Gelegenheit zu finden, mein Herz der jungen Dame ausschütten zu können. Da sich aber eine solche nicht finden wollte, beschloß ich, meinerseits bei einem Restaurateur die Freunde aufzunehmen und eine kleine Abendgesellschaft zu geben, bei der sich nach einem guten Souper die älteren Herrschaften am Spieltisch, wir jungen Leute aber an sogenannten Gesellschaftsspielen ergötzen sollten.

Der Tag erschien, und ich war froh, zum ersten Mal, den Wirth machen zu können und keine Absage von der T.'schen Familie erhalten zu haben.

Nun passirte mir aber bei den Gesellschaftsspielen das unglaubliche Unglück, daß ich in meiner Lebhaftigkeit das von mir angebetete Mädchen durch Ungeschicklichkeit verletzte. Man stellte sich nämlich bei diesem Spiel in einem Kreise auf und ließ einen Ring, der auf einen Faden gezogen war, von Hand zu Hand gehen. Der im Mittelpunkt des

Kreises Stehende sollte zu errathen suchen, in welcher Hand sich der wandernde Ring befände und dieses durch einen Schlag auf die Hand andeuten. Ich, der ich den Ring in der Hand eines Herrn vermuthete, holte aus und wollte demselben einen derberen Schlag versetzen, da mir solches vordem auch von ihm geschehen war. Aber, o Entsetzen, da der Kreis sich verschoben hatte, traf ich nicht die Hand des Herrn, sondern den Arm von Fräulein T. Ein Armband, dessen spitze Korallen nunmehr auf dem Fußboden umherrollten, hatte sie blutig verwundet. Blaß und stumm vor Schrecken stand ich auf meinem Platz wie angewurzelt; dann aber stürzte ich, die Verzeihung des geliebten Mädchens im Sturm zu erringen, ihr zu Füßen und brachte durch diese ganze Scene die Anwesenden in eine sehr unbehagliche Stimmung. Vater T. und Tochter würdigten mich keines freundlichen Blickes. Alles brach auf, und ich suchte in sehr verzweifelter Stimmung mein Bett auf, in dem ich diese Nacht keine Ruhe finden sollte.

Wenn ich heute, nach 28 Jahren, mir diesen Vorfall vergegenwärtige, so muß ich immer an den vielleicht unphilosophischen, aber wahren Spruch denken „daß Ehen im Himmel geschlossen werden", denn trotzdem ich nicht weiß, ob ich als Ehemann von Fräulein T. ein schlechtes Loos gezogen hätte, so muß ich doch mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit bekennen, daß ich jedenfalls ein besseres zog, als ich mich ein halbes Jahr später mit derjenigen verlobte, die für mich wie geschaffen war und die mich zum glücklichsten Menschen gemacht hat.

Die Beziehungen zum Geheimkämmerier und seiner Tochter wurden nun aber zu meinem großen Schmerz immer kälter und kälter und bald ganz aufgegeben. Auch habe ich die Familie in meinem Leben nicht wiedergesehen.

Ehe ich nun mit meinem wunden Herzen, Geschäfte vorschützend, Berlin bald darauf ohne Frau v. Almonde, die noch eine Weile dort bleiben wollte, verließ, habe ich noch eine kleine Genugthuung zu verzeichnen. Es war nämlich in Danzig am Jacobsthor ein Pulverthurm in die Luft gepflogen und bei dieser Explosion wurden mehrere Menschen verwundet, namentlich aber viele Häuser der in jener Gegend wohnenden armen Leute zerstört. Ich war durch dieses Unglück tief ergriffen und verfaßte einen warm empfundenen Aufruf, den ich in der Zeitung veröffentlichte und in dem ich um Hülfe für die armen Geschädigten bat. Diese Bitte hatte einen über alle Erwartungen hinausgehenden Erfolg, denn nachdem Beneke den Anfang mit einer Zeichnung von 500 Thalern gemacht hatte, konnte ich in drei bis vier Tagen etwa 5000 Thaler nach Danzig schicken. Ich mußte mich für diese erste gute Handlung

meines Lebens im Innern für genug entschädigt halten, denn vom Magistrat und den Stadtverordneten in Danzig habe ich nie ein Wort des Dankes gehört.

In Danzig angekommen vergingen mir mehrere Wochen in düsterer Schwermuth; aber wenn Lord Byron die Seekrankheit für ein Specificum gegen verliebte Stimmungen hält, so glaube ich, giebt es noch ein viel untrüglicheres Mittel, und das heißt: fortwährende, angestrengte Thätigkeit in ernstem Berufe. So wurde denn Fräulein T. und meine Jugendliebe zu ihr allmählig vergessen.

Mein Vater bedauerte zwar sehr, daß ich ohne Braut von Berlin zurückgekommen sei, ließ aber im Uebrigen meinen Neigungen freien Lauf und äußerte gelegentlich, daß er zwar von einer romantischen Liebe nicht viel halte, aber mich ebensowenig mit einem reichen Mädchen, das mir mißfiele, verheirathet zu sehen wünsche, da aus solchen Verbindungen kein Segen entspringen könne. Er forderte mich aber doch auf, mich nunmehr in Danzig nach einer Frau umzusehen und schlug mir selbst zwei Töchter begüteter Kaufleute vor. Ich willigte zwar ein, mit den Familien der jungen Mädchen in nähere Beziehungen zu treten und besuchte auch die Gesellschaften, in denen sie verkehrten, die Mädchen selbst aber wollten mir nicht zusagen.

So erinnere ich mich auch, in einer Abendgesellschaft, wie zwei Monate vorher in Potsdam, jugendliche Spiele mitgespielt zu haben, bei denen das Ungefähr mich hinter den Ofen führte. Da wurde ich denn einen Teller voll dicker, weißer Erbsensuppe gewahr, den die liebenswürdige Tochter sich wahrscheinlich, um später ihren Hunger zu stillen, dort aufbewahrt hatte! Dabei galt der Vater für einen Mann von sieben bis achtmalhunderttausend Thalern.

Meinem Vater, der mich am andern Tage fragte, wie mir das Mädchen denn gefallen habe, erklärte ich, daß ich den Geiz als eines der größten Laster aufs Tiefste verabscheue und daß ich vererbte Anlagen dazu bei der besprochenen Dame bemerkt hätte. Damit gab sich denn auch mein Vater zufrieden. Ich aber empfand immer größere Sehnsucht nach einem eigenen Herd, und da die Geschäfte sich mehr und mehr ausbreiteten, und sich auch Anzeichen einer Getreidekonjunktur wahrnehmen ließen, so freute ich mich zwar dieser besseren Aussichten, aber nur in dem Gedanken, daß neben mir Jemand die Früchte meines Fleißes und meines Erfolges theilen könne.

Nun fiel mir ein, daß ich einst bei Gelegenheit einer Fahrt nach Elbing mit meinem Freunde Steffens die älteste Tochter eines dortigen Patriziers und Kaufmanns, Silber, kennen gelernt hatte. Trotzdem ich

dieselbe nur flüchtig gesehen, erinnerte ich mich doch, daß sie mich durch die Schönheit ihrer Gesichtszüge, ihre ruhige Freundlichkeit, sowie durch ihr anmuthiges Wesen gleich für sich eingenommen hatte. Sie unterschied sich von allen damaligen, mir bekannten Frauenzimmern vorzüglich dadurch, daß man ihr nicht das geringste Bestreben zu gefallen anmerken konnte, und daß alles, was sie that, so ungezwungen und schicklich, ja so vornehm war, als hätte sie in hohen Kreisen die sorgfältigste Erziehung genossen. Ich war begierig zu erfahren, ob der Eindruck, den ich bei diesem ersten Besuche erhalten, auch bei einem zweiten derselbe bleiben werde, und da ich mit dem Bruder des jungen Mädchens schon vor zwei Jahren in England bekannt geworden war, gab mir das einen schicklichen Vorwand, noch einmal nach Elbing zu reisen, um die, die ich mir zur Frau erwählen wollte, eingehender beobachten zu können.

Das Haus des Kaufmanns Silber in Elbing zeigte eine patriarchalische und bürgerliche Wohlhabenheit, die gegen die mir bekannte, zur Schau gestellte Eleganz eines Pariser Hauses, einen angenehmen Gegensatz bildete. Die einfachen Möbel hatten schon manche Generation überdauert, waren aber reinlich und ordentlich gehalten, Teppiche, zwar nur von grobem Fries, bedeckten den Fußboden, und Oefen von fast abenteuerlicher Größe schützten nebst doppelten Fenstern die Zimmer vor Kälte und Zug. Mächtige Schränke im Hausflur verbargen gewiß einen reichen Schatz von Tisch- und Leibwäsche, kurz, alles deutete, ohne glänzend zu sein, auf eine gemächliche Wohlhabenheit.

Hierzu kam noch die liebenswürdige Gastfreiheit des Hausherrn, der mich gleich einem alten Bekannten empfing, und für jeden Tag zum Mittag- und Abendtisch einlud. So brachte ich gleich den ersten Abend mit meinem Freunde Ferdinand Silber und seinen drei Schwestern im gemüthlichen Gespräch, am Ofen sitzend, mit großem Behagen zu. Es wurde auch etwas musicirt, da die beiden älteren Schwestern recht gute Stimmen hatten und sich geschickt zu Gesängen am Klavier begleiteten.

So vergingen ein paar sehr angenehme Tage in Elbing. Das Mädchen, welches mir schon bei meinem ersten Besuch so ungemein gefallen hatte, meine zukünftige Braut, Henriette Silber, blieb sich immer gleich, sei es, daß ich mit ihr bei einem Konzert, auf einem Ball, sei es daß ich mit ihr allein bei anderer Gelegenheit zusammen war. Nie die Bahn des Schicklichen verlassend, ohne Absicht Jeden für sich einnehmend, war sie eine Freude für Alle, die sie näher kennen lernten. Ich bemühte mich zwar mein Wohlgefallen an dem reizenden Mädchen möglichst zu cachiren, aber ich war ein schlechter Komödiant, und im Laufe des Gesprächs mit Fräulein Henriette mag ich doch wohl öfters meine Zuneigung verrathen haben.

So erinnere ich mich, daß ich sie einmal fragte, ob sie nicht lieber in Danzig wie in Elbing wohnen möchte, und daß sie diese Frage passend, aber mit lebhaftem Erröthen beantwortete. Es war jenes Erröthen, dessen liebliche Züchtigkeit mir auch heute noch, als altem Mann, vor Augen steht, welches ihr damals mein ganzes Herz gewann.

Ich reiste bald darauf nach Danzig zurück, ohne mich erklärt zu haben. Nachdem ich dort meinen Vorsatz, mich mit dem lieblichen Mädchen zu verheirathen, in wiederholte Erwägung gezogen hatte, beschloß ich, mich zuerst an meinen Freund, den jungen Ferdinand Silber, zu wenden, und ihn brieflich anzufragen, ob wohl ein Heirathsantrag meinerseits dort einen guten Empfang zu gewärtigen habe. Da die Antwort so günstig, als ich nur wünschen konnte, lautete, schrieb ich einen langen ausführlichen Brief an meine Zukünftige, in dem ich ihr eine offene Auskunft über manche meiner Eigenthümlichkeiten und auch eine genaue Darstellung meiner, freilich damals nicht glänzenden, Vermögensverhältnisse gab und sie fragte, ob sie mir unter diesen Umständen ihre Hand schenken wolle.

Wie ich später hörte, soll die Familie Silber sich zwar mit den im Briefe ausgesprochenen Gesinnungen, aber nicht mit dem offen eingestandenen, geringen Vermögen, das die Ernährung einer Frau doch problematisch erscheinen ließ, einverstanden erklärt haben. Die Tochter aber soll meinen Antrag lebhaft befürwortet und versichert haben, daß sie an mir eine bessere und festere Stütze fürs Leben zu finden hoffe, als an einem anderen, reichen, jungen Manne, dessen Bewerbung sie vor Kurzem ausgeschlagen hatte. So waren denn alle Bedenken beseitigt, und ich erhielt zu meiner unendlichen Freude das Jawort des lieben Mädchens. Meinem Vater machte ich sofort Mittheilung von dem Glücke, das mir bevorstand, schilderte ihm meinen zukünftigen Schwiegervater als einen allgemein geachteten und anscheinend wohlhabenden Mann und meine Braut als eine liebliche, wohlerzogene und anspruchslose Person, welche sich bald seine ganze Liebe erwerben werde. Mein Vater, von meiner so plötzlichen Verlobung sehr überrascht, schien Anfangs nicht ganz zufrieden zu sein, daß ich eine Kleinstädterin gewählt hatte, denn bei dem Bestreben, seiner Familie eine höhere Lebensstellung zu geben, hielt er es für einen Rückschritt, daß ich mir meine Frau aus einer kleineren Stadt holen wollte.

Ich aber eilte als überglücklicher Bräutigam, um mich als solcher in bester Form vorzustellen, sofort nach Elbing, wo die weiteren Verhandlungen bald zu einem, beide Theile befriedigenden, Abschluß gelangten. Zwar mußte ich aus dem Umstand, daß mir mein zukünftiger

Schwiegervater keine Mitgift, sondern nur einen jährlichen Zuschuß von 300 Thalern bewilligen konnte, den Schluß ziehen, daß er nicht so wohlhabend war, als es die öffentliche Meinung behauptete, allein ich war überzeugt, daß ich eine verständige Wahl getroffen hatte, und die Bemerkung einer älteren Dame, bei der ich mit meiner Braut einen Besuch machte, „daß Henriette Silber ihren Mann nur glücklich machen könnte", war mir wie aus der Seele gesprochen.

Wir hatten eine heitere, trauliche Brautzeit, Pläne machend, Luftschlösser bauend, wie wohl alle Verlobten, und ich machte den Weg von Danzig nach Elbing so oft es mir meine Geschäfte nur irgend gestatteten und führte auch meine Schwester den neuen Verwandten zu. Bald erfolgte der Gegenbesuch der Elbinger in Danzig, wo es freilich, wie mir meine Frau später mittheilte, ihren Eltern und Geschwistern garnicht recht gefallen wollte. Das alte, finstere Haus in der engen, schlecht gepflasterten Schmiedestraße mit mannigfaltigen Anzeichen nicht eben großer Wohlhabenheit im Haushalt des zukünftigen Schwiegervaters ihrer Tochter, brachten für die behäbigen Elbinger Patricier doch manche kleinen Enttäuschungen, die sie zu Aeußerungen veranlassen mochten, die nur ein so frommes, einfaches Gemüth wie das meiner Braut ohne Kummer hinnehmen konnte. So kindlich anspruchslos und liebenswürdig gab sich meine Braut von vornherein in Danzig, daß mein Vater von seiner Voreingenommenheit gegen Kleinstädter zurückkam, und er sowohl wie die ganze Familie von ihr entzückt waren und meine Wahl aufs Höchste lobten.

Der 19. Juni 1816 war mein Hochzeitstag, zu dem mich Eltern und Geschwistern nach Elbing begleiteten. Der ganze Ernst des Lebens kam an diesem Tage mit seinem vollen Gewicht über mich. Schon am nächsten Tage führte ich meine junge Frau in das neue Heim nach der Hundegasse in Danzig. Als ich dort mit ihr, unser einfaches Mittagsmahl verzehrend, am eigenen Tische saß, kam ein eigenthümliches, kaum zu beschreibendes Gefühl von Freiheit, Bedeutsamkeit und erfüllter Bestimmung über mich, das die gesammten, früheren Lebensanschauungen vollständig über den Haufen warf. Zerstreuungen, Vergnügungen aller Art, ja selbst der Wunsch, meinen Eltern Freude machen zu können, traten in den Hintergrund. Mein Herz ward nur erfüllt von dem einzigen Gedanken, dem jungen, unschuldigen Wesen mir gegenüber, das ein behagliches Leben im Vaterhause und den frohen Kreis jugendlicher Freuden meinetwegen verlassen hatte, ein ebenso behagliches, und von aller Entbehrung und Enttäuschung freies Heim gründen zu können, und jeder Nerv zitterte in mir vor Thätigkeitsdrang.

Die Vorsehung hat diesen meinen Wunsch erfüllt, aber immer bin ich geneigt gewesen, die mancherlei Erfolge und vielfachen Freuden, die mir während beinahe dreißig Jahren zu Theil geworden sind, nur der innigen Gemeinschaft mit meiner vortrefflichen und guten Frau zuzuschreiben. Oft habe ich geträumt und mich an dem Traum erfreut, ein Schutzgeist walte über ihr, dessen segensreicher Einwirkung auch ich theilhaftig würde. Kam ein Unglück über unser Haus, so wurde sie ja selbst mein Schutzgeist, denn wenn all mein Hoffen den Ankergrund verloren, so richtete sie mich mit ihrem unbegrenzten Vertrauen auf eine allgütige, alles leitende Macht im Himmel immer wieder auf und wandte sich dann endlich alles zum Guten und war das Glück uns wieder günstig, so zeigte sie sich nicht im Mindesten davon überrascht, sondern schien nur deshalb wahrhaft erfreut, weil sie mich zufrieden und glücklich sah.

Schon während meines Brautstandes hatte sich zu meiner großen Freude das Geschäft in Danzig gehoben, und obgleich der Getreidehandel noch bis in den Monat Mai gänzlich daniederlag, so hatten doch meine seiner Zeit für Kabrun unternommenen Reisen gute Früchte getragen, die ich nun statt meines verstorbenen Principals ernten konnte. Im Frühjahr hatte ein Haus in Gent eigens einen Commis herübergeschickt, um durch mich einige Ladungen Pottasche in Danzig zu kaufen. Hierdurch wurden ein paar tausend Thaler verdient, so daß ich wieder neuen Lebensmuth und Hoffnung schöpfen konnte.

Ende Mai regte sich auch in Folge großer Besorgnisse für die zukünftige Ernte der seit Jahren darniederliegende Getreidehandel, und ich hatte Gelegenheit, meine Fähigkeit, zu disponiren, auf einem größeren Gebiete zu bethätigen. Dabei verfuhr ich in einer Weise, wie sie überhaupt in meinem Temperament begründet sein muß, und von welcher ich auch in späteren Jahren selten abgewichen bin. Ich befleißigte mich nämlich, stets recht viel umzusetzen und dabei jeden, auch den geringsten Gewinn mitzunehmen, der mir dann wiederum Muth und Kraft geben mußte, meine Unternehmungen, so lange mir die Conjunctur noch fest zu stehen schien, zu vergrößern.

Das Jahr 1816 zeichnete sich durch eine Mißernte aus, und es stiegen die Preise vom Mai bis Dezember allmählig von 300 bis auf 900 fl., so daß ich, was ich erster Hand einkaufte, jeder Zeit mit Nutzen wieder verkaufen und auch einige Aufträge aus Liverpool schon mit eigenen Weizenvorräthen ausführen konnte, die ich dann durch neue Ankäufe wieder ersetzte. Trotzdem ich, wie natürlich, manche Mißgriffe machte, konnte ich mich doch nach oberflächlicher Schätzung über-

zeugen, daß schon jetzt in unserem Geschäft 20—30 000 Thaler gewonnen worden waren.

Es war aber auch ein unbeschreiblich schlechtes Jahr für den Getreidebau, das Jahr 1816. Den ganzen Sommer über regnete es beständig, und ich habe im Oktober noch ganz grüne Früchte auf dem Halme stehen sehen. Auch erstreckte sich der Mißwachs, wie in den Jahren 1828 und 1838, nicht nur über England und das nördliche Europa, sondern auch über ganz Frankreich, die Schweiz und das nördliche Italien. Wenn mir damals Erfahrung und hinlängliche Geldmittel zu Gebote gestanden hätten, so wäre ich in diesem einen Jahre schon ein sehr wohlhabender Mann geworden. Aber auch so konnte beim Jahresabschluß für das Haus nach Abzug aller Unkosten aus den Büchern ein Credit von 90 000 fl.*) festgestellt werden.

Mein alter Vater hatte indessen, wie ich schon früher erwähnte, das Gut Rexin bei Danzig für eine eingetragene Hypothek übernehmen müssen und nahm behufs Renovation und Vervollständigung des Inventariums meine Kasse so stark in Anspruch, daß die mir von ihm zu meinem Etablissement vorgeschossenen 5000 Thaler in diesem und dem folgenden Jahre wieder ganz in seine Hände zurückflossen.

Das neue Jahr 1817 traf mich voller Hoffnung und Lebensmuth und in einer ganz behaglichen Lage. Die Getreidepreise standen zwischen 900—1000 fl., aber ich hatte nur unbedeutende Vorräthe, wie denn überhaupt die Bestände auf den Danziger Speichern sich bis auf 2000 Last vermindert hatten.

Meine Ehe mit meiner lieben Frau stellte sich bei der unwandelbaren Sanftmuth derselben als eine ungemein glückliche und vom Himmel gesegnete heraus; auch durfte ich hoffen, im nächsten Frühjahr der ersten Vaterfreude theilhaftig zu werden.

Da das Geschäft sich im Winter ruhiger zu gestalten pflegt, so nahm auch ich die schlechte Gewohnheit vieler Kaufleute an, jeden Abend zwischen sechs und acht Uhr die Ressource zu besuchen und die Zeit am Karten- oder Billardtisch zu verbringen. Wenn es auch richtig ist, daß die unruhige Stimmung des erwerbslustigen Kaufmanns der Sammlung, die zu wissenschaftlichen oder anderen litterarischen Beschäftigungen nöthig ist, sehr hinderlich ist, und auch der Körper, der sein Tagewerk vollbracht hat, so müde ist, daß ihm ernstere Beschäftigungen schier unmöglich scheinen, so bin ich doch später zu der Ansicht gekommen, daß bei größerer Willenskraft und mehr Selbstbeherrschung ein solcher Ueber-

*) Danziger Gulden = 1 Rmk. Anm. des Herausg.

gang vom Geschäfts- zum Gedankenleben doch nicht so ganz unmöglich ist, als ich es damals glaubte, wo ich mich mit dem französischen Spruch tröstete: L'esprit des affaires est imcompatible avec l'amour des lettres".

Man denke sich mein Erstaunen, als ich in der geschäftsstillen Zeit des Winters 1817 den folgenden Brief mit der Post erhielt:

Manutention générale des Vivres.

Paris le 7. fevrier 1817.

Mess. Almond & Behrend.

Votre adresse, Messieurs, nous ayant été donnée par un de nos amis en Angleterre, nous trouvant dans le cas d'avoir besoin de quelques parties de froment, persuadés, que vous nous servirez avec zêle et attention pour nos intéréts, nous vous prions, d'acheter pour notre Compte, pour être expediés au premier printemps, „Cinq mille lasts de froment", dont nous vous indiquerons la destination plus tard ainsi que le mode de votre remboursement.

Nous avons l'honneur de vous saluer

D. C. Leleu & Co.

Man kann sich denken, daß dies Schreiben mich in eine ungeheure Aufregung versetzte. War es denn möglich, daß ein so umfangreicher Auftrag in einem Betrag von mehr als sechs Millionen Francs an ein so junges, unbedeutendes Haus wie das meinige gegeben werden konnte? Und alles war so leichtfertig und oberflächlich abgefaßt, meine Firma falsch geschrieben, der englische Freund, auf welchen man sich bezog, nicht einmal namhaft gemacht, die Bezahlung von der doch ein Theil im Fall des Ankaufs sofort geleistet werden mußte, auf die lange Bank geschoben!

Das sah alles sehr nach Schwindel aus. Trotzdem glaubte ich doch bei näherer Prüfung des Schreibens es beantworten zu müssen, und ich that das, indem ich die augenblicklichen Preise des Weizens angab, und um Stellung des Credites für das nöthige Angeld bat.

Inzwischen war auch ein Brief an meinen Associé, Herrn v. Almonde, aus London eingegangen, in dem ihm von einem nahen Verwandten daselbst die Mittheilung gemacht wurde, daß derselbe die Bekanntschaft mit einem alten Freunde, dem französischen Grafen Leleu erneuert und Gelegenheit genommen habe, demselben, der ein bedeutendes Quantum Weizen zu kaufen gesonnen sei, unser Haus aufs Angelegentlichste zu empfehlen. Der Verwandte von Almonde theilte außerdem noch mit, daß der Graf

allerdings mit der französischen Regierung in Verbindung stehe und mit der Verpflegung der, noch in Flandern bis zur vollständigen Zahlung der Contribution stationirten, alliirten Truppen beauftragt wäre. Immerhin sei aber Vorsicht nothwendig, da er nicht wisse, ob die Ankäufe für Rechnung der französischen Regierung, oder des contraktlich verpflichteten Herrn Grafen ausgeführt werden sollten.

Auf diesen letzteren Punkt kam nun nach meiner Ansicht alles an, und um über ihn Gewißheit zu erhalten, beschloß ich, Jemanden direct nach Paris zu schicken.

Man erinnert sich noch meines Freundes Eggert, welcher mir im Jahre 1810 die Anstellung beim Weinhändler Avignent besorgte und aus Frankreich zurückgekehrt, seit Jahren schon in meinem Comptoir arbeitete. Diesen, der sich gerade auf einer Geschäftsreise für mich in Hamburg befand, wies ich per Estafette an, sich sofort nach Paris zu begeben und sich über die Verhältnisse des Herrn Grafen Lelen zu erkundigen. Inzwischen war auch ein zweites Schreiben, ebenso flüchtig als das erste abgefaßt, von Lelen eingetroffen, in dem wir angewiesen wurden, 300,000 fl. auf ein Amsterdamer Haus zu trassiren. Dadurch etwas sicherer gemacht, fing ich schon an, einige Ankäufe von Weizen zu machen, als mir in Danzig der Reisende eines anderen Amsterdamer Hauses zufällig begegnete. Diesen fragte ich nun nach dem Credit und Ruf des Hauses, auf daß ich die fl. 300,000 ziehen sollte. Man denke sich mein Erstaunen, als er mir mittheilte, daß das Haus in der Liquidation begriffen, da der Chef gestorben und die leichtsinnigen Söhne sich mit dem kleinen Ueberreste, der ihnen noch aus dem Geschäft geblieben, zurückziehen wollten und auf ein solches Haus sollte ich 300,000 fl. ziehen! Ich wollte schon die Reise des Eggert nach Paris per Estafette wieder contrecarriren, beschloß aber doch, noch erst einmal an den Grafen zu schreiben und ihm mitzutheilen, daß ich nach eingezogenen Erkundigungen auf das Amsterdamer Haus nicht 300,000 fl. trassiren könne, und daß ich ihn bitten müsse, mir bessere Credite zu stellen, wenn er durch mich Weizen kaufen lassen wolle. Bald darauf ging denn auch eine Antwort ein, die mir anheimgab, wenn es nöthig wäre, auf ein Londoner Haus 5000 Pfund zu ziehen. Aber auch die Firma dieses Hauses war incorrekt angegeben, und es stellte sich erst nach mehreren Recherchen heraus, daß allerdings dem Herrn Grafen bei einem Bankhause, dessen Firma ähnlich wie die in seinem Briefe angegebene lautete, durch einen Freund Almondes ein Credit eröffnet worden sei.

Da ich nun noch erfuhr, daß ein erstes Danziger Haus von der französischen Regierung große Getreideaufträge erhalten habe, und da das

Accept von 5000 Pfund gesichert erschien, so beschloß ich, mit den Ankäufen von Weizen weiter fortzufahren.

Inzwischen hatte mir Eggert aus Paris berichtet, daß er mit Lelen eine Unterredung gehabt, und daß der Herr Graf, als ihm die preußischen Gulden in Franken und die Lasten in Hectoliter umgesetzt worden waren, höchst erstaunt über den enormen Preis des Weizens gewesen und schon den ganzen Auftrag habe zurückziehen wollen. Da ihm aber durch Nachrichten eines anderen Danziger Hauses die Meldung wurde, daß der Weizen dort nicht billiger zu haben sei, genehmigte er die geschehenen Ankäufe, und das Geschäft wickelte sich glatt ab, bis auf 70—80 Last, die mir der Herr Graf auf dem Halse ließ, und welche ich mich genöthigt sah, für eigene Rechnung nach Antwerpen zu schicken, wobei ich viel Geld verlor.

Der Gewinn, den unser Haus bei dem ganzen Geschäft gemacht hatte, und welcher sich wohl auf 15000 Thaler belaufen haben mag, ging durch den Verlust bei der von Lelen zurückgewiesenen Ladung und anderer fehlerhafter Operationen beinahe wieder verloren, sodaß wir am Ende des Jahres nicht besser dastanden, als am Anfang. — Freilich waren auch die Preisunterschiede des Getreides in diesem Jahre so unerhört, daß selbst Erfahrenere wie ich zu den schlimmsten Mißgriffen verleitet wurden. Der Weizen, der im März auf tausend Gulden stand, fiel bei Eröffnung der Schifffahrt auf sechshundert, stieg im Sommer bei schlechten Ernteaussichten wiederum auf zwölfhundert, und stand Ende September, da die Ernte besser ausgefallen war, als man befürchtet hatte, auf fünfhundertfünfzig Gulden.

Inmitten aller dieser heftigen und mannigfaltigen Wechselfälle blühte aber mein häusliches Glück immer schöner auf. Am 26. April wurde mir ein Sohn geboren, der die Namen Heinrich Theodor erhielt. Ich hatte mir, wie die meisten jungen Ehemänner, einen Stammhalter gewünscht, und nun hielt ihn mir meine Frau mit freudestrahlendem Gesicht entgegen.

Das folgende Jahr blieb für den Handel ungünstig. Die Weizenpreise blieben ohne merkliche Fluctuation auf einem niedrigen Standpunkt. Der Aschenhandel fing an, sich ganz von unserem Platze zu verlieren, und der Holzhandel hatte nach dem Kriege noch keinen Aufschwung wieder nehmen können. Nur ein einziges Haus in Danzig, Mac Lean, kaufte Weizen und führte ihn mit einigem Nutzen nach England aus.

Merkwürdig war das Jahr 1818 auch durch das Fallissement des großen Hauses Christian Theodor v. Frantzius, dessen ich schon im ersten Theil erwähnt habe. Es hatte die große Getreideconjunktur

des Jahres 1816 unbegreiflicherweise zu spät benutzt und der daraus hervorgegangene Gewinn war nicht im Stande gewesen, den Fall des Hauses aufzuhalten. Schon seit einigen Jahren hatte es den auswärtigen Credit zu Hülfe genommen, und diese Wechseltransactionen hatten in den letzten Jahren so zugenommen, daß ich bedenklich wurde, keine Wechsel des Frantzius'schen Hauses mehr kaufte und so ungeschlagen bei dem Fallissement davonkam.

In diesem Jahre hatte ich auch den Schmerz, meine gute, älteste Schwester Johanna zu verlieren. Ich habe ihrer schon früher gedacht und erwähnt, wie in ihrem kleinen, schwächlichen und verwachsenen Körper ein Herz voll großer Liebe und Opferfreudigkeit wohnte. Dagegen wurde mir die große Freude, daß mir in diesem Jahre am fünfzehnten Dezember meine älteste Tochter, Rose, geboren wurde, von der ich in diesen Erinnerungen noch gar manch' herrlich Schönes, aber auch Trauriges zu berichten haben werde.

Die nächsten Jahre waren für den Danziger Handel noch schlechter als die vorhergegangenen. Ich hatte mich leichtsinnigerweise darauf eingelassen, an polnische Juden ansehnliche Vorschüsse für zu lieferndes Getreide zu machen. Da das Getreide aber nicht geliefert wurde, verlor ich bei diesem Geschäft fast die Hälfte meines sauer erworbenen Vermögens.

Anderseits hatte ich aber den Holzhandel wieder aufgenommen und dieser ward nun während der nächsten zehn Jahre das einzige Mittel, unser Geschäft über Wasser zu halten. Die persönliche Bekanntschaft mit einem Engländer, Namens Charleston, verschaffte mir Lieferungen für die englische Marine, und wenn auch dieser Handel dem Danziger Kaufmann damals nur geringe und mit vieler Mühe verbundene Beneficien abwarf, so mußte er doch in Jahren, wo der Getreidehandel ganz darniederlag, immerhin ein willkommener sein.

Im Jahre 1820 hatte ich auch den Verlust meines alten, guten Vaters zu beklagen. Er starb, von uns Allen innigst beweint, in seinem 63. Lebensjahre nach kurzem Krankenlager an der Brustwassersucht in Danzig, wohin er, zunehmender Kränklichkeit halber, von seinem Landgut Rexin übersiedelt war.

Die pekuniäre Lage meiner, mit drei unerwachsenen Töchtern zurückgebliebenen Mutter, war keinenfalls eine sehr günstige. Sie war für ihren Lebensunterhalt nur auf die Erträge des „Russischen Hauses" in Danzig und des Gutes Rexin*) angewiesen, welch' letzteres aber noch mit einer Hypothek von 8000 Thalern belastet war. Da nun auch zwei

*) Das Gut ist kürzlich für 500 000 Mk. verkauft worden. Anm. d. H.

Prozesse meines Vaters über drei- und fünftausend Thalern schwebten, die einen ungünstigen Ausgang zu nehmen schienen, so wurde mir von Rechtsverständigen gerathen, die Erbschaft meines Vaters für mich und meine Geschwister nur unter Vorbehalt der Zulänglichkeit anzutreten. Allein ich war zu stolz, das Andenken meines Vaters durch eine Insolvenz entehren zu lassen, und im vollen Bewußtsein der Mißlichkeit der Sache trat ich die Erbschaft ohne Vorbehalt an. Dieser Entschluß hat mich zwar mehrere tausend Thaler gekostet, und noch zu einer Zeit, wo ich sie schwer entbehren konnte, aber ich habe ihn nie bereut.

Die Prozesse, die noch aus der Zeit stammten als mein Vater sich an der Fleischlieferung für die Stadt Danzig betheiligt hatte, gingen verloren, und ich mußte sofort 8000 Thaler bezahlen.

Es gelang mir aber, das Landgut Rexin für 1500 Thaler jährlich zu verpachten, und da das „Russische Haus" einen Miethsertrag von circa 600 Thaler brachte, so konnte nach Abzug der für die ingrossirten Kapitalien zu zahlenden Zinsen meine Mutter doch immerhin von ihren Einkünften bescheiden leben.

Schon im Frühjahr hatte ich das kleine Haus in der Hundegasse vermiethet und mir eine Wohnung in der Brodbänkengasse genommen, die so geräumig war, daß auch meine Mutter mit ihren drei Töchtern Platz darin fand. So wäre ja alles gut geordnet gewesen, wenn nur der Pächter von Rexin nicht den größten Theil seiner Pacht durch Gegenrechnungen für nothwendige Bauten ꝛc. abgetragen hätte. Glücklicherweise konnte ich aber doch alle Bedürfnisse der Meinigen aus eigener Kasse bestreiten, da mir unvermuthet eine alte Forderung einging und ich ein uns zugefallenes, kleines Gut, Jerostawek bei Schwetz, verkaufen konnte.

Da der Getreidehandel noch immer stockte, waren die polnischen Juden gezwungen, den Weizen, den sie aus Polen einführten, der Obhut Danziger Kaufleute zu übergeben, um ihn bei günstigerer Gelegenheit besser verkaufen zu können. Sie verlangten aber auch auf das lagernde Getreide Vorschüsse, die wir ihnen, da wir sie aus eigenen Mitteln nicht machen konnten, durch einen Blancocredit mit einem Kostenaufwand von 5—8% jährlich verschaffen mußten. Die Lagerungs- und Bearbeitungskosten von einem Thaler pro Monat und die für den Vorschuß zu leistenden Zinsen fraßen den lagernden Weizen gänzlich auf, und dessen Eigenthümer ließen sich seit 1821 garnicht mehr in Danzig blicken. Auch ich hatte mehr als tausend Last Weizen beliehen und zwar mit 300 bis 400 Gulden pro Last, suchte mich aber, da ich die schlimme Wendung, die diese Angelegenheit nehmen mußte, bald durchschaute, aus diesem Geschäfte so gut wie möglich herauszuziehen. Als nun einer dieser pol-

nischen Juden, welcher bei mir über 300 Last liegen hatte, wieder einmal in Danzig erschien, ließ ich, durch meinen Vertrag dazu berechtigt, den bevorschußten Weizen gegen seinen Willen per Auktion verkaufen. Durch diese Maßregel war ich bei dem Geschäft so ziemlich ohne Verlust herausgekommen und konnte noch dem Juden ein freiwilliges, nicht unansehnliches Geschenk machen.

Die Getreidepreise fielen noch bis gegen Ende August, um dann für vierzehn Tage einen plötzlichen und gewaltigen Aufschwung zu nehmen. Auch ich war in den Tagen dieser Strohfeuerconjunctur sehr thätig, konnte in den ersten Tagen des September einige Last Weizen mit 100 bis 150 Gulden Nutzen nach England verkaufen und blieb, als mit der Post am achtzehnten der große Rückschlag eintraf, zwar mit einigen hundert Last sitzen, konnte aber den Verlust mit dem bereits gemachten Gewinn ziemlich ausgleichen.

Mein Holzgeschäft, welches in diesen Jahren recht lebhaft ging, hatte mich in Verbindung mit dem russischen General Uwarow gebracht, einem reichen Waldbesitzer, welcher in jener Zeit die größten und schönsten Partieen eichener Planken nach Danzig zu bringen pflegte, und von welchen ich einzelne auch schon in den Jahren 1819 und 1820 für die englische Marine gekauft hatte. Der General hatte aber in dem Jahre 1821 ein bedeutendes Quantum dieses Holzes statt nach Danzig nach Memel gebracht, und sein Danziger Bevollmächtigter forderte mich auf, in seiner Gesellschaft nach Memel zu reisen, die Waare zu prüfen und eventuell auch dort zu kaufen. Zu diesem Ankauf gehörten 25 000 Thaler baar oder in guten Wechseln auf Berlin. Ich schaffte das Geld vermittelst Blancotratten an und suchte Wechsel auf Berlin zu erhalten, weil ich mit einer so großen Summe baaren Geldes nicht reisen wollte. Ich ersuchte daher das einzige Danziger Haus, Tönniges und Konopacki, das mir seines ansehnlichen Vermögens wegen als das geeignetste erschien, mir für mein baares Geld Wechsel auf Berlin zu verkaufen. Da mir dasselbe aber mein Anliegen abschlug, mußte ich mir Kassenanweisungen verschaffen und also doch mit einer großen Summe Geldes die Reise antreten. Als ich in Memel angekommen war, zerschlug sich indessen das Geschäft, und ich mußte nach acht Tagen unverrichteter Sache mit meinem baaren Gelde die Rückreise wieder antreten. Ich nahm mit einem Danziger Landsmann, der sich in Memel aufhielt, zusammen Extrapost, mit der wir auf der zwölf Meilen langen, schmalen Erdzunge, Kurische Nehrung genannt, auf der die Räder unseres Wagens, des tiefen Sandes wegen, zur einen Hälfte in der See gingen, nach Pillau fuhren.

Es war eine stockfinstere Novembernacht, und man hatte uns in Memel schon Furcht gemacht, daß wir leicht in sogenannten Triebsand gerathen könnten. Dies geschah nun Gott sei Dank nicht; dagegen hätte unser Postillon bei der großen Dunkelheit beinahe einen uns entgegenkommenden Reiter mit der Deichsel aufgespießt. Dieser entpuppte sich als ein Postillon der Estafette, der einen Brief an Herrn Beerbom zu überbringen hatte, und da sich der Adressat wahrscheinlich schon auf der Reise nach Königsberg befände, alle Reisenden nach dem Herrn Beerbom fragen, eventuell ihm den Brief abgeben sollte.

„Ist der Brief aber nicht vielleicht an einen Herrn Behrend?" fragte ich den Postillon.

„Wohl möglich. Ich habe ein schlechtes Namengedächtniß", antwortete derselbe.

Ich bat mir nun den Brief von ihm aus, doch war es bei der Dunkelheit unmöglich, die Adresse zu lesen, und ich mußte den Postillon mit vieler Mühe bewegen, mir bis zum nächsten Posthause zu folgen, um zu constatiren, ob der Brief an mich oder einen Andern wäre.

Auf der Poststation angelangt, trat ich mit dem Briefe in der Hand eiligst in das Haus und sah beim Scheine einer Laterne, daß der Brief allerdings an mich gerichtet war. Zu meinem größten Erstaunen erfuhr ich aus ihm, daß das große Handelshaus Tönniges & Konopacki in Danzig, von welchem ich noch für die in meinem Koffer baar liegenden 25 000 Thaler Wechsel auf Berlin hatte nehmen wollen, sich für fallit erklärte.

Trotzdem mir ein gutes Glück den Verlust meines Geldes erspart hatte, wurde mir doch sofort klar, daß durch dieses Fallissement auch der Credit aller anderen Danziger Häuser tief erschüttert werden mußte, und daß es meine nächste, schwere Aufgabe sein würde, mit aller Energie gegen das nun hereinbrechende Unglück anzukämpfen. Ich eilte daher so schnell als möglich über Königsberg nach Danzig, wo ich alles in der größten Verwirrung und Rathlosigkeit fand. Mein guter, aber etwas kurzsichtiger Socius hatte nicht nur an der Börse, sondern auch meiner Mutter gegenüber geäußert, daß es nicht ganz unwahrscheinlich sei, daß ich mich nach Empfang der betrübenden Nachrichten aus Danzig mit den 25 000 Thalern aus dem Staube gemacht hätte. Solchen ehrenrührigen Verdacht übelzunehmen hatte ich aber jetzt keine Zeit, war er doch nur ein Vorläufer von vielen ähnlichen Kränkungen, welche mir das Leben in den nächsten zwei folgenden Jahren verbittern sollten. Jetzt galt es allein dem einbrechenden Sturme Stand zu halten. Mein Haus war alles in allem 70 000 Thaler schuldig, und es war voraus-

zusehen, daß Rückzahlung verlangt werden würde, welche, da alle Activa nur schwer zu realisiren waren, im jetzigen Augenblicke kaum zu leisten war. Ein Glück war es daher immerhin, daß ich das Holz in Memel nicht gekauft hatte und mich im Besitz von 25,000 Thalern baarem Gelde befand, denn die Aufkündigungen des auswärtigen Credits fanden unverzüglich statt, und nur ein einziges Berliner Haus, C. W. Schulze, behielt Vertrauen zu uns und kündigte das uns geliehene Geld nicht.

Es mußten in den nächsten Wochen sechs angesehene Danziger Firmen ihre Zahlungen einstellen, nämlich: Henrik, Soermanns & Sohn, G. A. Böttcher Wwe., Joh. Carl Gnuschke, Aycke & Sohn, B. Mattieu und E. M. Grade. Da ich es in letzter Zeit schon vermieden hatte, von diesen Häusern Wechsel zu kaufen, so dringend ich auch zuweilen fremder Valuta bedürftig war, so verlor ich bei dem Concurs dieser Firmen garnichts. Hiermit war aber meine Rettung im Allgemeinen noch keineswegs gesichert, sie wurde im Gegentheil von Woche zu Woche zweifelhafter, da alle unsere Gläubiger, ja selbst der Stiefsohn von Almonde bei der ausgebrochenen Crisis auf Bezahlung der uns geliehenen Gelder drang.

Zu allem Unglück empfing ich noch die Nachricht, daß auch mein Schwiegervater Silber in Elbing in die Nothwendigkeit versetzt worden war, seine Zahlungen einzustellen. Außer einer unbeträchtlichen Summe, die ich selbst bei ihm verlor, war auch mein Freund Schulze in Berlin, der mir allein den Credit, wie erwähnt, nicht gekündigt hatte, bei diesem Concurse mit mehreren tausend Thalern betheiligt. Die Verhandlung mit den Gläubigern meines Schwiegervaters, mit denen es mir gelang, einen Accord zu Stande zu bringen, die Beschaffung von Geld, um meine eigenen Zahlungen bei dem allgemeinen Mißcredit mit möglichster Regelmäßigkeit zu leisten, erforderte von mir eine fast übermenschliche Anstrengung, und ich mußte halbe Nächte auf die Correspondenz mit Hamburg, Berlin und London verwenden. Die Danziger Börse hielt diesen Kampf gegen den Strom für sehr überflüssig und nutzlos und belächelte ihn, indem sie es für unbedachtsam meinerseits taxirte, meine Insolvenzerklärung noch länger zu verschieben.

Der Bankdirektor in Danzig, Jebens, der einen Sohn an eine meiner Schwägerinnen verheirathet hatte und dadurch mit der Familie Silber in Elbing in Verbindung getreten war, kam leider in dieser unglücklichen Zeit auch zu mir in ein ziemlich feindliches Verhältniß, da er die Masse meines Schwiegervaters den Gerichten übergeben wollte, was ich, wie schon erwähnt, verhinderte. Auch dieses Zerwürfniß mit dem Leiter des ersten Bankinstituts in Danzig war mir für die Ordnung

meiner Verhältnisse recht ungünstig. Sorge und Kummer hätten mich in dieser Zeit schier überwältigt, wenn nicht meine liebe Frau mit ihrem festen Gottvertrauen mir immer wieder Trost und Hoffnung zugesprochen, so daß ich mit neuem Muth meine Anstrengungen verdoppelte. Zunächst vermochte ich ein englisches Bankhaus zu bewegen, mir £ 2000 gegen Hypothek auf einen mir gehörigen Speicher, „König David" zu geben. Auch bewog ich das Haus Lutterot & Co. in Hamburg, dem ich 20,000 Mk. Banco schuldete, mir einen Aufschub von mehreren Monaten zu gewähren.

Der Finanzminister Rother, damals auch Präsident der Seehandlung, war zu dieser kritischen Zeit nach Danzig gekommen, um mittelst Bewilligung von Staatsgeldern den Häusern, die sich insolvent erklärt hattten, zu einem Vergleich mit ihren Gläubigern zu verhelfen. Die oben erwähnten, falliten Häuser erhielten gegen Verpfändung von Grundstücken namhafte Summen, mit denen sie sich im Wege des Accordes mit ihren Gläubigern auseinander setzen konnten. Den Handelshäusern aber, welche sich nicht insolvent erklärt hatten, wurden solche Unterstützungen in der Regel nicht bewilligt. Ich bemühte mich aber, für mein Haus eine Ausnahme von dieser Regel zu erlangen. Da der Bankdirector Jebens die Verhandlungen darüber einzuleiten hatte und ich mit diesem, wie schon erwähnt, eben nicht freundlich stand, so war die Aussicht, eine Unterstützung für mein Haus aus Staatsmitteln zu erhalten, sehr problematisch. Ich ging aber doch zu dem Bankdirektor hin und suchte eine Aussöhnung oder wenigstens eine Verständigung anzubahnen, was mir auch mit einiger Mühe gelang, und er versprach, sich für mich bei Rother zu verwenden, daß mir die Bank auf 500 Last, die ich schon bei ihr verpfändet hatte, einen weiteren Lombardcredit von 23 Thalern per Last bewilligte. Dieses Geld vervollständigte nun diejenigen Summen, deren ich bedurfte, um die auf mich von allen Seiten eindringenden Forderungen zu befriedigen.

Da aber trotzdem die ehrenrührigsten Gerüchte über meine bevorstehende Insolvenz in der Stadt umliefen, glaubte ich, durch ein Inserat in der Danziger Zeitung, durch welches ich alle Gläubiger aufforderte, sich in meinem Comptoir zu melden, um sofortige Zahlung zu erhalten, meinen Credit einigermaßen zu befestigen

Dieses war, wie ich später einsah, eine Thorheit. Meine Schulden am Platze waren schon bezahlt, die auswärtigen Gläubiger aber, die mir Indult versprochen, hätten wahrscheinlich bei einer etwaigen Meldung ihr Geld nicht erhalten. Es hatte mir diese Bekanntmachung eher geschadet, als genützt, und meine Wechsel wurden um nichts verkäuflicher.

Die Lehre aber konnte ich aus der ganzen Sache entnehmen, daß man in dergleichen Fällen Veröffentlichungen möglichst vermeiden muß.

Nach einem so traurig verlebten Winter unter stetigen Sorgen für meine Zukunft und täglichen Kränkungen von Seiten meiner Mitbürger kam endlich das Frühjahr und mit ihm die Wiedereröffnung der Schiffahrt heran. Allein auch diese brachte keine wesentliche Verbesserung meiner Lage, und wenn auch durch den Gewinn einiger realisirter Holzbestände die großen Zinsen an die Bank gezahlt werden und unsere beiderseitigen Haushaltungen im Gange erhalten werden konnten, so war von eigentlichen gewinnreichen Unternehmungen doch nicht die Rede, denn der Getreidehandel lag total danieder, und ich hatte 500 Last Weizen ziemlich hoch bevorschußt auf Lager.

Am 26. April 1822 habe ich noch einen Zuwachs meiner Familie zu verzeichnen. Es wurde mir nämlich an diesem Tage ein Sohn, dem wir den Namen Max gaben, geboren.

Außerdem aber mußte ich meiner Mutter, die mit ihren unversorgten Töchtern in meinem Hause wohnte, da der Pächter des Gutes Rexin die Pacht nur zum geringsten Theile bezahlte, durch fortgesetzte Vorschüsse den Haushalt bestreiten helfen.

So war mein Leben in diesem Jahre ein fortwährender, harter Kampf und die Arbeit eines mit verschlingenden Wellen kämpfenden Schwimmers. Erst im Jahre 1823 schien sich der Horizont etwas aufklären zu wollen. Der Holzhandel nahm einen lebhaften Aufschwung, und ich wurde Commissionär der bedeutendsten Londoner Holzfirmen, welche auch die Anregung dazu gaben, daß man in Danzig selbst die zum Holztransport nöthigen Schiffe baute. Sie selbst betheiligten sich an diesem Bau zur Hälfte und ließen durch mich Interessenten für den übrigen Antheil werben. Da gab es denn manchen hübschen Gewinn, aber die Verzinsung fremder Capitalien erforderte doch noch immer große Summen, und auch die Anforderungen, die unsere Familien an die Casse des Handelshauses machten, waren derartig gewachsen, daß ich mir ernstlich vornahm, sie zu beschränken.

Der schlecht zahlende Pächter von Rexin wurde entfernt und meine Mutter mit ihren Töchtern veranlaßt, auf das Gut zu ziehen, um es selbst zu bewirthschaften. Ihr zur Hülfe wurde ein äußerst tüchtiger Administrator in der Person meines nachherigen Schwagers Bertram gewonnen. Das Wohnhaus in Rexin, zwar nur aus Holz gebaut, wurde wohnlich eingerichtet, in der Absicht, meine ganze Familie zur Verminderung der jährlichen Ausgaben, jedenfalls in den Sommermonaten, den Umständen nach aber auch ununterbrochen dort wohnen zu lassen.

Als man mich so zwei Jahre lang meine Verpflichtungen regelmäßig erfüllen sah, als man gewahr wurde, daß ich, hoffend auf eine bessere Zukunft des Handels, mich sogar beim Schiffsbau betheiligte, da fing auch zu meiner großen Freude mein Credit an sich einigermaßen zu heben. Ich athmete auf und schöpfte wieder frischen Muth, obgleich ich mir nicht verheimlichen konnte, daß ich immer noch auf unsicheren Füßen stände.

Im Jahre 1824 hatte sich in Frankreich und England eine große Lust zum Bauen eingefunden, sodaß noch niemals soviel Bauholz nach diesen Ländern abgesetzt worden war, und am Ende des Jahres ein ansehnlicher Gewinn aus dem Holzhandel resultirte.

In diesem Jahre, am 25. März, wurde mir eine zweite Tochter geboren, die wir Selma nannten, und nach der ich ein in Elbing erbautes Schiff taufte, welches den Stürmen und Klippen auf verschiedenen Meeren lange Jahre hindurch glücklich entgangen ist.

Die Sommermonate brachte meine Familie in Rexin zu, wohin auch ich mich zu meiner Erholung am Sonnabend Nachmittag zu begeben pflegte, um bis Montag dortzubleiben.

Im Dezember des oben erwähnten Jahres hatte ich eine Geschäftsreise nach England zu machen, welche ich in Begleitung eines Freundes über Paris, Calais und Dover unternahm.

Während meines Aufenthalts in der Hauptstadt Frankreichs tauchten begreiflicherweise manche Erinnerungen an das in früherer Zeit Erlebte in mir auf. Natürlich erkundigte ich mich auch nach Monsieur und Mamdame Conteaux und erfuhr, daß ersterer als Consul auf den jonischen Inseln angestellt sei, Madame dagegen, die mehrere Jahre hindurch Inhaberin eines größeren Gasthofes gewesen war und dadurch ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, nunmehr in einem, ihr gehörigen Hause als Rentiere lebe.

Neugierig begab ich mich nach ihrer Wohnung, die ich bald ausgekundschaftet hatte. Auf mein Klopfen öffnete mir ein schlanker, junger Mann in der Uniform der Zöglinge der Militärschule, in welchem ich gleich meinen früheren Schüler Adrien erkannte, die Thüre, und bat ich diesen, mich seiner Mutter zu melden. In dem Salon, in den ich von einem Diener geführt wurde, sah alles sehr reich und elegant aus. Man ließ mich fast eine Viertelstunde warten, ehe die Hauseigenthümerin in ihrer bekannten Flanelljacke, die schwarzen Haare immer noch à l'enfant frisirt, aber übrigens doch recht verändert, erschien. Die Statur war etwas zusammengeschrumpft, verschwunden war auch der zuweilen ganz angenehme Gesichtsausdruck. Die ganze Erscheinung hatte etwas phan-

taftisches, unheimliches, man könnte sagen hexenartiges. Madame empfing mich sehr kalt, unfreundlich und von oben herab. Ich bemühte mich zwar im Laufe des Gesprächs durch die Erinnerung an manche gemeinsame Erlebnisse ihr Theilnahme abzugewinnen und den Ton anzuschlagen, den sie selbst früher in der gesellschaftlichen Konversation so sehr geliebt hatte, allein sie ging auf nichts ein und blieb steif und förmlich. Auch der junge Mann, ihr Sohn, betheiligte sich wenig an unserer Unterhaltung. Ich nahm zuerst an, daß ihr mein Besuch vielleicht augenblicklich irgend einer anderen Beschäftigung wegen nicht passe und lud mich für den nächsten Tag zum Frühstück ein, in der Hoffnung, dann über ihre jüngsten Lebensschicksale etwas Näheres zu erfahren. Sie erklärte sehr erfreut zu sein, mich Morgen wieder empfangen zu können, worauf ich mich bald empfahl.

Als ich mich am andern Tage zur befohlenen Stunde einstellte, setzte sie mir Austern und ein Glas Wein vor, und obgleich sie etwas gesprächiger als am vorigen Tage war und namentlich von den Talenten ihres Sohnes Adrien und von dem schlechten Cours einiger Papiere, die man ihr aufgeschwatzt hatte, in alter Weise erzählte, blieb sie doch im Ganzen, was ihre Lebensschicksale in letzter Zeit anbetraf, sehr zurückhaltend. Als ich mich dann empfahl und sagte: „Je pars Madame dans trois ou quatre jours mais avant de partir, vous me permettrez bien, de venir encore vous faire mes adieux“, antwortete sie schnippisch und höhnisch: „Et si vous les faisiez desuite?“

Diese Impertinenz war mir denn doch etwas zu stark, und ich verließ achselzuckend, mit stummer Verbeugung, Zimmer und Haus.

Ich habe sie nie wieder gesehen und nur etwa acht Jahre später erfahren, daß der von ihr über alles geliebte Sohn Adrien bei der Belagerung von Antwerpen gefallen sei. Wie muß die Nachricht von diesem Unglück auf die Frau, welche ihr ganzes Lebensglück in dem einzigen Kinde gefunden hatte, niederschmetternd gewirkt haben!

Nachdem ich noch London, Newcastle und Liverpool besucht hatte und nicht ohne Erfolg für die Ausbreitung meiner Geschäftsverbindungen thätig gewesen war, kehrte ich über Ostende nach Danzig zurück und fand meine Familie, welche auch den Winter über auf dem Lande zugebracht hatte, zufrieden und gesund.

Auch den Sommer verlebten wir in Rexin, zogen dann aber aus der kostspieligen Wohnung in der Brodbänkengasse wieder in unsere kleine Wohnung in der Hundegasse zurück, denn das Getreidegeschäft lag noch immer gänzlich darnieder, und Einschränkungen im Haushalt waren durchaus geboten. Der Preis des Roggens fiel beispielsweise im Sommer des Jahres 1825 bis

auf 155 fl. per Last, und nur eine Ordre auf 300 Last Weizen konnte ich mit einem Gewinn von ca. 1500 Thalern ausführen, da ich das Quantum Weizen von einem polnischen Gutsbesitzer für 160 fl. per Last kaufte.

Das folgende Jahr 1826 war in geschäftlicher Hinsicht nicht besser als die vorigen, und meine Vermögensverhältnisse verschlechterten sich zusehends. Auch in meiner Familie gab es Betrübniß und Kummer, da mein Sohn Emil, dessen Geburt ich mitzutheilen vergessen habe, am 19. Mai im Alter von zwei Jahren an Krämpfen starb.

Alle diese traurigen Ereignisse im Geschäft und in der Familie hatten schon damals, in meinem 37. Lebensjahre, mein Haar ergrauen gemacht. Eine Freude jedoch wurde mir noch durch die Geburt eines vierten Sohnes, welchem wir den Namen Bernhard gaben, zu Theil.

Auch das Jahr 1827 war für den Handel ein äußerst schlechtes, und obgleich ich mich rührte und anstrengte, so viel ich konnte, ja selbst nach Polen reiste, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen, ließ sich doch nichts erwerben. Die ganze Handelsstadt Danzig schien nach und nach zu verarmen. Da man mich aber fortwährend und unermüdlich thätig sah, wurde mein Credit, sowohl in Danzig wie in Folge davon auch auswärts, ein größerer, als ich ihn vielleicht verdiente.

Im nächsten Jahre wurde mir eine dritte Tochter geboren, welche wir Zoe tauften. Sie war unser siebentes Kind. Am Leben waren: Heinrich, Rose, Max, Selma, Bernhard und Zoe.

Mit dem Jahre 1828 trat ein Wendepunkt meines Schicksals ein, und es wurde eines der bedeutendsten in meinem ganzen Leben. Ich habe in einem französischen Buche den Ausspruch gefunden, „daß ein Vermögen vor dem vierzigsten Lebensjahre erworben sein müsse, da dies in späteren Jahren nicht mehr zu erwarten sei". Im Jahre 1828 sollte ich nun gerade mein vierzigstes Lebensjahr erreichen. Das Schicksal mußte also eilen, wenn es mich nach zwölf Jahren fruchtloser Anstrengungen noch im dreizehnten ein Vermögen erwerben lassen wollte. Vorläufig sah bei Eröffnung der Schifffahrt die Sache nicht danach aus, als ob man bessere Zeiten erwarten dürfe.

In meinem Hause gab es Kummer und Trübsal auch für meine arme Frau, da unser Sohn Bernhard ebenfalls an Krämpfen erkrankte und uns wieder genommen wurde.

Um nun meine Frau etwas aufzurichten, beschloß ich, mit ihr, meinen beiden ältesten Kindern, Heinrich und Rose, sowie mit meiner Schwägerin, die nachher den Gutsbesitzer Rümker heirathete, eine Erholungstour nach der sächsischen Schweiz zu machen.

Es war dies die erste Vergnügungsreise, die ich in meinem Leben machte, und ich hatte von ihr durch die Empfänglichkeit meiner Kinder für das Neue, was sie sahen, einen großen Genuß. Nachdem wir rüstig und munter die Bastei und den Winterberg bestiegen, und uns an den Naturschönheiten des Plauenschen Grundes und der Elbgegend überhaupt erfreut hatten, kehrten wir gegen Ende Juni nach Danzig zurück, wo sich indessen die Verhältnisse noch immer nicht bessern wollten, und ich versank nach meiner Rückkehr nach reiflicher Prüfung meiner Lage in eine tief hypochondrische Stimmung.

So erinnere ich mich mit meinem Nachbar und Freund Alexander Gibson, die damaligen Verhältnisse erwägend, zu der Ueberzeugung gelangt zu sein, daß der Danziger Handel mit schnellen Schritten seinem gänzlichen Verfall entgegengehe.

Wenige Tage nach diesem Gespräch trafen Nachrichten aus England ein, nach denen sich die disponiblen Getreidevorräthe daselbst sehr verringert hatten und in denen die Befürchtung ausgesprochen wurde, daß sich ohne eine sehr reiche, neue Ernte ein bedeutender Bedarf an fremdem Getreide daselbst einstellen würde. Seit 1820, also seit acht Jahren, war Weizen mit Nutzen in England einzuführen auch der hohen Eingangszölle wegen faktisch unmöglich gewesen.

Bloß auf diese obigen Gerüchte hin kaufte ich Ende Juni 150 Last ordinären Weizen zum Preise von 225 fl. per Last, ferner weitere 150 Last zu 220 fl. und 230 fl. und schickte beide Posten nach Amsterdam, ohne mich besonderer Hoffnung hinzugeben, daß mit diesem Unternehmen ein bedeutendes Geschäft gemacht werden würde.

Im Laufe des Juni wurde aber den Engländern die Unzulänglichkeit ihrer Getreidevorräthe immer klarer, und eine eingetretene Regenzeit schien auch die Besorgniß für das im Felde stehende Getreide zu rechtfertigen, so daß die Meinung für Getreide sich entschieden besserte und einige, lang entbehrte Aufträge nach Danzig gelangten.

Auf unsern Speichern lagen, wenn ich nicht irre, mehr als 40 000 Last Weizen, die alle den Eigenthümern von der königlichen Bank ansehnlich bevorschußt waren. Ich selbst besaß noch 300—400 Last alte Vorräthe, welche zwar mit nur 270 fl. zu Buch standen, aber Anfang dieses Jahres nicht mehr wie 200 fl. werth waren. Die bedrängte Lage der Eigenthümer, denen es schwer wurde, Lagerkosten und Zinsen für ihre Weizenvorräthe zu bezahlen, veranlaßte sie, da nun endlich eine Nachfrage von auswärts eintrat, ihre großen Bestände auf den Markt zu werfen und wurde dadurch ein zu rascher Aufschwung der Platzpreise verhindert. Ich selbst aber verkaufte von meinem Lager nichts, sondern

kaufte noch zu steigenden Preisen weiter fort, da ich, ganz abgesehen von den Besorgnissen für die bevorstehende Ernte, auf die zusammengeschmolzenen, englischen Vorräthe spekulirte. Da nun im August nicht nur in England, sondern auch in Frankreich und Holland regnerische Witterung eintrat, so stiegen die Weizenpreise bis auf 400 fl. Vermöge meines jetzt befestigten Kredites war es mir möglich geworden, das bedeutende Quantum von 1200 Last Weizen zusammenzubringen. Obgleich ich bei dem Preise von 400 fl. schon Mitte August in der Lage gewesen wäre, einen ansehnlichen Gewinn zu realisiren, da mir meine Bestände im Durchschnitt nicht über 300 fl. zu Buch standen, beschloß ich doch diesmal, meinem Grundsatz, kleine Gewinne mitzunehmen, untreu zu werden, und einen größeren Schlag zu machen, um die vergeblichen Anstrengungen der letzten dreizehn Jahre auf einmal wieder gut zu machen. Da es beinahe unausgesetzt weiterregnete und die Preise am 27. August schon auf 450 fl. gestiegen waren, hätte ich jetzt gerne mein großes Lager realisiren mögen, wenn es bei den enormen Vorräthen in Danzig nicht immer noch leichter zu kaufen, als zu verkaufen gewesen wäre.

Am 28. August war ich des Abends in einer Gesellschaft Danziger Kaufleute, in welcher ein Langes und Breites über das Weizengeschäft verhandelt wurde, und als auch ich die Ansicht aussprach, daß es nun wohl Zeit sei, seine Vorräthe zu verkaufen, theilte mir mein Freund Eggert im Vertrauen mit, daß ihm ein großes Danziger Haus seine bedeutenden Vorräthe für einen hohen Preis schon abgekauft habe, wahrscheinlich, um damit weiter Geschäfte zu machen, da ein Agent des großen Pariser Hauses A. Darblay angekommen wäre, der beauftragt sei, für Rechnung der französischen Regierung größere Weizenankäufe zu machen. Herr Heidfeldt, der Chef des Hauses Soermann & Sohn, sei wohl schon vorher von der Ankunft unterrichtet gewesen und habe deshalb große Vorräthe aufgekauft.

Ich war durch alle diese Nachrichten zwar nicht überrascht, aber doch aufgeregt und brachte eine völlig schlaflose Nacht zu. Am andern Morgen ließ sich der Associé des Hauses Albrecht & Co., Herr Grade, bei mir melden und bat mich, nicht an Soermann, sondern an sein Haus meine Vorräthe an Weizen zu verkaufen. Ich entgegnete, daß ich ihm von meinen Vorräthen die Hälfte, also 600 Last, und zwar nicht von der besten Qualität, für den höchsten Preis, der an der Börse Mittags 1 Uhr bezahlt werden würde, überlassen wolle. Herr Grade war damit einverstanden und erbat sich Proben, deren Absendung ich auch sofort anordnete. Gegen 12 Uhr Mittags suchten mich die Herren Albrecht und Grade auf der Börse auf und erklärten, daß ihr Committent die

Proben für befriedigend gefunden und mir den Preis von 550 fl. pro Last von 55½ Scheffel biete. Ich acceptirte und erbat mir sofort einen Schlußzettel über 585 Last zu 550 fl.

Mit diesem Schlußschein in der Hand lief ich erfreut auf mein Comptoir, wo mein erster Commis Teubner herausrechnete, daß wir durch dieses Geschäft ca. 50,000 Thaler gewonnen hätten. Nur wunderte sich derselbe, daß ich nicht auch die übrigen 550 Last Weizen, die noch auf meinem Speicher lagen, gleichfalls verkauft habe, da, wenn die französische Nachfrage aufhören würde, die Preise auch wieder fallen müßten. Zwar gab ich Herrn Teubner in der Sache Recht, jedoch in Anbetracht dessen, daß die noch lagernden 550 Last sehr viel besserer Qualität waren, beschloß ich, vorsichtig zu sein, und auf der Börse, zu der ich wiederum eilte, einen höheren Preis für diese Qualität zu fordern.

Dort angekommen, trat mir wieder Herr Albrecht entgegen und erzählte mir, daß ich meinen Weizen noch gerade vor Thoresschluß an ihn verkauft habe, denn eben sei ein Courier für den Agenten des Pariser Hauses eingetroffen, welcher ihn beorderte, keine weiteren Ankäufe mehr zu machen. Mit diesem Bescheide mußte ich nun die Börse wieder verlassen, konnte mir auch keine Vorwürfe über das Mißlingen des letzteren Geschäftes machen, und war im Herzen erfreut, daß meine Zukunft nun doch gesicherter erschien.

Meine Frau, der ich Alles mittheilte, nahm die guten Nachrichten in der ihr eigenthümlichen, ruhigen, heitern Weise auf, die ich an ihr schon gewöhnt war, und freute sich meines Glückes mehr als Ergebniß meiner eifrigen Arbeit, als in der Aussicht einer Verbesserung unserer Lage.

Meine Aufgabe war nun zunächst, nach einer gewonnenen Schlacht den Sieg auch zweckmäßig auszunutzen.

Mitte September ergab sich zu meiner Freude, daß im Getreidegeschäft außer den so plötzlich gewonnenen 50,000 Thalern noch weitere 15,000 Thaler in den letzten zwei Monaten erworben waren, und daß 600 Last guter Weizen auf den Speichern lagerte, deren Kosten nicht mehr als 300 fl. per Last betrugen, und welche bei einem eventuellen Verkauf zu 550 fl. noch einen weit größeren Gewinn herbeiführen mußten.

Einen so bedeutenden Verdienst mußte ich aber mit einem Associé theilen, der kaum etwas davon erfuhr und höchst selten Comptoir und Börse besuchte. Diese Erwägung brachte mich auf den Gedanken, eine Trennung von meinem Associé wenigstens zu versuchen, obgleich ich mir nicht ver-

hehlte, daß die Sache ihre Schwierigkeiten haben würde, doch der Gedanke daran verließ mich von Stund an nicht mehr.

An der Börse war die Stimmung eine sehr getheilte, da Einige die Ankäufe der französischen Regierung nur für ein Vorspiel einer weiteren Conjunctur im Getreidehandel hielten, Andere aber durch die unterbrochenen Ankäufe von Getreide in Frankreich und durch die niedrigen englischen Limiten von 420 fl. sehr flau gestimmt waren. Da ich mehr zu den Letzteren gehörte, war meine Verwunderung nicht gering, als mir in den nächsten Tagen ein bekannter Kaufmann ein nicht unbedeutendes Quantum Weizen zu 530 fl. per 60 Scheffel abnahm. In den nächsten Tagen trafen auch sehr schlechte Berichte aus England ein, da einige Tage heiteren Wetters die dortigen Getreidehändler zu der sanguinischen Meinung veranlaßt hatten, es würde nun doch eine reiche und schöne Ernte eingebracht werden. Auf diese Berichte hin trat eine vollständige Entmuthigung ein, und alle Umsätze in Getreide nahmen ein Ende.

Zu meiner Verwunderung erhielt ich trotzdem von meinem Agenten in Paris den Auftrag, 2000 Last Weizen für die französische Marine zu dem limitirten Preis von 400 fl. per Last anzukaufen. Ich sollte meine Bereitwilligkeit, diese Ordre auszuführen, sofort per Estafette nach Paris melden, da, wenn meine Zustimmung zu diesem Geschäft nicht schon bis zum 15. September dort angelangt sei, die Marine-Verwaltung sich an ihren Auftrag nicht binden wolle. Ich erhielt diese Ordre aber erst am 9. September und mußte die Estafette daher mit der Bestätigung des Geschäftes noch am nämlichen Tage abgeschickt werden. Dasselbe schien mir nach all den flauen, englischen Berichten kein ungünstiges, da es wahrscheinlich war, daß in Folge der großen Vorräthe, die in Danzig lagerten, die Preise voraussichtlich noch weiter fallen würden. Ich glaubte daher den Vorschlag der französischen Regierung annehmen zu müssen. Allein das große Quantum von 2000 Last für alleinige Rechnung zu kaufen war doch etwas gewagt, und auf eine theilweise Ausführung des Auftrags hätte sich die Marine-Verwaltung schwerlich eingelassen. Ich kam deshalb auf den Gedanken, meinen Freund Abegg zur Theilnahme an diesem Geschäft aufzufordern. Mit einigen sehr flauen Berichten aus England, die ich des Morgens erhalten hatte, ging ich zu ihm auf das Comptoir, und er unterzeichnete ein Uebereinkommen, wonach er mit mir auf halbe Rechnung den Ankauf von 2000 Last Weizen zu 400 fl. per Last für die französische Marine übernahm. Um zwölf Uhr war der Contrakt aufgesetzt und unterschrieben, worauf Abegg ihn zur Post bringen ließ, von wo er sogleich per Estafette nach Paris gesandt werden sollte.

Ganz zufrieden mit unserm vermeintlich vortheilhaften Geschäft eilten Abegg und ich auf die Börse, um unsere Einkäufe zu machen. Hier waren wir erstaunt, zu vernehmen, daß unsere bedeutendsten Commissionshäuser ebenfalls Weizen zu kaufen suchten und zwar für 15 bis 20 fl. höhere Preise, als wir sie bezahlen wollten, sodaß die besten Gattungen wieder auf 400 fl. und darüber standen. Ohne mich lange zu besinnen, fragte ich Abegg, ob er glaube, daß die Estafette schon abgegangen sei. Er meinte, daß es wohl möglich sei, da der Brief schon vor 20 Minuten zur Post gebracht sei.

„Schicken sie sofort Jemand nach der Post", sagte ich, „und bitten Sie sich den Brief, falls die Estafette noch nicht abgegangen ist, zurück, unter der Ausrede, daß sie demselben noch etwas hinzufügen wollen".

Gesagt, gethan, und nach fünf Minuten kehrte der Bote mit unserem Briefe zurück, mit dem der Postillon eben hatte fortreiten wollen. Er wurde sogleich vernichtet, und die Lieferung unterblieb. Wir hätten damit auch ein ungemein schlechtes Geschäft gemacht, denn wir berechneten, daß jeder von uns dabei mindestens 30,000 Thaler verloren haben würde.

Unmittelbar nach diesem Vorfall führte ich aber den schon früher gefaßten Entschluß aus, meinem Compagnon eine Trennung vorzuschlagen. Die Eröffnung hiervon wurde gut aufgenommen, nachdem ich ihm vorgerechnet hatte, daß er nach seinem Ausscheiden ein Kapital von 40,000 Thalern aus der Handlung erhalten würde. Wir hatten an unveräußerlichen Gegenständen nur Schiffsantheile und einen Speicher, den schon genannten „König David", welcher uns 19,000 Thaler gekostet hatte. Wir kamen überein, daß von Almonde den Speicher mit 12,000 Thaler übernehmen und ich die Schiffsantheile zum Buchpreise behalten sollte, in allem Uebrigen wollten wir gemeinschaftlich liquidiren.

Schon am 15. September wurde zur großen Ueberraschung der Danziger Kaufleute unsere Separation publicirt, die Firma Almonde & Behrend wurde gelöscht, ich übernahm Activa und Passiva der aufgelösten Handlung und gründete ein neues Geschäft für alleinige Rechnung unter der Firma: Theodor Behrend & Co.

Diesem Hause, welchem ich seit einer langen und nicht unglücklichen Reihe von Jahren als Chef vorstehe, wünsche ich eine weitere Reihe von Jahren, in welchen es sich Ansehen und Einfluß bei der Kaufmannschaft durch rechtliche Handlungen und treue Erfüllungen des gegebenen mündlichen und schriftlichen Wortes erwerben möge.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die Trennung von meinem Associé gerade in diesem Jahre ein besonderer Glücksfall war, denn ich kaufte nun für alleinige Rechnung weiteren Weizen zu dem billigen Preise

von 370 und 380 Gulden, welcher Ende October oder Mitte November bereits den Preis von 750 fl. erreicht hatte. Bei solcher Conjunktur wurde natürlich die Liquidation und Auseinandersetzung mit meinem Associé Almonde eine leichte. Auch die im Frühjahr gemeinschaftlich nach Amsterdam gesandten 150 Last Weizen wurden bis zum October gehalten und brachten uns noch zusammen einen Gewinn von 20,000 Thalern.

Unter der neuen Firma gelang es mir bald neue, wichtige Verbindungen im Getreidehandel anzuknüpfen, namentlich in England mit dem Hause Kingsford & Lay, sodaß ich in Folge davon einen Commis mit einer Masse von Aufträgen nach Polen schicken konnte, um Frühjahrsabschlüsse für Getreide zu machen.

Der Bücherabschluß kam heran, und es stellte sich heraus, daß ich ein Vermögen von nahezu 200,000 Thalern besaß.

Am Sylvesterabend aber gedachte ich in tiefer Rührung und mit aufrichtiger Dankbarkeit gegen die Vorsehung der merkwürdigen Wechselfälle dieses Jahres, deren Wendung zum Guten ich jedoch nicht meiner eigenen Klugheit allein zuschreiben durfte. Nie wird man es hienieden ergründen, auf welche Weise eine unsichtbare Hand unsere Geschicke lenkt und führt, ohne unsere Freiheit zu behindern. Vielleicht fehlt an unserer ganzen Erkenntniß nur der Punkt auf dem i — die Erde wird untergehen und der Punkt nie gesetzt werden.

Wenn Goethe sagt, „daß der Mensch das, was er in der Jugend wünscht, im Alter die Fülle hat", so ist mit diesem Ausspruch ein tiefer Blick in das Getriebe aller irdischen Dinge gethan. Dieser Gedanke läßt sich auch noch anders so ausdrücken, „daß man sicher erreicht, was man erstrebt, wenn man mit gehöriger Ausdauer nur sein Ziel im Auge behält, daß aber leider die moralische Kraft in der Regel vor dem Erfolge zu erlahmen pflegt. Sobald Wille und Geschicklichkeit im richtigen Verhältniß zu einander stehen, erreicht man immer das, was die Menschen Glück zu nennen pflegen. Wer aber mehr will, als er kann, wird wie Ikarus seine Kühnheit mit einem tiefen Fall zu büßen haben, und wer durch Wankelmuth und Unentschiedenheit seine Anlagen unentwickelt läßt, wird überholt.

Solche oder ähnliche Gedanken gingen in den ersten Tagen des neuen Jahres oft durch meinen Kopf, und es stellte sich eine Art Furcht bei mir ein, das Glück noch ferner herauszufordern, da es mir schon alles gewährt zu haben schien, was ich vernünftiger Weise beanspruchen konnte. Der Getreidehandel in Danzig schien mir damals gefährlich, da er den Armen in so kurzer Zeit reich, den Reichen aber bei aller kaufmännischen Geschicklichkeit auch wieder arm machen konnte.

Heute, nach weiterer jahrelanger Erfahrung, möchte ich die Richtigkeit meiner damaligen Ansicht bezweifeln, denn trotz der großen Wandelbarkeit der Preise ist das Getreidegeschäft doch kein Hazardspiel. Eine richtige Beurtheilung der Verhältnisse macht es auch dem wenig Bemittelten, aber rastlos Arbeitenden möglich, selbst über seine Mittel hinaus Getreidegeschäfte zu machen, wenn er es nur vermeidet, bei schon übermäßig hohen Preisen seine Ankäufe zu machen. — Ich war aber einstweilen doch müde geworden, da die Anstrengungen des vergangenen Jahres groß gewesen und meinen Nerven übel mitgespielt hatten. Mir graute vor einer Wiederholung so stürmischer Hoffnungen und Befürchtungen mit ihrem Gefolge von schlaflosen Nächten und mit dem unausgesetzten Bestreben, Geld zu erwerben, das alles wahre Gemüthsleben in mir allmählig zu vernichten drohte. Mein Haar war in diesem einen Jahre grau geworden, und ich mußte befürchten, bei der unaufhörlichen Jagd, mir die Mittel zu einem unabhängigen Leben zu verschaffen, das Leben selbst zu verlieren.

Vorläufig zogen aber noch öffentliche Angelegenheiten mich von solchen Gedanken ab, da ich zum Abgeordneten des Provinzial-Landtags der Provinz Preußen gewählt worden war, dessen Sitzungen ich im Februar während sechs Wochen in Königsberg beiwohnen mußte. Ich will von diesem Landtage Einiges erzählen und hoffen, daß die damalige Entwickelungsstufe politischer Bildung einer späteren Generation recht kindlich vorkommen möge, so daß sie in vierzig oder fünfzig Jahren auf diese Anfänge mit dem Gefühl der Superiorität herabblicken könne, mit der etwa ein viel Belesener die Abmühungen eines A-B-C-Schützen betrachtet.

In Königsberg war seit der im Jahre 1824 ins Leben getretenen Institution der Provinzialstände der dritte Provinzial-Landtag zusammen berufen worden und es fand sich dort eine bunte Gesellschaft von Abgeordneten zusammen. Da waren in Vorurtheile befangene Rittergutsbesitzer, Mühlenbesitzer, Dorfschulzen, Industrielle und kleine Kaufleute, welche bei jeder Gelegenheit die Gerechtsame ihres eigenen Standes hervorzukehren sich bemühten. Andere auch freilich waren unter uns, die von ihrer Pflicht als Abgeordneter eines Provinzial-Landtages schon einen etwas klareren Begriff hatten und bei denen sich sogar eine Rednergabe prognosticiren ließ. Doch im Allgemeinen sprach man wie einem der Schnabel gewachsen war, ohne Rücksicht auf Folgerichtigkeit und rhetorische Abrundung. Bald bildeten sich im Landtag Parteien, die sich als Oppositionsmänner oder Reactionäre schroff von einander absonderten.

Ich lernte Manches auf diesen Landtagen, namentlich aber gewann ich die Ueberzeugung, daß bei keiner Nation bessere, ehrlichere, uneigennützigere Volksvertreter sich finden lassen dürften, als eben bei der unsrigen, da weder die Heuchelei und Selbstsucht der Franzosen, noch der aufgeblasene Stolz der Engländer in deutschen Kammern jemals zu befürchten sein würde.

Was meine eigene Sinnesrichtung anbetrifft, der ich bei meiner Lebhaftigkeit bald Ausdruck zu geben Gelegenheit fand, so behielt, trotzdem ich dem Fortschritt huldigte, meine praktische Natur doch immer die Oberhand. Wenn ich mich auch für eine allgemeine Volksrepräsentation, Preßfreiheit u. s. w. begeisterte, so bekämpfte ich doch jeden Antrag in dieser Richtung, wenn er wegen seiner Excentricität keine Aussicht bot, vom König und seinen Rathgebern angenommen zu werden. Wenn daher viele meiner Collegen von dem Grundsatz ausgingen, man müsse viel fordern, um wenigstens Einiges zu erlangen, so trat ich dafür ein, man solle nur das zunächst Mögliche verlangen und beim nächsten Landtage die Ansprüche dann verstärken. Mir war es klar, daß wir bei der Bequemlichkeitsliebe des alternden Monarchen Friedrich Wilhelm III. auf keine wesentliche Veränderung in der Regierungsform rechnen durften. Was half es, Preßfreiheit zu verlangen, wenn die Veröffentlichung jeder, auch der unverfänglichsten Relation unserer Sitzungen nicht erlaubt war. Was half auch die Zusammenberufung des allgemeinen Landtags, wenn alle in den beiden vorangegangenen Landtagen gestellten Anträge unberücksichtigt geblieben und nur die Beschlüsse, eine Hundesteuer und gleiche Wagenspuren einzuführen, von der Regierung acceptirt wurden. Mir schien es, als ob wir Abgeordneten hierher geschickt wären, um statt mit Gewehren, mit hölzernen Stöcken zu exercieren. So war es mir auch vollständig klar, daß man bei der augenblicklichen Sachlage nur auf ganz geringe Concessionen im Sinne eines constitutionellen Fortschritts rechnen könne, und ich konnte mich zuweilen nicht enthalten, die Anträge einiger muthiger Heißsporne sarkastisch und spöttisch anzugreifen, wodurch ich mir sowohl den Unwillen der Versammlung, als den Ordnungsruf des Präsidenten zuzog. Auch bei nichtpolitischen Angelegenheiten und Verwaltungssachen beging der Landtag oft den Fehler, ganz besondere Begünstigungen für die Provinz, ohne Rücksicht auf das Gesammtinteresse des Staates und sogar in offenem Widerspruche mit demselben, zu verlangen. Auch solchen Anträgen widersetzte ich mich, ohne jedoch damit durchzudringen und erhielt dieser meiner weitgehenderen Anschauungsweise wegen den Spottnamen: „der Berliner Geheimrath".

Dennoch blieben mir sämmtliche Collegen freundlich gesinnt und mochten mich gerne, weil ich bei jeder Debatte, deren Gegenstand mir nur einigermaßen geläufig war, die Sache mit Lebhaftigkeit so hinzustellen verstand, daß sie zu eingehenden und ausführlichen Erörterungen Veranlassung gab.

Nach Schluß des Landtags kehrte ich, bereichert an neuen Ideen und Erfahrungen, zu meiner Familie zurück und erlebte bald darauf die Freude, daß mir eine vierte Tochter, Melitta genannt, geboren wurde, an der noch heute, ihres großen Talentes, heiteren Sinnes und liebenden Herzens wegen mein altes Vaterherz hängt.

Mit dem Getreidehandel ging es zunächst nicht so glücklich als im letzten Jahre, da mein Commis in Polen mittelmäßigen, statt guten Weizen eingekauft hatte, den ich für eigene Rechnung behalten und dagegen besseren, selbst mit Verlust, am Markte kaufen mußte. Da jedoch nicht unbedeutende Aufträge von einem Hause in Newcastle eingingen, so war der Verlust bald wieder ersetzt. Im September hatte ich beinahe alle Vorräthe verkauft, die Ausgaben des Jahres waren gedeckt und alle Schulden ohne Ausnahme bezahlt, sodaß ich nunmehr für mich allein ein Vermögen von 130,000 Thalern mir ausrechnen konnte.

Schon das ganze Jahr über hatte ich den Gedanken mit mir herumgetragen, ob es nicht besser wäre, mich aus der anstrengenden und aufreibenden kaufmännischen Thätigkeit herauszuziehen und unabhängig mir selbst und der besseren Erziehung meiner Kinder zu leben. Es war auch jetzt der Augenblick gekommen, in dem ich auf leichte Weise eine Liquidation bewerkstelligen konnte, denn den Holzhandel hatte ich im Herbst 1828 meinem Bruder August überlassen, und außer dem kleinen Hause in der Hundegasse und dem „Russischen Hause", das ich hatte übernehmen müssen, besaß ich an schwer zu realisirenden Gegenständen nur die Schiffsantheile und das von meiner Mutter für eine Schuld von 14,000 Thaler übernommene Rittergut Rexin. Auch einige Familienereignisse schienen den Plan, das Geschäft in Danzig aufzugeben, zu begünstigen. Die jüngste Schwester meiner Frau, die den Gutsbesitzer Rümker geheirathet hatte, war dadurch in die Lage gekommen, ihrem Vater, der solange in meinem Hause gewohnt hatte, ein Asyl für den Rest seiner Lebenstage zu bieten. Auch hatte ich eine meiner Schwestern, Amalie, mit einem gern gewährten Heirathsgut von 3000 Thalern an den Besitzer Johannes Jebens, und die andere, Mathilde, an den Verwalter Bertram auf Rexin verheirathet und letzterem das genannte Gut in Pacht gegeben, sodaß meine Mutter und meine unverheirathete Schwester Friderike mit einer kleinen Rente,

welche ich ihnen aussetzte, ein anständiges Unterkommen bei ihren Verwandten finden konnten.

Alle diese Angelegenheiten wurden in Zoppot, wo ich mich mit meiner Frau und den Kindern Sommer über aufhielt, eingehend besprochen. Vorläufig aber gelangten wir noch zu keinem definitiven Entschluß, da mir meine liebe Frau nicht zu verbergen vermochte, daß es ihr schwer fallen würde, sich von ihren Schwestern zu trennen, und auch für mich das Gefährliche eines unthätigen Lebens in der theuren Residenz mit nur mäßigem Einkommen zu Bedenken Anlaß gab.

Endlich glaubte ich das Rechte und Verständigste in einer halben Maßregel gefunden zu haben. Ich wollte mein Danziger Haus unter der Leitung eines tüchtigen Commis, Namens Teubner, dem ich Procura ertheilte, fortbestehen lassen, und zwar sollte dasselbe keine selbstständigen, sondern nur Commissionsgeschäfte machen. So hoffte ich, von Berlin aus den ruhigen Geschäftsgang des Hauses leitend, mir einige Thätigkeit zu erhalten und mit ihr ein Paar tausend Thaler mehr zu einem angenehmen Leben daselbst zu erwerben. Nachdem dieser Entschluß bei mir feststand, verkaufte ich meine Schiffsantheile in Bausch und Bogen an Heinrich Eggert für 12.000 Thaler und hielt mich nun für einen freien und unabhängigen Menschen.

Mit der Abwickelung meiner noch nicht erledigten Geschäfte und dem Einkassiren der Ausstände war ich anfangs November so ziemlich fertig, nur machten mir zwei abgelaufene Tratten von 8000 und 9000 £ auf ein Haus in Newcastle noch einige Sorgen; aber ich hatte meinen Bruder August schon im September nach London gesandt, und dieser hatte über den Creditstand des Hauses günstig berichtet.

Da die Uebersiedelung, wenn das Hausgeräth per Axe nach Berlin geschafft werden mußte, sehr kostspielig geworden wäre, so beschloß ich, vorerst allein dorthin zu gehen, alles vorzubereiten, und dann im Frühjahr, wenn unsere Sachen per Wasser mit geringeren Unkosten expedirt werden konnten, mit meiner Familie ganz nach der Residenz überzusiedeln.

Ich mochte mich etwa vierzehn Tage in Berlin aufgehalten haben, als mir durch meinen Bruder August die höchst überraschende Nachricht zukam, daß das vorerwähnte Haus in Newcastle seine Zahlungen eingestellt und 5000 £ meiner Tratten unbezahlt gelassen hätte. Dies Ereigniß warf alle meine Pläne über den Haufen, denn wenn es schon ein Wagniß war, mit einer so zahlreichen Familie, wie die meinige, von den Einkünften eines mäßigen Vermögens leben zu wollen, so wurde dies noch viel gefährlicher, wenn es noch um einen bedeutenden Theil verkleinert wurde.

Ich beschloß, sofort von Berlin nach England zu reisen, um von dem Weizen in Newcastle, der vielleicht noch unverkauft sein konnte und dessen Bezahlung nicht erfolgt war, für mich so viel als möglich zu retten. Als ich dort angekommen war, merkte ich, daß es mit der Rettung meines Capitals schwach aussah, und daß sich mein Aufenthalt in Newcastle wahrscheinlich in die Länge ziehen würde. Vorläufig machte ich alle Anstrengungen, die Herausgabe von 200 Last Weizen zu erlangen, welche noch nicht verkauft waren. Nach ungefähr sieben Wochen kam ich damit zu Stande, und da die Concursmasse außerdem eine Dividende von 50% zu geben versprach, ließ sich der Verlust, den ich nunmehr auf 6—7000 Thaler schätzte, schon leichter ertragen. Ich reiste über Hamburg nach Berlin, wo ich denn von meiner Frau, die mir schon nach England in nicht ganz heiterem Sinne geschrieben hatte, mit der Nachricht empfangen wurde, daß im Winter fast alle Kinder am Scharlachfieber erkrankt gewesen, und sie eine schwere Zeit in Danzig durchgemacht habe. Jetzt seien sie aber Gottlob wieder vollständig gesund, und sie habe Zeit gehabt, unsere sämmtlichen Sachen einzupacken und nach Berlin per Wasser befördern zu lassen. Ich miethete nun vorläufig bis zur Ankunft unserer Sachen eine möblirte Wohnung Unter den Linden und schrieb dann meiner Frau, daß sie ihre Abreise von Danzig nicht länger verzögern solle.

Nach ein paar Tagen fuhr ich meiner Familie bis Landsberg entgegen, umarmte und küßte meine Frau und Kinder, von denen das jüngste erst zwei Jahre alt war. Als wir am nächsten Tage durchs Frankfurter Thor in Berlin einzogen, drückte mir meine Frau die Hand und sprach: „Unsern Eingang segne Gott, unsern Ausgang gleichermaßen".

Wir richteten uns ein, machten unsere Lebenspläne und Ausgabenetats, suchten uns an das großstädtische Leben zu gewöhnen, und hatten unsere Freude an vielen neuen und schönen Eindrücken. Zum Herbst miethete ich ein Logis in der Jägerstraße und richtete es mit meinen Möbeln, die mittlerweile aus Danzig gekommen waren, so wohnlich wie möglich ein.

Inzwischen kamen mir Berichte von meinem Procuristen Teubner, daß sich in Danzig ein sehr lebhaftes Getreidegeschäft zu entwickeln beginne. Er hatte einige englische Aufträge gut ausgeführt, war aber von meinen Hauptconcurrenten überflügelt worden. Dieses ruhig anzusehen, war ich noch nicht Philosoph genug; ich eilte auf vierzehn Tage nach Danzig und brachte Einiges wieder ins Geleise. Meine Geschäftsfreunde erzählten viel von großen Gewinnen, die sie im Getreidehandel

gemacht und verspotteten mich, weil ich das Feld geräumt hatte; mir aber wollte es in Danzig doch nicht mehr recht gefallen, und ich eilte zu meiner Familie zurück, mit der ich am ersten October in die neue Wohnung zog.

Obgleich sich bei mir im Laufe des Winters ein Unterleibsleiden einstellte, das mich in eine so überaus hypochondrische Stimmung versetzte, daß ich für meine Umgebung eine wahre Last und Bürde wurde, so ließ ich doch den Muth nicht sinken.

Ich hoffte, daß praktische Thätigkeit vielleicht meine unglückliche Stimmung bessern würde, und eilte Ende November nochmals nach Danzig, wo ich aber so ernstlich krank wurde, daß ich das Zimmer zu hüten gezwungen war, und die Ausführung der Geschäfte, die ich zwar selbst noch einleitete, meinem Procuristen überlassen mußte. Als ich gegen Ende des Jahres nach Berlin zurückzukehren mich anschickte, fand sich, daß ich trotz der beträchtlich vermehrten Ausgaben ein Capital von 160000 Thalern besaß.

Im Jahre 1831 trat der Landtag Ende Februar in Königsberg wieder zusammen, und ich mußte dorthin reisen, um an den Sitzungen desselben Theil zu nehmen. Die sechs Wochen, welche ich in Königsberg zubrachte, gehören mit zu den unglücklichsten meines Lebens, da meine hypochondrische Stimmung so unerträglich wurde, daß ich oft wünschte, der Tod möchte mich von meinem Leiden erlösen. Der dortige Arzt, Geheimrath Unger, hielt eine Badereise durchaus für geboten und empfahl mir Baden bei Wien. Ich schrieb deshalb meiner Frau, sie möge mit meinen beiden ältesten Kindern sofort nach Marienburg kommen, von wo wir über Posen und Breslau nach Wien reisen wollten. Von den jüngeren Kindern brachten wir Selma, Zoe und Melitta zur Großmutter nach Praust, Max zu meinem Schwager Jebens auf das Gut Kidnowo und reisten dann nach Baden ab, wo sich mein Gesundheitszustand schon nach sechzehn Bädern merklich besserte. Wir besuchten dann noch auf einige Tage Wien, wo wir alle Sehenswürdigkeiten, und namentlich auch die schöne Bildergallerie im Belvedere, in Augenschein nahmen.

Von Wien aus reiste ich über Prag nach dem Badeorte Teplitz, wo wir einige bekannte Danziger Familien antrafen und mit ihnen ein paar Tage im angenehmen Verkehr zubrachten. Dann ging es weiter und am 12. August kamen wir nach einer anstrengenden Reise müde in Berlin an und bezogen unsere Wohnung in der Jägerstraße. Hier fanden wir unsere jüngeren Kinder mit der Großmutter uns erwartend. Leider sahen die jüngsten Töchter, Zoe und Melitta, welche an einem

katarrhalischen Fieber erkrankt waren, recht angegriffen und elend aus. Wir gaben uns aber der Hoffnung hin, daß sie durch gute Pflege und zweckmäßige Behandlung bald wieder hergestellt sein würden.

Mittlerweile wurden wir durch Nachrichten vom Fortschreiten der nach Europa gekommenen schrecklichen Krankheit, der Cholera, sehr erschreckt, und als wir hörten, daß sie in Küstrin, nur zwölf Meilen von Berlin, mit ungewöhnlicher Heftigkeit aufgetreten sei, stand sofort der Entschluß bei mir fest, vor dieser entsetzlichen Epidemie so schnell als möglich zu fliehen, und schon neun Tage nach unserer Rückkehr von Wien reiste ich mit meinen sämmtlichen Kindern von Berlin ab. Ich nahm auch meine liebe, siebzig Jahre alte Mutter und meine älteste Schwester Friderike mit auf dieser Reise.

Unser Weg ging zunächst über Wittenberg, Weißenfels, Naumburg nach Weimar, wo wir ein paar Rasttage machten, um die Stätte, wo unsere großen Dichterheroen gewirkt hatten und noch wirkten, kennen zu lernen. Göthe, dessen Geburtstag man am 28. August feiern wollte, war diesen Festlichkeiten aus dem Wege gegangen, und so konnten wir unsern größten Dichter leider nicht sehen.

Wir reisten von dort zunächst nach Frankfurt a. M., und hier erst wurde endgültig beschlossen, zuerst eine Rheinfahrt bis Coblenz zu machen, und dann über Tionville, Metz nach Paris zu gehen, wo wir einen längeren Aufenthalt nehmen wollten.

Nach einer schönen Reise mit dem Dampfboot auf dem Rhein ging es denn auch über die französische Grenze, ohne daß wir von der, der Cholera wegen angeordneten Quarantäne belästigt wurden, und trafen Anfang September in Paris ein, wo wir in einem Hotel in der Rue neuve des bons enfents, ganz in der Nähe des Palais Royal Wohnung nahmen.

Bald sollten wir aber hier in die tiefste Betrübniß versetzt werden. Unsere kleine, niedliche Tochter Zoe nämlich erkrankte bald darauf an einem Nervenfieber und starb am 14. October trotz aller Hülfe, die ihr von den besten Aerzten in Paris zu Theil wurde. Wir begruben sie auf dem Kirchhofe des Montmartre und legten, ehe wir das fremde Land, in dem wir sie betten mußten, verließen, gar oft Blumen und Kränze als Zeichen liebevoller Erinnerung an die Entschlafene auf ihr Grab. In stiller Zurückgezogenheit, ohne an den Zerstreuungen der Weltstadt Antheil zu nehmen, verbrachten wir den Winter. Meine alte Mutter aber nahm die Eindrücke dieser ihrer ersten Reise mit solcher Regsamkeit und Lebhaftigkeit auf, daß wir uns über ihre fast jugendliche Empfänglichkeit nicht genug wundern konnten. Die vier ältesten Kinder,

Heinrich, Rose, Max, Selma, brachten wir zur besseren Erlernung der französischen Sprache in ein Erziehungsinstitut, doch verlebten sie immer die Sonntage bei uns. — Unter meinen Kindern erblühte meine jetzt in ihr vierzehntes Lebensjahr tretende Tochter Rose zur größten Freude meines wechselvollen Lebens und entfaltete sich mit ihren schönen, regelmäßigen Gesichtszügen, die einen so eigenthümlichen Ausdruck von Seelenreinheit zeigten, zu einer Erscheinung, die schnell alle Herzen für sich einnahm. Als sich später zu dieser Schönheit noch ein höchst bedeutendes Gesangstalent gesellte, wurde sie der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung, die aber nicht vermochte, ihr die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit in ihrem ganzen Auftreten zu rauben. Ja, jede Bewunderung ihrer äußerlichen Vorzüge und ihres Talentes war ihr antipathisch, da sie dieselbe nur für Uebertreibung und leere Phrase hielt. Sie war von nur kleiner Statur, ohne auffallendes Ebenmaß im Körperbau, ihre Gesichtszüge mehr ruhig und kalt, als belebt, aber von einer Innigkeit und Seelenreinheit des Ausdrucks, die alles andere übersehen ließ. Für Freundschaft und Familienliebe empfänglich, war sie am glücklichsten, wenn sie an Fremden unbemerkt vorübergehen und so für sich nur und die Ihrigen leben konnte. Aber so gut sollte es der Tochter später nicht immer gehen, denn als sich der Klang und Schmelz ihrer Stimme immer mehr ausbildete, und als sie durch ihren Gesang den Zuhörern Thränen entlockte oder Beifallsstürme hervorrief, da wollte mein Vaterherz vor Stolz und Glück überfließen, und ich habe sie wohl oft mit meinen Aufforderungen, vor einem größeren Publikum zu singen, gequält, ohne daß ich es freilich bemerkte, weil sie es mir in ihrer großen Liebe sorgfältig verbarg.

Anfangs des nächsten Jahres (1832) wurde bei mir der Plan vielfach ventilirt, ob es nicht richtig wäre, mich ganz in Paris niederzulassen. Ich konnte annehmen, daß ich ungefähr 25000 Frcs. Rente besaß, und es war zu erwägen, ob diese ausreichend wäre, in der Weltstadt meinen Gewohnheiten gemäß zu leben und meine Kinder ordentlich zu erziehen, auch ob es mir möglich sein würde, ihnen eventuell später, um sie selbstständig zu machen, ein kleines Kapital zu geben.

Das Haus in Danzig mußte natürlich aufgelöst werden, da sich die Unfähigkeit meines Procuristen, demselben vorzustehen, immer mehr herausstellte. Daß aber in Paris ein anderer Erwerb schwer zu finden sein dürfte, wußte ich von meinem früheren Aufenthalt her. Ueber diese und ähnliche Bedenken hätte mir aber die Thatsache hinweggeholfen, daß sich in Frankreich Bedarf an Getreide zu zeigen anfing, und ich in Paris selbst schon Aufträge auf Weizen für mein Danziger Haus erhielt.

Ja, ich hatte sogar im ersten Frühjahr bei einer Reise, die ich nach Rouen und Dieppe unternahm, noch mehr Aufträge auf Getreidelieferungen erhalten. Aber alle diese Pläne und Entwürfe machte ein Schreiben zunichte, das ich von meiner Frau in Dieppe erhielt, und worin sie mir mittheilte, daß auch in Paris die Cholera ausgebrochen sei.

Man weiß aus dem früher Mitgetheilten, wie ich diese Epidemie fürchtete und daß ich schon einmal vor ihr aus Oesterreich und Preußen geflohen war. Der Gedanke, eins meiner Kinder durch die Seuche zu verlieren, während ich doch aus ihrem Bereich entkommen konnte, war mir auch jetzt in Paris unerträglich, und ich beschloß, den vorausbezahlten Miethszins im Stich zu lassen, meine Kinder aus der Pension zu nehmen und aus der inficirten Stadt zu fliehen. Um die begonnenen französischen Sprachstunden der Kinder nicht zu unterbrechen, nahm ich aus der Pension eine Hülfslehrerin, Fräulein Barthel, nach Berlin mit, wo sich dieselbe, nachdem sie längere Zeit in meinem Hause als Gouvernante gelebt, mit einem Direktor Schubert verheirathete.

Bald trafen wir denn auch wieder in unserer alten Wohnung in Berlin ein und konnten jetzt ohne Furcht vor der schrecklichen Krankheit uns eines heiteren, gemächlichen Familienlebens erfreuen. Auch wurde mir in diesem Sommer, am zwölften Juli, mein sechster Sohn, welchen wir Karl Raimund nannten, geboren.

Mein Aufenthalt in Berlin wurde nur durch einige Reisen unterbrochen, die ich unternehmen mußte, um einen Associationsvertrag mit dem Hause Abegg zu schließen, weil ich meinem Procuristen Teubner gekündigt hatte. Da ich aber mit dem Chef dieses Hauses sehr verschiedener Ansichten über kaufmännische Geschäfte war, wurde diese Verbindung schon am Schluß des Jahres wieder gelöst.

Mit meiner Gesundheit ging es entschieden besser, und wir konnten einen ruhigen, geselligen Winter in Berlin verleben. Da ich nicht mehr, wie in früheren Jahren, um den Erwerb meines Lebensunterhalts besorgt zu sein brauchte, fing ich jetzt erst, in meinem vier und vierzigsten Jahre, an, das Leben zu genießen.

Wir sahen in unserer bescheidenen Häuslichkeit manche neue, uns sehr zusagende Bekannte, so unter Anderen den Hofrath Friedrich Förster und seinen talentvollen Pflegesohn Karl Eggert, auch den Liedercomponisten Curschmann, mit welchen wir viel Musik trieben und kleine Bühnenspiele aufführten.

Auch hatte sich ein lebhaftes Interesse für die bildende Kunst allmählig bei mir herausgestellt, wenn es auch freilich mit dem Kunstverständniß noch übel aussah, und ich mir deshalb ziemlich mittelmäßige

Bilder anschaffte. Ich machte aber dabei doch die Bekanntschaft von manchen Künstlern, und der Besuch ihrer Ateliers war für mich anregend und belehrend, wenn ich es auch zu einer eigentlichen Kennerschaft in Kunstsachen niemals gebracht habe.

So verlebte ich auch den Winter 1833 in Berlin zufrieden und ohne mich durch kaufmännische Unternehmungen stören zu lassen; ja, mir erschienen sogar meine früheren Kampfgenossen im Danziger Getreidegeschäft bemitleidenswerth, und ihre Erfolge konnten in mir durchaus keinen Neid erregen.

Im Frühjahr des folgenden Jahres mußte ich wieder eine Reise nach Karlsbad machen, das ich auch schon im Sommer des vorigen Jahres auf einige Wochen besucht hatte. Diesmal aber sollten meine Frau und die beiden ältesten Kinder mich begleiten. Mein ältester Sohn Heinrich, der in der Landesschule Pforta als Pensionär beim Professor Wolf untergebracht war, sollte uns, sobald seine Ferien angefangen, dahin nachfolgen.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in dem Bade stellte sich bei uns Allen eine große Reiselust ein, und wir wünschten lebhaft, wenn auch nur im Fluge, etwas von Ober-Italien zu sehen. Aber ich war des bedeutenden Kostenaufwandes wegen und aus dem Bedenken, daß mein Sohn vielleicht nicht zur rechten Zeit in Schulpforta wieder eintreffen würde, lange Zeit schwankend, ob ich den Bitten, mit denen ich von Frau und Kindern bestürmt wurde, nachgeben sollte.

Wenn man von Karlsbad nach Berlin fährt, so giebt es auf der Straße über Dux in Böhmen einen Punkt, an dem sich die Wege nach Nord und Süd scheiden. Hier wurde Halt gemacht und zum großen Jubel der Kinder die nach Süden führende Straße eingeschlagen, um, wie ich es nun bei mir beschlossen hatte, einen kleinen Abstecher über Linz und Salzburg nach dem Salzkammergut zu machen. In Budweis bestieg ich zum ersten Mal mit meiner Familie eine Eisenbahn, die eben bis nach Linz fertig geworden war, aber freilich noch von Pferden gezogen wurde. Von dort ging es weiter über Ischl, Salzburg, Berchtesgaden nach Gastein, wo wir drei Tage blieben, und nun schien es Zeit, an die Rückkehr denken. Aber die Kinder bestürmten mich mit der Bitte, den Plan zu einem Ausflug von vier Wochen nach Ober-Italien doch nicht ganz aufzugeben. Wenn man sich beeilte, meinten sie, könne mein Sohn Heinrich noch vor Ablauf der Ferien in Schulpforta sein. Den Bitten der Kinder innerlich nachgebend, war es bei mir schon ausgemacht, einen schnellen Ausflug über Kärnten und Krain nach Venedig

und Mailand zu machen, aber meiner Frau und den Kindern von diesem Entschluß noch nichts mitzutheilen.

Als wir auf einer eine Tagesreise von Gastein entfernten Poststation angekommen waren, auf der sich wiederum die Wege nach Norden und Süden trennten, ließ ich den Postillon die Richtung nach Italien einschlagen, worüber die Freude der Kinder denn natürlich eine sehr große war.

Die Zeit war allerdings für unsere Reise sehr knapp bemessen, da wir Heinrichs wegen in vier Wochen wieder zu Hause sein mußten, und wir konnten uns in bedeutenderen Städten und schöneren Orten kaum länger als einen Tag aufhalten. Auch schmälerte die in dieser Jahreszeit in Italien herrschende Hitze den Genuß, den wir von der Reise hatten, erheblich. Wir fuhren in großen Erwartungen dessen, was uns Schönes bevorstand, zuerst nach Triest und dann auf einem österreichischen Dampfschiffe in wunderschöner, sternenklarer Nacht nach Venedig. Hier bewunderten wir die Pracht der Kirchen mit ihren unvergleichlichen Gemäldeschätzen, erfreuten uns an den bunten Bildern des Volkslebens auf dem Platz San Marco und dem eigenthümlichen Verkehr der Gondeln auf den Kanälen der auf sumpfigen Lagunen erbauten ehemaligen großen Kaufmannsstadt, deren nationale Selbstständigkeit freilich längst untergegangen war.

Nach einem längeren Aufenthalte in Venedig gingen wir zu Schiff durch die Lagunen nach Mestre und von da mit Postpferden über Padua nach Verona, wo uns das Amphitheater als ein Ueberbleibsel altrömischer Pracht und Größe zuerst an den Untergang alles nationalen Lebens, das seine Phasen ebenso wie jeder Einzelne durchläuft, erinnerte. Von da ging es nach Mailand, dessen Dom besichtigt und dessen Gallerieen mit den herrlichen Bildern bewundert wurden.

Auch für den Laien, wenn ihm nur nicht aller Schönheitssinn abgeht, ist die Verführung in Italien groß, sich wenigstens einige Copien der großen Kunstgebilde, welche von allen Seiten angeboten werden, anzuschaffen. Da ich schon einige Bilder in Berlin besaß, so stand ich nicht an, auch in Venedig und Mailand noch manches für meine kleine Sammlung anzukaufen. Mein Geschmack war bei diesen Ankäufen noch ziemlich unsicher, und ich habe bei den meisten Bildern wohl mehr Geld ausgegeben, als ich es in meiner pecuniären Lage verantworten konnte. Aber sie werden meinen, mich hoffentlich recht lange überlebenden Kindern wohl Gegenstände der Pietät bleiben, da sie Zeugnisse eines höheren Strebens ihres Vaters sind, der, eines schlichten Bauern Sohn, sich immerfort bemühte, auch seinen ästhetischen

Sinn weiter auszubilden, um zu dem Begriff des wahrhaft Schönen, der freilich ja auch nur ein relativer ist, zu gelangen.

Auch ein Abstecher von Mailand nach den Borromeischen Inseln wurde gemacht, und auf der Isola Madre rief meine gute Frau, die doch sonst allem Enthusiasmus abhold war: „Ja, hier ist der Himmel auf Erden!"

Von Mailand traten wir dann über den Comer-See unsere Rückreise nach Deutschland an.

Schöne mondhelle Nacht im Posthause zu Varese mit der uns Alle entzückenden Wasserfahrt über den Comer-See, du warst der Schluß dieser herrlichen Reise!

Wenn ich später meine Tochter Rose Schillers Verse:

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh',
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh ich glühen,
Winkend unterm dunklen Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

singen hörte, dann mußte ich oft an den schönen terrassenförmigen Garten dortselbst denken, in dem ich mich am Abend mit meiner sanften liebenswürdigen Frau unter Myrthen und Orangenbäumen erging. Auf dem blauen See wiegten sich hell erleuchtete Gondeln, und von ihnen her drangen die Gesänge glücklicher, sich des Lebens freuender Menschen bis zu uns, wie „Töne süßer Himmelsruh".

Aber am Ufer des schönsten Baches liegt unter Blumen nicht selten eine todtbringende Viper, und gleich hinter Varese beginnt eine Region, die der bösen Krankheit, der Malaria wegen, berüchtigt ist. Um sie schnell in einem Tage zu passiren, mußte am andern Morgen schon früh aufgebrochen werden. Dann gingen wir in gemächlicheren Tagereisen, das schöne Italien verlassend, über den Splügen nach dem Bodensee. Da die Ferienzeit beinahe abgelaufen war, konnten wir uns dort nicht länger aufhalten, wenn wir noch einige Tage für München und seine Kunstschätze erübrigen wollten. Nachdem wir daselbst Glyptothek sowie Pinakothek und einige andere Sammlungen angesehen, und ich mir auch hier wieder einige Copien von Bildern angeschafft hatte, ging es eilig über Regensburg, Bayreuth, Gera nach Naumburg; von wo wir meinen Sohn Heinrich nach dem nahe gelegenen Schulpforta zur

Fortsetzung seiner Studien brachten. Dann kehrten wir, an den schönen Eindrücken der Reise noch lange zehrend, in unser Standquartier Berlin zurück.

Der Winter verging uns dort in sehr angenehmer Weise, denn da das Gesangstalent meiner Tochter Rose sich inzwischen immer schöner entwickelt hatte, so wurden wir sehr bald in die Kreise der besten bürgerlichen Gesellschaft eingeführt, ja, man drängte sich förmlich danach, unsere Bekanntschaft zu machen.

Ich habe schon früher erzählt, daß ein junger Tonkünstler, Friedrich Curschmann, öfter unser Haus besuchte, und daß uns derselbe ein stets willkommener Gast war, nicht nur seiner schönen Lieder wegen, die allgemein beliebt waren und auch von Rose gesungen wurden, sondern auch seiner ganzen Persönlichkeit wegen, die den Stempel einer edlen und vornehmen Individualität trug. Dennoch war ich einigermaßen erstaunt, als ich einige Zeit nach unserer Ankunft in Berlin einen Brief von ihm erhielt, in welchem er um die Hand meiner Tochter Rose anhielt. Da der Brief auch nach der Ansicht meiner Frau wenig praktische Lebensansichten verrieth, sondern sich nur in allgemeinen Liebesklagen und Versicherungen, ohne Rose nicht leben zu können, erging, beschlossen wir, der Tochter diesen Antrag vorläufig nicht mitzutheilen. Ich erklärte also in meiner Antwort an Curschmann, daß es nicht unsere Absicht sei, unsere erst sechszehn Jahre alte Tochter schon jetzt zu verheirathen. Dies war unter damaligen Verhältnissen gewiß das Richtigste, was ich erwidern konnte, aber wir bedauerten doch, daß eine so liebenswürdige Persönlichkeit, wie die Curschmanns, nunmehr unseren gesellschaftlichen und musikalischen Kreisen fernbleiben mußte.

Sonst aber blieben wir weiter in demselben angenehmen geselligen Verkehr.

Da ich mich von Herrn Abegg, wie schon erwähnt, wieder getrennt hatte, machte ich meinen Bruder August zum Theilhaber des Danziger Hauses. Dieser suchte mich für die Errichtung einer Oelfabrik in Danzig zu interessiren. Rapssamen wurde jetzt in Preußen in beträchtlichen Quantitäten gebaut, und eine Fabrik, um die Oelfrucht zu schlagen, versprach gewinnbringend zu werden. Ich ging, obgleich ich Rapssamen in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen hatte, auf den Vorschlag meines Bruders ein, die Fabrik wurde gebaut und hat sich bis jetzt als vortheilhaft bewährt.

Am Neujahrsmorgen des Jahres 1836 wurde meine siebenjährige Tochter Melitta recht krank, und unter Symptomen, die wir uns garnicht erklären konnten. Der herbeigerufene Arzt bezeichnete jedoch sofort die

Krankheit als ein schweres Nervenübel, welches zwar unter dem Namen Sanct Veitstanz bekannt, aber wenig verbreitet sei. Das arme Kind verlor nach und nach ganz den Willen über ihre Gliedmaßen, welche in beständiger krampfhafter Bewegung blieben, sodaß das Band zwischen Seele und Körper wie zerschnitten schien. Auch innere Theile, wie Kehlkopf und Magen, waren von der Krankheit ergriffen, und nur flüssige Nahrungsmittel konnten ihr mühsam eingeflößt werden. Charakteristisch scheint auch für dieses Uebel zu sein, daß sich der Leidende dabei nicht unglücklich fühlt, sondern in fast unnatürlich heiterer Laune ist.

Mit Gottvertrauen, Sanftmuth und Geduld erfüllte meine vortreffliche Frau ihre Pflicht am Krankenbette, und unter ihrer Pflege wurde unser Kind wieder gesund. Wir konnten konstatiren, daß Anfang des Frühjahrs auch die letzten Spuren der Krankheit beseitigt waren.

Geschäftlich war für mich das Jahr 1835 insofern von Bedeutung, als ich darin meinen größten Fehler in kaufmännischen Dingen beging.

Ich hatte nämlich 200000 Piaster spanische Schuld (sogenannte todte) gekauft in Erwartung einer Umschreibung dieser Papiere in zinsbringende Obligationen, und meine Hoffnung, damit einen ansehnlichen Gewinn zu machen, schien sich zu erfüllen, da nach Zeitungsnachrichten die Conversion jeden Tag zu erwarten war. Plötzlich erschien ein Courier von Rothschild aus Paris, und da man diesen Banquier für den bestunterrichtetsten an der Börse hielt, nahm man an, daß ihm die Conversion schon bekannt sei und bot mir für meine Papiere einen Preis, der für mich einen Gewinn von 38000 Thalern zur Folge gehabt hätte. Ich schlug thörichterweise das Gebot aus, die Conversion erfolgte garnicht, die Papiere verloren beträchtlich an ihrem Werthe, und die Berliner Banquiers, welche mich für einen wilden Speculanten hielten, tadelten mich nicht nur, sondern verweigerten mir auch vielfach den nothwendigen Credit. Den großen Fehler, einen ansehnlichen Gewinn nicht jeder Zeit mitzunehmen, habe ich auch später nie wieder begangen, und halte ihn für den bedenklichsten, den ein Kaufmann überhaupt machen kann.

Sehr unglücklich über diesen Mißgriff, und besorgt, meine täglich wachsenden Ausgaben in Berlin nicht mehr bestreiten zu können, wurde der Gedanke in mir rege, wiederum nach Danzig zu ziehen, wo ich für meine kaufmännische Thätigkeit ein bekannteres Feld vorfand und hoffen durfte, die erlittene Scharte auswetzen und mein zurückgegangenes Vermögen wieder ergänzen zu können. Dieser neue Lebensplan wurde nun reiflich hin und her erwogen und im Laufe des Sommers von mir als ein feststehender betrachtet.

Drei oder vier Jahre später erst konnte ich einsehen, daß mein großer kaufmännischer Fehler, den Nichtverkauf der spanischen Papiere betreffend, mir durch diesen Entschluß doch zum Glück ausgeschlagen war, denn die Chancen, an der Berliner Börse einen ansehnlichen Gewinn zu machen, lagen für mich bei meinem Naturell und meiner ganzen Denkungsart ziemlich fern. Es wäre nicht unwahrscheinlich gewesen, daß ich, geblendet durch die glücklichen Familien- und Gesellschaftsverhältnisse, den Abgrund garnicht bemerkt hätte, in den zu fallen ich im Begriffe stand. Es wäre dann für mich zu spät gewesen, mit meinen sehr geschwächten finanziellen Kräften mir in Danzig wieder eine Position zu erwerben. Der schnelle Entschluß aber meiner Uebersiedelung nach Danzig machte es mir möglich, aus der günstigen Conjunctur des Handels daselbst einen entscheidenden Vortheil für meinen ganzen Wohlstand zu ziehen. Allein das Opfer, welches ich durch das Verlassen von Berlin brachte, war für mich doch ein großes und schmerzliches und hat mir manchen harten und bittern Kampf gekostet.

Das Haus, welches wir seit 1833 in Berlin bewohnten, lag unmittelbar hinter dem Museum und war 1836 vom Staat angekauft, um auf dem Terrain, wo es stand, einen weiteren Anbau, das sogenannte „Neue Museum" auszuführen. Sämmtlichen Bewohnern wurde deshalb gekündigt, und ich mußte mir eine neue Wohnung miethen, die ich denn auch auf dem Schloßplatz in Charlottenburg fand. Hier erkrankte unsere geliebte Tochter Rose an einem typhösen Fieber, welches sie länger als zwei Monate ans Bett fesselte. Wir gingen in dieser langen Zeit durch alle Phasen von Furcht und Hoffnung, Schmerz und Freude bei eintretender Besserung, und meine Frau, obgleich sie in einigen Wochen ihrer Entbindung entgegensah, erfüllte ihre Pflichten als Krankenpflegerin aufs Beste. Endlich nahte der Tag der Genesung, den wir Alle mit großem Dank gegen Gott begrüßten. Am 7. Juni, nachdem meine Tochter das Krankenbett verlassen, wurde meine Frau von einem Sohn, der Walter genannt wurde, leicht und glücklich entbunden. Ich reiste bald darauf nach Danzig, um die Bauten für die neue Oelfabrik zu besichtigen und die Vorbereitung für unsere Uebersiedlung zu treffen und kehrte erst Ende August nach Berlin zurück.

Hier erfuhr ich durch Friedrich Förster, daß Curschmann, welchem ich vor zwei Jahren Rosens Hand abgeschlagen hatte, ihr noch immer eine innige und treue Liebe bewahre, daß er auf einer längeren Reise vergeblich versucht habe, die Leidenschaft für sie zu vergessen und nun in tiefer Schwermuth recht unglücklich zu sein schien. Allerdings zeigten auch die Lieder, welche er in neuerer Zeit herausgegeben hatte, ein so

wahres, von aller gemachten Ueberschwänglichkeit freies Gefühl sanfter Trauer, daß sie sich eines allgemeinen Beifalls erfreuten und auch auf uns einen mächtigen Eindruck machten.

Nichtsdestoweniger hatte er im richtigen Taktgefühl keine weitere Annäherung an meine Tochter versucht, und nur durch Försters Frau erfuhren wir, daß er in Schwermuth auf sein ferneres Lebensglück für immer Verzicht geleistet zu haben schiene. Diese Mittheilung rührte uns begreiflichermaßen, aber mir schien es doch fraglich, ob eine Heirath mit diesem, wenn auch noch so liebenswürdigen Manne für die Zukunft unserer Rose heilbringend sein werde. Obgleich Curschmann, wie wir hörten, ein kleines Vermögen besaß, nahm er doch keine feste Stellung ein, war auch vermöge seiner künstlerisch angelegten Natur aller Berufsthätigkeit vollständig abgeneigt. Mein eigenes Vermögen aber hatte in den letzten Jahren sich eher vermindert als vergrößert, während meine Familie zahlreicher geworden war. Meine Tochter war in einem Hause aufgewachsen, das durch seine Wohlhabenheit ihr Annehmlichkeiten gewähren konnte, die sie vielleicht später entbehren mußte. Curschmann selbst verkehrte in den besten Kreisen der Gesellschaft, die ebenso seine Ansprüche an das Leben gesteigert hatten. Welch eine Zukunft hatte eine solche Ehe wohl, wenn bei der den Künstern meist eigenen Gleichgültigkeit in Vermögensangelegenheiten nach dem Aufhören des ersten jugendlichen Rausches die bittere Noth des Lebens sich einstellte? Wenn auch meiner Tochter zugetraut werden konnte, daß sie alle Widerwärtigkeiten und Nothlagen in der Ehe mit Freudigkeit und Ergebung tragen würde, so konnte ich das nicht von Curschmann wissen, den ich nur als einen talentvollen, gebildeten, sittlichen, aber aller praktischen Lebensthätigkeit abgeneigten jungen Mann kannte.

Einige Tage nachdem uns diese Mittheilung von Frau Förster gemacht wurde, bemerkten wir an dem in sich gekehrten Wesen unserer Tochter, daß auch ihr von unberufenen Freunden Nachricht von Curschmanns inniger Zuneigung zugetragen sein mußte.

Als ich, hierdurch veranlaßt, mit ihr über die Sache sprach, bekannte sie mir bald, daß auch sie schon seit Jahresfrist eine Liebe für Curschmann im Herzen trage. Die Verständigkeit aber, mit welcher sie erklärte, wenngleich mit traurigem Herzen, meiner reiflichen Einsicht vertrauend, und sich meinen Beschlüssen fügen zu wollen, verrieth mir, daß jetzt nicht mehr ein von leidenschaftlicher Bewegung erregtes Kind, sondern eine herangereifte, ruhig denkende Jungfrau vor mir stand. So überlegte ich denn, daß es sich um das Lebensglück meiner geliebten Tochter handele, und daß, nachdem sie ihr Herz einem sittenreinen und liebenswürdigen

Manne einmal geschenkt, sie wohl kaum bestimmt werden könne, unter Verzichtleistung auf den ihr theuren Mann jemals einem Andern ihre Hand zu schenken, der, wenn auch vielleicht praktischer im Leben, doch nicht bei den künstlerischen Anlagen ihrerseits ihrem Ideal entsprechen dürfte. Alle diese Umstände erwägend, nahm ich Rücksprache mit meiner Frau, und wir beschlossen, uns nach Curschmann erst noch genauer zu erkundigen und von dem Ausfall der Nachrichten unsere Einwilligung abhängig zu machen. Ich ließ mich also bei ihm melden, und wurde in ein Zimmer geführt, dessen ganze Ausstattung mir durch seine ausgesprochene Ordnung und mäßige Eleganz ungemein zusagte, und da ich immer geneigt gewesen bin, den Menschen nach seiner Umgebung zu beurtheilen, so nahm mich das gleich für ihn ein.

Nachdem er eingetreten war und mich begrüßt hatte, erklärte ich ihm, daß ich von seiner ausdauernden Neigung zu meiner Tochter Kenntniß erhalten, zwar gegen seine Person nicht die geringste Einwendung zu machen hätte, aber doch Bedenken trüge, meine Einwilligung zu dieser Verbindung zu geben, da er in keiner festen Stellung sei und daher seiner zukünftigen Frau keine gesicherte Existenz zu bieten vermöge. Er erwiderte mir darauf, daß es ihm bei seiner Natur und Denkungsart fast unmöglich schiene, sich zu entschließen, aus seiner freien Kunst ein Gewerbe zu machen. Dem Theater, bei welchem er vielleicht eine Musikdirectorstelle erhalten könne, wäre er entschieden abgeneigt, und seine Einnahmen setzen sich nur aus dem Honorar, welches er zum Theil für seine Compositionen zum Theil für den Unterricht in einigen wohlhabenden Familien erhalte, zusammen. Wenn er aber eine andere Beschäftigung, die mit seinen Fähigkeiten und Neigungen vereinbar wäre, ergreifen könnte, würde er gerne bereit sein, die Residenz zu verlassen und in der Provinz oder auf dem Lande seinen Wohnsitz zu nehmen und dann die Musik nur als Dilettant zu betreiben.

Als ich ihm darauf zu bedenken gab, daß er als Rentier und Musikdilettant kaum in der Lage sein dürfte eine Frau und vielleicht später Kinder zu ernähren und ihm dabei auch nicht verhehlte, daß ich bei meinem nicht großen Vermögen meiner Tochter nur einen jährlichen Zuschuß von 800 Thalern gewähren könne, erwiderte er, daß er mit diesem Zuschusse wohl im Stande zu sein glaube, sich und seiner Frau bei bescheidenen Ansprüchen eine zufriedenstellende Existenz verschaffen zu können; er selbst besäße ein kleines Vermögen von 40,000 Thalern, welches ihm eine Einahme von 1600 Thalern gewähre, die noch durch seine Honorare um einige hundert Thaler vermehrt würde. Ich ant-

wortete ihm, daß nur der, welcher Thätigkeit und Erwerbssinn in sich trüge, von der Zukunft eine befriedigende Existenz erwarten könne.

Ohne diese Eigenschaften aber müsse man von vorneherein ein bedeutenderes Vermögen besitzen, um die Ansprüche des Lebens, wie er und meine Tochter sie nun einmal zu machen berechtigt seien, befriedigen zu können.

„Da ich Sie nun", fuhr ich weiter fort, „aller gewerblichen Thätigkeit abhold vermuthe, würden Sie sich bei irgend einer anderen praktischen Beschäftigung, die nicht mit der Musik zusammenhinge, schwerlich glücklich fühlen; aber ich erkenne den Werth und die Würde eines der Kunst gewidmeten Lebens vollkommen an und tadle Sie nicht, daß Sie ein solches allem andern vorziehen, doch es liegt nun einmal in unserer Natur, daß wir in späteren Lebensjahren die Begeisterung für ein Künstlerleben verlieren, zumal wenn auch noch durch häufig wiederkehrende Sorgen um den Unterhalt die Flügel einer idealeren Richtung lahm werden. Das junge Mädchen, welches Sie zu Ihrer Gefährtin begehren, würde Reichthum und Ueberfluß wohl gerne entbehren, aber es würde mich unendlich betrüben, wenn ich erleben müßte, daß die Sorge in Folge zerrütteter Verhältnisse ihre Schwelle jemals beträte".

„Vor dieser Calamität", erwiderte er, „wird uns meine peinliche Ordnungsliebe auch in pecuniärer Beziehung hoffentlich bewahren".

„Gewiß", sagte ich, „ist mit Ordnungsliebe Manches zu erreichen; und was mich veranlaßt, die Angelegenheit noch weiter zu erwägen, ist, daß Rose Ihnen in dieser Eigenschaft wenig nachsteht. Ich werde also mit meiner Frau berathen und Sie von unserm Entschluß so bald wie möglich mündlich oder schriftlich in Kenntniß setzen".

Als ich nach diesem Gespräch mit Curschmann, Alles noch einmal überlegend, nach Hause ging, mußte ich mir eigentlich doch eingestehen, daß meine Tochter keinen würdigeren und achtungswertheren Mann finden könne, als den, welchen ich eben verlassen. Aber es regte sich etwas in mir von Eifersucht bei dem Gedanken, mir diejenige entführt zu sehen, die ich so zärtlich liebte, die meine Freude und der Gegenstand meines gerechten Vaterstolzes war.

Zu Hause angekommen, theilte ich meiner Tochter den Inhalt des Gesprächs mit Curschmann mit. Sie hörte mit einem feierlichen, fast verklärten Gesichtsausdruck meine Auseinandersetzungen an und erwiderte einfach und ruhig, daß sie meiner Entscheidung nicht durch Bitten vorgreifen wolle, da sie bei meinen vorurtheilsfreien Lebensansichten überzeugt sei, daß ich allein nur ihr Lebensglück im Auge habe. Sie lege auf Reichthum, Namen, Ehre durchaus keinen Werth und würde daher

gerne darauf verzichten, daß aber ihre Neigung zu Curschmann, die bereits von der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft herrühre, eine schwer aus ihrem Herzen zu reißende sei, das habe sie mir ja schon vorher mitgetheilt.

„So möge denn Euer Wille geschehen!" rief ich in überwallendem Gefühl aus. „Lebt und werdet mit Gottes Hülfe beglückt durch das Schönste, was er auf die Lebensbahn der Sterblichen geworfen hat, die Kunst und durch Euer Talent sie auszuüben. Ich will sorgen, solange ich noch die Kraft in mir spüre, daß es Euch an dem nicht fehlen soll, was nun einmal zum Leben unbedingt nothwendig ist".

Welcher Vater, der eine schöne, begabte, sich des ungetheilten Beifalls der Besten erfreuende Tochter hat, träumte nicht in natürlicher Eitelkeit von Grafen und Fürsten zu Schwiegersöhnen, von Reichthum und Huldigungen, welche die Zukunft der mit außerordentlichen Vorzügen begabten Tochter bringen mußte, und wie er dann aus eigener, bescheidener Sphäre auf solch ein Glück hinschauen werde, gleichsam, als ob er selbst daran einen Antheil habe. Daß auch mir solche Träume häufig genug gekommen, will ich bereitwillig zugestehen, und nun sollte ich eine solche Tochter einem Gesanglehrer zur Frau geben!

Meine liebe Frau und ich kamen wie immer, wenn auch auf verschiedenen Wegen, zu demselben richtigen Entschluß, den *sie* mit liebendem Gemüthe errathen, *ich* nach sorgfältigsten Erwägungen mit dem Verstande gefunden hatte. Wir fühlten beide, daß der Bund, den unsere Tochter zu schließen im Begriff stand, auch das Band, das uns vereinigte, um so fester und inniger knüpfen würde.

Schnell wurde der neue Schwiegersohn in unserem Hause heimisch und empfahl sich allen Hausgenossen durch seinen sittlichen Ernst und seine ruhige Gemessenheit.

Auch unsere Rose blühte täglich rosiger auf, und selbst ihre Stimme und ihr Vortrag entwickelten sich zu immer größerer Vollendung. Wenn sie mit ihrem Bräutigam Rossinis liebliches Duett „La bianca luna" sang, wenn sie Curschmanns herrliche Lieder, von ihm begleitet, mit unnachahmlicher Meisterschaft vortrug, dann wurden wir Alle von dem zuversichtlichen Glauben erfüllt, daß das junge Paar in seinen reinen, der Kunst geweihten Herzen einen Bund fürs Leben geschlossen, der sie wahrhaft glücklich machen mußte.

Wir wünschten, das Brautpaar auch den Verwandten vorzustellen, und reisten schon im September des Jahres 1836 nach Danzig ab, wo wir bei meinem Bruder August wohnten und einen Monat in ungetrübter Harmonie verlebten, die uns nicht nur durch die gewinnenden

Persönlichkeiten des Brautpaares, sondern auch durch viele musikalische Genüsse bereitet wurde.

Darauf kehrten wir gemeinsam nach Berlin zurück, um die Häuslichkeit des jungen Paares behaglich einzurichten.

Am 15. Januar 1837 wurde die Hochzeit gefeiert. Die poetische Färbung, die mein Leben in den letzten Jahren gerade durch Rose angenommen, mußte leider jetzt erblassen und der Prosa eines nüchternen Erwerbslebens weichen.

Ich ging zunächst allein nach Danzig, während meine Frau noch in der auf mehrere Jahre gemietheten Wohnung in der Charlotten- und Behrenstraßen-Ecke wohnen blieb und später im Sommer eine kleine Wohnung in Charlottenburg bezog.

Ich selbst aber brachte in Danzig, getrennt von den Meinigen, eine traurige Zeit zu, da mich einerseits große Besorgniß meiner Frau wegen, die abermals ihrer Entbindung entgegensah, erfüllte, andererseits aber auch die von mir so gefürchtete Cholera wiederum in Danzig auftrat. Meine Frau wurde im Sommer von ihrem letzten, leider todten Kinde, entbunden, und bald verließ auch die diesmal gutartiger auftretende Krankheit die Stadt, so daß ich beruhigt im September zu meiner Familie, zurückkehren konnte.

Meinen ältesten Sohn Heinrich hatte ich schon im Jahre 1836 wieder aus der Schule Pforta ins elterliche Haus zurückgenommen und glaubte, da es ihm an Ausdauer für den Gelehrenstand zu fehlen schien, recht zu thun, ihn den Handelsstand ergreifen zu lassen. Bei seiner entschiedenen Vorliebe aber für Naturwissenschaften, Physik, Chemie und dergleichen mochte ich es ihm nicht verwehren, während ein paar Semester als immatriculirter Student auf der Berliner Universität einige Vorträge in den erwähnten Fächern zu hören. Im Frühjahr 1837 aber, da er nunmehr in sein zwanzigstes Lebensjahr trat, gab ich ihn in das mir befreundete Kaufmannshaus J. S. v. Halle, wo er Gelegenheit fand, sich im Bankfache und im überseeischen Geschäft Kenntnisse zu erwerben.

Hierdurch wurde ich angeregt, in Berlin eine Actiengesellschaft zu bilden, welche den Zweck haben sollte, eine directe Handelsverbindung zwischen deutschen Seestädten und Brasilien herzustellen. Ausfuhrartikel sollten Weizenmehl und Manufacturwaaren und als Rückladung zur Einfuhr Kaffee, Zucker und Häute sein.

Der Plan fand Anklang, und es gelang mir, die Seehandlung, Gebrüder Schickler und Heinrichs Chef, Herrn v. Halle, dafür zu interessiren und ein Capital von 60,000 Thalern war bald gezeichnet.

Weizen stand in Danzig unter 300 fl., die Vermahlung desselben hatte durch die Errichtung der J. Witt'schen Mühlenwerke große Fortschritte gemacht, und, da das Mehl in Rio Janeiro theuer und begehrt war, so konnte man hoffen, durch Ankauf von 10000 Tonnen Dauermehl, mit dem ein Schiff nach Südamerika befrachtet wurde, ein gutes Geschäft zu machen. Auch hatte ich durch meinen Aufenthalt in Danzig während der Sommermonate manches Commissionsgeschäft einleiten und zu Stande bringen können.

Die Ausfuhr unseres Handelsplatzes war zwar seit 1830 sehr unbedeutend gewesen, und standen auch die Preise für Weizen in Danzig sehr niedrig, zwischen 200 und 300 fl. Die Engländer bemerkten aber seit dem Jahre 1835, daß die jährlichen Bestände nach jeder Ernte immer geringer wurden, und da sie des hohen Zolls und der dort sehr großen Lagerungskosten wegen Brodkorn nicht mit Nutzen einführen konnten, beschlossen sie, zu den wohlfeilen Preisen in Danzig selbst einzukaufen und es dort bis zu günstigerer Conjunctur lagern zu lassen.

So kamen denn in kurzer Zeit ganz ansehnliche Quantitäten des Danziger Weizenlagers in englische Hände. Sie bezahlten nur ein Drittel des Betrages für den gekauften Weizen und blieben die anderen zwei Drittel den Danziger Kaufleuten gegen eine fünfprocentige Zinsvergütung schuldig. Ich hatte Ende 1837 größten Theils für englische Rechnung unter diesen Bedingungen 4000 Last Weizen lagern, worauf ich etwa 30000 Thaler Provision verdiente.

Die Ehe meiner Tochter Rose mit Curschmann bewährte sich in jeder Beziehung, da die sittliche Würde beider Eheleute in ihrem Zusammenleben sich immer deutlicher herausstellte. Aber die schönen Tage für mich waren durch die Trennung von der Tochter vorüber, da Rose ganz in der Thätigkeit und den Interessen ihres Mannes aufzugehen und sich seinem Temperament immer mehr zu assimiliren schien. Auch bei mir und meiner Familie war ja die Liebe für Kunst vorherrschend und dadurch die Abneigung gegen das Gemeine in Wort und That eine ziemlich allgemeine. Aber beides konnte bei uns nicht so rein und unverfälscht ausgeprägt sein, wie in der Künstlernatur des Curschmann'schen Ehepaares. Nicht etwa, daß solcher Unterschied in der Anschauungsweise Kälte oder Mangel herzlicher Familieneintracht herbeigeführt hätte, es war eben das Verhältniß zwischen uns doch ein anderes geworden, und es stellte sich namentlich bei mir eine Art von Neid heraus, der, aus Eifersucht entsprossen, nur durch die Liebenswürdigkeit meiner Frau, welche alle Gegensätze und jedes Schroffe auszugleichen verstand, gemildert wurde.

Mein zweiter Sohn Max war als Lehrling in mein Danziger Haus eingetreten, später wollte ich ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach England schicken. Vorläufig aber beorderte ich ihn nach Berlin und hatte nun das Glück, den Winter 1838 mit all meinen sieben Kindern zusammen dort zu verleben.

Bald aber sollte die Familie nach sehr entgegengesetzten Richtungen versprengt werden. Mein ältester Sohn Heinrich erhielt die Erlaubniß, als Gehülfe des Supercargos, welcher für die Actiengesellschaft das Mehl in Rio Igneiro verkaufen sollte, die Reise nach Brasilien mitzumachen und ging im April in Falmouth an Bord des Schiffes, welches die Mehlvorräthe hinüber bringen sollte, und ich selbst mußte um die Zeit der Eröffnung der Schifffahrt nach Danzig zurück, während meine Frau noch in Berlin blieb, da Rosens Entbindung im Mai erwartet wurde.

Unsere endgültige Uebersiedlung nach Danzig war fest beschlossen, die Wohnung in der Charlottenstraße aufgegeben und unser Mobiliar zu Wasser nach Danzig gebracht. Als Rose am 31. Mai mir meinen ersten Enkel Paul Curschmann geschenkt hatte und bald vollständig genesen war, zogen wir Alle im Juni wieder nach dem Seebade Zoppot bei Danzig, wo wir in dem Frantziusschen Hause einige angenehme Monate verlebten.

Für den Winteraufenthalt wurde, da ich kein eigenes Haus in Danzig besaß, eine geräumige Wohnung im ersten und zweiten Stock der Rathsapotheke auf dem langen Markt gemiethet, das Comptoir aber in ein Haus in der Hundegasse, welches Herrn Rosenmeyer gehörte, verlegt.

So sah ich mich denn wieder in die früheren Beschäftigungskreise am alten Orte zurückversetzt. Die Episode des Aufenthalts in Berlin war definitiv beendet und ich sollte es in meinem fünfzigsten Lebensjahre wieder ebenso treiben wie alle meine andern Gewerbsgenossen, denen ich ja oft von Berlin aus vorgeworfen hatte, daß sie in ihrem Geist und Herz tödtenden Streben nach Erwerb das Leben selbst verlören. Aber die Umstände erforderten dies gebieterisch, denn das Wohl meiner Kinder schien davon abzuhängen, daß ich ihnen wenigstens ein kleines Erbtheil sicherte, wodurch sie nach erlangter Selbstständigkeit befähigt wurden, dasjenige thun und treiben zu können, wozu sie von Natur aus beanlagt waren. Zwar lag der Keim des Guten, dies konnte ich schon jetzt wahrnehmen, in Allen, aber wie leicht konnte er in der erdrückenden Atmosphäre der Armuth erstickt werden. Auch meiner lieben Rose mußte ich eingedenk sein, da ich mich immer mehr davon überzeugte, daß ihr vortrefflicher Mann den Anforderungen einer auf den Erwerb gerichteten Thätigkeit nicht gewachsen war, und so schien es am verständigsten,

wenn der Vater auf dem altgewohnten Wege noch einmal seine Kräfte versuchte.

Der Erfolg zeigte denn auch, daß ich Recht gethan, indem ich meine Stellung in Berlin, wo mir so viel geistige Genüsse geboten waren, aufgegeben hatte, denn der Handel in Danzig begann sich lebhaft zu regen, und meiner rastlosen Thätigkeit gelang es, ohne mich auf gefährliche Wagnisse einzulassen, mein Vermögen bis Ende des Jahres beinahe zu verdoppeln. Die Weizenpreise stiegen auf allen Märkten Europas so schnell, daß ich in diesem einen Jahr 10,000 Last mit erheblichem Gewinn umsetzen konnte, während auch Oelsamen- und Holzhandel Antheil an dieser günstigen Conjunktur nahmen, sodaß meine Besorgnisse für die Zukunft vollständig beseitigt schienen.

So durfte denn auch, nachdem Tochter und Schwiegersohn uns im September verlassen hatten, der Plan, uns einige Monate in Berlin aufzuhalten, der Unkosten wegen nicht aufgegeben werden, und wir reisten Anfang Dezember dahin ab, wo wir im Hôtel de l'Europe in der Taubenstraße Wohnung nahmen und im Zusammenleben mit Tochter und Schwiegersohn schöne Tage verlebten, die an die Genüsse früherer, glücklicher Zeiten erinnerten.

Meine kaufmännischen Erfolge waren auch in Berlin nicht unbekannt geblieben, und ich erfreute mich in Kaufmannskreisen eines allgemeinen Vertrauens, welches mir denn auch seit diesem Jahre nicht wieder entzogen worden ist.

Mein Sohn Heinrich war inzwischen nach glücklicher Fahrt in Rio Janeiro angekommen und hatte nach einem dreimonatlichen, zur Abwicklung seiner Geschäfte nöthigen Aufenthalt, die Rückreise nach Europa wieder angetreten. Er war schon seit geraumer Zeit auf einem Schiffe, welches direct nach Hamburg ging, unterwegs, und da wir ihn schon in der Nordsee angelangt vermutheten, in der heftige Stürme toben und viele Schiffsunfälle vorgekommen sein sollten, so verlebten wir einige Wochen in lebhafter Besorgniß um ihn. Endlich aber kam ein Brief von ihm an, der seine glückliche Ankunft in Cuxhaven meldete, und nach wenigen Tagen konnten wir hocherfreut den Sohn in unserer Wohnung in Berlin umarmen.

Das Actienunternehmen selbst aber hatte ein sehr trauriges Resultat, denn nicht durch Heinrichs Schuld, sondern durch schlechte Handelsconjunkturen wurde bei der Sache so viel Geld verloren, daß sich das Unternehmen bald wieder auflöste. Heinrich aber hatte in Hamburg den Chef des Hauses Gebrüder Schwarz kennen gelernt und es wurde ihm von diesem der Vorschlag gemacht, mit einem festen Gehalt von 3000 M. Bco.

und einer Tantième am Geschäftsgewinn als Repräsentant des Hauses auf drei Jahre wiederum nach Brasilien zu gehen. Diesem Vorschlag versagte ich nach längerem Briefwechsel mit der oben genannten Firma meine Genehmigung nicht, und nachdem ein Vertrag zwischen dem Hause Gebrüder Schwarz und meinem Sohn geschlossen war, gab ich diesem das Geleit bis Hamburg, wohin ich auch meine Tochter Rose mit ihrem Manne mitnahm, um ihnen die schöne Elbstadt zu zeigen. Dort angelangt und von der Familie Schwarz gastlich empfangen, verbrachten wir einige Tage aufs angenehmste. Das Talent meiner Tochter und das ihres Mannes erregte überall Begeisterung, und ihre edle Sitte, verbunden mit liebenswürdiger Anspruchslosigkeit, gewann ihnen alle Herzen.

Nach ausführlicher Rücksprache mit Schwarz, wie mein Sohn, der noch so sehr unerfahrene künftige Disponent, am zweckmäßigsten zu instruiren sei, reisten wir, nachdem wir von Heinrich herzlichen Abschied genommen und ihn dem Schutze Gottes empfohlen hatten, nach Berlin zurück. Ich aber eilte weiter nach Danzig, wo meiner hinlängliche Beschäftigung im Handel harrte, denn noch immer war das Getreidegeschäft mit England ein sehr bedeutendes, wenn es auch nicht mehr den Nutzen abwarf wie in früheren Jahren.

Im Sommer hielt ich es für nothwendig, eine Geschäftsreise nach England zu machen, um ein ziemlich großes Quantum Weizen, welches ich nicht frei an Bord verkaufen konnte, und auf eigene Rechnung verschifft hatte, drüben zu verkaufen, da keine bedeutende Steigerung der Preise zu erwarten war. Zugleich aber wollte ich meinen Sohn Max, der, wie schon erwähnt, in meinem Danziger Geschäft arbeitete, um ihn weiter auszubilden, in ein englisches Handelshaus bringen. Wir reisten also nach Hamburg, schifften uns dort nach London ein, und ich konnte gleich in der ersten Woche meines dortigen Aufenthalts, da ungünstiges Erntewetter eintrat, den größten Theil meines Weizens mit erwünschtem Nutzen verkaufen. Nachdem ich meinen Sohn Max bei meinem guten Freunde Bold in Liverpool untergebracht, ging ich über Holland und Cöln nach Berlin, wo ich zum Geburtstag meiner Tochter Rose eintraf. Von dort setzte ich meine Reise nach Danzig fort, und traf dort Frau und Kinder bei bestem Wohlsein an.

Am 1. Januar 1840 kam das 25jährige Jubiläum meiner kaufmännischen Selbstständigkeit heran, und ich lud zu dieser Feier die Aeltesten der Kaufmannschaft und die Honoratioren des Handelsstandes, welche mir an diesem Tage ihre Glückwünsche dargebracht hatten, zu einem Mittagsmahle ein.

An einem solchen Tage kommen in großen Schaaren die Erinnerungen über einen und sie veranlaßten auch mich, auf meine Wirksamkeit während eines Vierteljahrhunderts einen Rückblick zu werfen. Als Knabe von vierzehn Jahren war ich mit sehr fragmentarischen Kenntnissen in die weite Welt gewandert, hatte sieben Jahre in derselben umhergeabenteuert und wäre wahrscheinlich bei diesem Vagabondiren moralisch untergegangen, wenn nicht ein lebhaftes Ehrgefühl in mir gelebt hätte, welches mich immer wieder auf den rechten Weg zurückführte. Als ich dann ins bürgerliche Leben eingetreten war, dauerte es noch eine geraume Zeit, ehe ich mich von meinen Fehlern, Flüchtigkeit und Unordnung, ganz freimachen konnte, und wenn ich dennoch wieder solche beging, so erkannte ich sie und merkte sie mir, um sie in der Zukunft zu vermeiden. Dabei entwickelte sich meine Fähigkeit, alle practischen Verhältnisse zu übersehen, immer mehr. Ich ließ mir das Beispiel Anderer negativ dienlich sein, und so kam es denn, daß ich alle meine Gewerbsgenossen überflügelte, und noch mehr überflügelt hätte, wenn mir selbst nicht zwei Eigenschaften gefehlt hätten: andauernde Arbeitsamkeit und eine vernünftige Sparsamkeit. Ich habe während meiner kaufmännischen Lehrjahre in Danzig sehr viel Geld erworben, aber auch jeder Zeit mehr ausgegeben, als irgend ein anderer Kaufmann daselbst, denn niedrige Habsucht und Geiz waren mir antipathisch, und wenn in dieser Epoche von anderen Kaufleuten in Danzig vielleicht ein größeres Vermögen erworben worden ist, so konnte ich doch mit einer gewissen Genugthuung auf die Vergangenheit zurückblicken, da ich zwar im Geschäft, ohne wissentlich Jemand Unrecht gethan zu haben, viel Geld erworben, es aber auch wieder ausgegeben, und dadurch den ganzen Kaufmannsstand meiner Vaterstadt auf eine höhere, gesellschaftliche Stufe gehoben hatte.

Das Finale dieses festlichen Tages konnte also auch bei einem solchen Rückblick nur eine Dankhymne gegen die gütige Vorsehung sein, die mir bis dahin so sichtbar helfend zur Seite gestanden hatte.

Meine Thätigkeit war in der letzten Zeit auch als Bauherr in Anspruch genommen, da ich mir in Langfuhr eine kleine Villa zum Sommeraufenthalt einrichtete, die in diesem Frühjahr fertig werden sollte.

Schwiegersohn und Tochter mit Enkel besuchten uns denn auch dort im Mai, aber schon nach wenigen Wochen rieth der Arzt, Rose, die etwas blaß und kränklich aussah, mit ihrem Manne zur Erholung nach Salzbrunn zu schicken, wohin sie ihre Mutter, als treue Pflegerin, begleitete. Im September folgte ich dann mit meinem jüngsten Sohn Walther, den ich seiner Mutter zur Ueberraschung mitgenommen hatte,

dorthin, fand aber die Meinigen schon nach Warmbrunn abgereist. Von hier aus durchstrichen wir bei schönstem Herbstwetter das Riesengebirge, besuchten unsern frühern Hauslehrer Morgenbesser, der Pfarrer in Grödesberg geworden, und wurden auch von dem Schloßherrn Beneke in Grödesberg gastfreundlich aufgenommen, da uns der Ruf vom Talent des Curschmannschen Ehepaars hier und allenthalben Thüren und Herzen öffnete. So bereitete uns auch unser alter Freund Oppenheim aus Königsberg in seiner eben vollendeten, prachtvollen Villa an der Elbe ein glänzendes Fest, an dem Rose, jetzt vollständig wieder hergestellt, durch ihre Stimme, die in dem herrlichen Musiksaale unseres Freundes doppelt schön klang, die zahlreichen Zuhörer zu stürmischem Beifall hinriß.

Von dort ging es über Berlin, wo meine Frau sich einige Zeit mit der Einrichtung einer neuen Wohnung für Curschmanns eifrig beschäftigte, Ende October wieder nach Danzig zurück.

Da auch in diesem Jahre das Geschäft sich als recht lebhaft und nutzbringend herausgestellt hatte und mein Vermögen sich vergrößert hatte, beschloß ich auch für den Winter mir eine eigene Wohnstätte in Danzig zu gründen und kaufte zu diesem Zwecke für 2800 Thaler ein altes etwas verfallenes Haus in der Brodbänkengasse, Ecke des alten Rosses, angrenzend an das, worin ich schon vor zwanzig Jahren gewohnt hatte. Das alte Gebäude, das ich gekauft hatte, war ein ziemlich umfangreiches, und meine seit einiger Zeit erwachte Baulust fand beim Ausbau desselben vollständige Befriedigung. Ich beschloß, den Giebel, der im Geschmack des sechszehnten Jahrhunderts nach der Straße zu gelegen war, im selben Geschmack repariren und ergänzen zu lassen, und diese Beschäftigung gewährte mir für das nächste Jahr viel Freude und Anregung und eine Thätigkeit, wie ich sie eben gern hatte. Außerdem trat im Sommer eine Conjunctur für Getreide ein, und so schwanden etwaige Bedenklichkeiten, zu welchen die kostspieligen Bauten Veranlassung gaben. Das Haus in der Brodbänkengasse kostete nämlich schon deshalb eine bedeutende Summe, weil ich in der oberen Etage noch eine Wohnung für meinen ältesten Sohn Heinrich einrichtete, der, wenn er aus Brasilien zurückgekehrt, mit meinem zweiten Sohne Max gemeinsam das Geschäft weiterführen sollte, wenn ich den Kampfplatz dieser Welt verlassen haben würde. Ein hohes Alter wünschte ich mir nicht, aber meinen Lebensabend von einer zahlreichen Familie umgeben zu sehen und die Gewißheit zu haben, daß nach meinem Tode das Geschäft, welches ich errichtet, von meinen Söhnen in derselben Art weitergeführt werde, das war mein

letzter Wunsch, nachdem ich auf eigenen, persönlichen, individuellen Lebensgenuß Verzicht geleistet hatte.

Inzwischen nahte der 19. Juli 1841 heran, der Geburtstag meiner Frau und der Tag, an welchem wir vor 25 Jahren unsere Hochzeit gefeiert hatten. Curschmanns waren schon seit Anfang Sommer mit ihrem Freunde Friedrich Förster in dem neuen, behaglich eingerichteten Landhause in Langfuhr unsere Gäste gewesen. Sie waren es vornehmlich, die im Geheimen Vorbereitungen trafen, dieses schöne Familienfest durch ihr dichterisches und musikalisches Talent zu verherrlichen.

Schon beim Anbruch des festlichen Tages empfing den tiefbewegten Jubilar beim Verlassen des Schlafzimmers der ganze Kreis seiner lieben Verwandten und vieler ihm freundlich Gesinnter. Auch die hochbetagte Mutter fehlte bei diesem Empfang nicht und umarmte den Sohn, dessen graues Haar auch schon an das kommende Alter mahnte. Die bald darauf am Arm ihrer Tochter erscheinende Jubelbraut wurde von den Ihrigen ebenfalls umarmt und geküßt und von den andern Anwesenden lebhaft begrüßt. Ihrer Denkungsart gemäß richtete sie ihre Blicke, dankbar für so viel erlebtes Glück zum Himmel.

Gemeinsam und gefolgt von unsern Gästen zogen wir durch den mit Fahnen und Blumenguirlanden reich geschmückten Garten zu einem Platze, auf dem Geschenke aller Art von Freunden und Bekannten aufgestellt waren. Silberne Blumensträuße, die Symbole des herannahenden Greisenalters, wurden dem Ehepaar angesteckt, und man erging sich in lebhaftem Gespräch und im Gefühl der ungetrübten und glücklichen Gegenwart in dem schön geschmückten Garten.

Aber die Hauptfestlichkeiten sollte erst der Abend bringen, zu dem ein großer Kreis von Freunden und Bekannten, wohl an 120 Personen geladen worden war. Im Gartensaale war ein kleines Theater errichtet, auf welchem zuerst ein von Friedrich Förster gedichtetes Fest- und Liederspiel aufgeführt wurde. In ihm übten die bekannten Curschmannschen Lieder mit veränderten und beziehungsreichen Worten ihren immer gleichbleibenden Zauber auf Alle aus. Die Kinder und Verwandten beglückwünschten in anmuthigen, kleinen Gedichten das Jubelpaar und wünschten ihm ferneres Glück und Gedeihen. Den Schluß bildete ein von Curschmann componirtes, mehrstimmiges Lied mit Glockenbegleitung „Glöcklein im Thale", welches die Zuhörerschaft alsbald in eine gehobene Stimmung versetzte. Nach dem Festspiel folgten weitere schicklich ersonnene Scherzspiele. So sang die damals erst zwölfjährige Melitta im Costüm des Tankred Rossinis bekannte Arie „o, patria" zur allgemeinen Erheiterung, und sechs, als alte Jungfern costümirte Damen, trugen den bekannten

Chor aus Lucretia Borgia von Donizetti vor und überreichten unter allerhand scherzhaften Anspielungen die sechs alterthümlichen Stühle, auf denen sie gesessen und deren Polster sie kunstvoll gestickt hatten, zum angenehmen Geschenk.

Einem solennen Abendessen, das im ersten Stock eingenommen, und bei dem gar mancher Toast ausgebracht und erwidert wurde, folgte für die Jugend im Gartensaal, aus dem die Bühne entfernt war, ein kleiner Ball, der von dem Jubelpaar, wie üblich, mit einer Polonaise eröffnet wurde.

Aber trotz Geräusch, hausherrlichen Pflichten und sonstigen Erregungen wollte es doch in meinem Innern zu keinen unbefangenen Genuß der Gegenwart kommen, und ich hätte viel darum gegeben, die Erinnerungen an die wechselvollen Schicksale der verflossenen 25 Jahre in meinem dankbaren Gemüth sammeln und an mir vorüber ziehen lassen zu können.

Es gehörte nicht viel Nachdenken dazu, um mein Geschick in jeder Beziehung zu preisen und Gott für das Erlebte dankbar zu sein. Nicht durch meinen erworbenen Reichthum allein, sondern mehr noch durch meine Ansicht von der Verwerthung desselben war ich dazu gelangt unter meinen Mitbürgern eine so bevorzugte Stellung einzunehmen. Alle meine Kinder schienen zu gedeihen, und wenn auch keins von ihnen ohne Fehler war, so schienen sie doch alle, auch die jüngsten, begabt und von Grund aus gutmüthig beanlagt, und ich durfte hoffen, daß sich auch bei ihnen das Wort des Dichters: „Guten geht es am Ende doch gut", bewähren würde. Auch hatte ich selbst bei den kleinen und noch unerzogenen Kindern in Folge ihres regsamen Geistes eine mir unsympatische Unbedeutenheit nicht zu befürchten.

Wie aber geht es zu, daß das Bewußtsein eines völlig unbewölkten Glückes uns doch traurig stimmen kann!

Mit solchen Gedanken und in einer Stimmung, die zwischen Wehmuth und Dankbarkeit gegen Gott schwankte, verließ ich den geräuschvollen Tanzsaal und ging in den oberen Stock, wo ich noch einzelne ältere Freunde bei der Flasche am Speisetisch im eifrigen Gespräch fand.

„Wir gehen", rief einer unter ihnen mir entgegen, „Ihren wechselvollen Lebenslauf durch und können nicht umhin, Sie für einen besonders bevorzugten Menschen zu halten, wenn wir Ihr Leben mit dem Anderer vergleichen. Eine rechtschaffen erworbene Wohlhabenheit ermöglichte es Ihnen, ein Haus zu gründen, in dem eine treffliche Hausfrau in liebenswürdigster Weise waltet. Gesundheit, wohlgeartete und gute Kinder, unter denen eine Tochter durch große Schönheit und unvergleichliches

Talent sich vor allen andern auszeichnet, wahrlich, alter Freund, das sind Güter, um die ein Jeder Sie beneiden muß. Also stoßen wir noch einmal an, und möge Ihnen das Schicksal auch fernerhin ebenso freundlich gesinnt bleiben wie bisher. Dieser Wunsch ist gewiß ein berechtigter, denn Sie wissen es ja:

„Mit des Schicksals Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten".

Mit diesem Ausspruch war nun der wunde Fleck meiner Stimmung getroffen. Das war es ja, was ich schon den ganzen Tag mit mir herumgetragen hatte, weniger als einen festen Gedanken, als ein dunkles unbestimmtes Gefühl. Als längst alle Tanzmusik verstummt war und alle Geladenen uns verlassen hatten, grübelte ich noch in meinem einsamen Schlafzimmer über diese Worte nach, furchtsam erwägend, von welcher Seite zuerst der Schlag mich treffen werde, dessen Niederfallen mir unvermeidlich schien.

Die nächste Zeit nach den festlichen Tagen verging ruhig unter kaufmännischen Berufsarbeiten und gewohnten Zerstreuungen.

Am Morgen des 19. August klagte unser guter Curschmann, nachdem er schon einige Tage an heftigen Zahnschmerzen gelitten hatte und sich in Folge dessen den schadhaften Zahn hatte heraus ziehen lassen, über stechende Schmerzen an einer Stelle des Unterleibs. Der geschickte Hausarzt, Dr. Götz, der am nächsten Tage zu Curschmann gerufen wurde, verhehlte uns nicht, daß unter Umständen diese Schmerzen einen gefährlichen Charakter annehmen könnten, vorläufig aber eine Gefahr nicht vorzuliegen scheine, da kein merkliches Fieber wahrnehmbar sei. Curschmann hütete zwar das Bett, brachte aber den größten Theil des Tages guten Muthes zu, sich freundlich mit uns unterhaltend, oder mit Lectüre beschäftigt. Als jedoch am 22., nachdem die verschiedensten Mittel wirkungslos geblieben, der Kranke sich schwächer fühlte, theilte mir Dr. Götz im Vertrauen mit, daß er eine Durchbohrung eines gewissen Theils des Darmes befürchte, daß aber die Symptome dieses sehr selten beobachteten Falles so unsicher seien, daß man sich auch täuschen und eine einfache Unterleibsentzündung vorliegen könne. Sollte der erste Fall, eine Durchbohrung des Darmes, stattgefunden haben, so sei leider die Genesung vollständig ausgeschlossen.

Nicht wenig erschrocken über diese Mittheilung, die ich vorläufig außer meiner lieben Frau noch allen verbarg, hatte ich leider im Laufe des Tages vermehrte Ursache anzunehmen, daß der schlimmere Fall, von dem der Arzt gesprochen, bei dem Patienten eingetreten sei. Gegen Abend steigerten sich die Schmerzen und die Gesichtszüge nahmen einen

merkwürdig veränderten Ausdruck an. Rose wich nicht vom Krankenbette, aber alle Krampf und Schmerz stillenden Mittel blieben leider ohne allen Erfolg. Am nächsten Tage trat eine Verschlimmerung der Krankheitserscheinungen ein, und es mußten noch zwei weitere Aerzte, Dr. Lievin und Dr. v. Duisburg, hinzugezogen werden, welche die Krankheit auch für äußerst schwer und bedenklich erklärten. Als aber am 24. früh Morgens eine starke Ausleerung erfolgte, nach welcher sich der Kranke sehr erleichtert fühlte und auch etwas schlief, waren wir alle sehr erfreut über die vermeintlich günstige Wendung, welche die Krankheit zu nehmen schien. Beruhigter empfingen wir daher am andern Morgen die Aerzte, ihnen mittheilend, daß der Kranke nunmehr in einem zwar unruhigen, doch anscheinend erquickenden Schlafe läge und nach seiner eigenen Aussage fast ganz frei von Schmerzen, wenn auch etwas ermattet sei.

Nachdem die Aerzte ins Krankenzimmer geführt worden waren und eine Zeit lang den Zustand des Patienten geprüft hatten, sahen wir sie bald mit verstörten Gesichtszügen aus dem Zimmer kommen, und auf unsere dringende Bitte, uns über den Zustand Curschmanns genaue Auskunft zu geben, ersuchten sie die Mutter und mich, in einen angrenzenden Raum zu treten und machten uns dort die erschütternde Mittheilung, daß sie alle Hoffnung, den Kranken zu retten, aufgegeben hätten. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde er nicht bis Ende des Tages, keinesfalls aber länger als 24 Stunden am Leben zu erhalten sein, da der Puls merklich schwächer würde und die Schmerzlosigkeit wohl nur mit dem ersten Auftreten des kalten Brandes zusammenhinge. Der Jammer im ganzen Hause war unbeschreiblich. Ganz konnten wir doch auch Rose nicht die Gefahr verbergen und in Schmerz aufgelöst, mit wie abwesend starrenden Augen empfing sie aus unserm Munde die ihr gänzlich unerwartete Trauerbotschaft.

Dr. Götz, der das Krankenzimmer nicht mehr verließ, brachte die nächste halbe Stunde allein mit dem Kranken zu, welcher zwar immer schwächer wurde, aber ohne Schmerzen zu sein schien und bei vollem Bewußtsein blieb. Mit großer Ruhe und der ihm eigenthümlichen, gemessenen Weise fragte er den neben ihm sitzenden Arzt, ob es wahrscheinlich wäre, daß er noch bis zum Abend leben würde. Der verständige Arzt glaubte ihm über seinen Zustand kein Hehl machen zu dürfen und erklärte, daß dieses höchst zweifelhaft sei.

„Nun denn", sagte der Kranke, „bitte ich Sie, mir ohne Zeitverlust eine Gerichtsperson aus Danzig kommen zu lassen, der ich meine

letztwillige Verfügung diktiren kann. Auch möchte ich mich noch eine kleine Weile mit meiner geliebten Frau allein unterhalten".

Bald nachdem der Arzt ihn verlassen, um diese Aufträge auszuführen, trat meine liebe Frau mit der schwankenden, vor Schmerz fast aufgelösten Tochter ins Krankenzimmer.

„Beruhige Dich, liebe Rose, und bezähme, ich flehe Dich an, diesen unbändigen Schmerz, der ja unserm Kinde, welches Du unter Deinem Herzen trägst, schädlich, ja tödtlich werden kann. Haben wir nicht oft genug zusammen philosophirt, daß man allen Ereignissen des Lebens am besten mit gelassener Ruhe und Gottvertrauen entgegengeht? Glauben wir nicht beide an ein Wiedersehen in einer besseren Welt? Laß uns also ruhig und freudig bis zu diesem Wiedersehen von einander Abschied nehmen. Bringe mir doch auch Dein Album her!"

In dies Album hatte Curschmann einige Tage zuvor einen zierlichen Blumenkranz eigener Erfindung gezeichnet und mit hübschen, in lebhaften Farben und Gold gemalten Arabesken verziert. Als Rose das Buch herbeigeschafft hatte, schrieb der Sterbende die beiden Worte „Lebe wohl" mit fester Hand in die Mitte des Kranzes hinein.

„Behalte dies und erinnere Dich noch viele Jahre dabei an Deinen Dich über alles liebenden Mann. Und nun, liebe Mutter, lassen Sie mich mit Rose eine kurze Zeit allein".

Was in der nächsten Viertelstunde zwischen den beiden Ehegatten verhandelt worden ist, darüber hat meine Tochter immer geschwiegen. Nur einmal machte sie eine Andeutung, daß er sie in dieser letzten Stunde gebeten habe, sich nicht wieder zu verheirathen, da es ihm ein schmerzliches Gefühl sei, sich vorzustellen, daß sie jemals nach ihm noch einem andern Manne angehören könne.

Als meine Frau später wieder eingetreten war, ergriff er auch ihre Hand und sprach:

„Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich gethan und mir gewesen sind, eine zweite Mutter, die ich ebenso verehrt und geliebt habe, wie meine eigene. Und nun bitte ich Euch, Ihr Geliebten, mäßigt Euren Schmerz. Seht, wie ruhig ich sterbe, da ich, obgleich ich nichts Großes in der Welt geschaffen, doch das Gute aufrichtig gewollt habe, und also bei Gott wohl gut aufgenommen sein werde. Ja, wenn nach meinem Tode noch meine Lieder von der einen oder der andern guten Seele gesungen werden, so habe ich doch nicht ganz umsonst gelebt".

Auch mich, der ich eingetreten war, küßte er herzlich, indem er mich in seine Arme schloß.

Der Notar, der Curschmanns letzten Willen aufsetzen sollte, erschien, und wir Alle verließen, vom Schmerz überwältigt, das Sterbezimmer.

Wir hörten später, daß er das Testament, in welchem er seiner Wittwe und deren Kindern den Besitz seines Vermögens zusicherte, nur unterschreiben konnte, indem ihm die Hand dabei geführt wurde.

Bald darauf begann denn auch ein furchtbarer Todeskampf. Mit ungeheuren, fast übernatürlichen Kräften ging der Sterbende der ihn bedrängenden Auflösung entgegen, und erst gegen vier Uhr Nachmittags konnte er, aus schwerem Kampfe durch den Tod erlöst, seine schöne Seele aushauchen.

Mein Lebensglück lag nun in Trümmern! Die Poesie der letzten fünf, sechs Jahre war auf immer dahin: Wenn ich auch für mich, die Mutter und die andern Kinder auf die alles lindernde Zeit hoffen konnte, so war doch für Rose, deren Charakter ich kannte, eine solche Hoffnung ausgeschlossen.

Still und theilnahmslos saß sie während der zunächst folgenden Tage am Sarge des Geliebten, selbst ohne Interesse für ihren Knaben, der das sprechende Ebenbild des Verewigten war. Am dritten Tage begleiteten wir die sterblichen Ueberreste des vortrefflichen Sängers unter zahlloser Betheiligung von Langfuhr nach dem Kirchhofe Sanct Salvator, wo ich mir ein Erbbegräbniß gekauft hatte. Hier ruhte er als Erster auf der jüngst erworbenen, friedlichen Stätte. Auf seinem Grab steht ein einfaches Denkmal von Stein mit der Inschrift:

Hier ruht Friedrich Curschmann
Tonkünstler.

Er sang Natur, Unschuld,
Liebe und Sehnsucht,
Und lebte, wie er gesungen,
Naturtreu, in Liebe und Sehnsucht
Nach Unvergänglichem,
Vom 21. Juni 1805
Bis zum 24. August 1841.

Schwer wird es mir ein Bild von den nächsten Monaten zu entwerfen, welche wir noch in Langfuhr in Jammer und Schmerz verlebten.

Immer düsterer wurde der Tochter Gemüthsstimmung, und nichts konnte ihr die geringste Theilnahme abgewinnen. Vergeblich versuchten wir sie auf die Schönheiten der Natur in den herbstlichen Tagen, auf die Liebenswürdigkeit ihres Sohnes Paul aufmerksam zu machen, vergeblich

auch ihr Interesse für die Armen und ihre Noth zu erregen und ihre kindliche Liebe für die Eltern wieder zu wecken. Sie blieb theilnahmslos und in sich gekehrt. Die Aerzte riethen, das Haus der Trauer zu verlassen, und wir beschlossen denn auch, nach Berlin zu gehen, wo die Mutter in Curschmanns Wohnung der unglücklichen Wittwe Gesellschaft leisten wollte. Schon auf der Reise war Rose von einer namenlosen Angst und Unruhe ergriffen, und als wir in Berlin angekommen, uns dem Schauplatz ihres für immer verlorenen häuslichen Glückes näherten, wurde sie ohnmächtig, und wir mußten sie bewußtlos in ihre Wohnung hinauftragen. Bald darauf wurde sie unter Lebensgefahr von einem todten Mädchen entbunden. Allerdings schien sie Anfangs die Folgen dieser vorzeitigen Geburt zu überwinden, und bald konnte sie, da ihre körperlichen Kräfte zunahmen, das Bett verlassen. Als der Arzt uns Hoffnung gab, daß die Tochter bei guter Pflege und unbedingter Ruhe wieder hergestellt werden könnte, athmeten wir Alle erleichtert auf. Meine Frau rieth mir; mit einigen meiner Kinder eine Reise zu unternehmen, wodurch sich in der Wohnung eine ruhigere Abgeschlossenheit, wie sie die Aerzte empfohlen hatten, erreichen ließ.

Da ansehnliche Holzgeschäfte für das nächste Jahr in Frankreich bevorstanden, so entschloß ich mich, mit meiner Tochter Selma und einer ihrer Freundinnen auf vier bis fünf Wochen nach Paris zu gehen. Wir reisten Ende Januar, über Roses Gesundheit und Gemüthszustand einigermaßen beruhigt, von Berlin ab und kamen ohne Unfall in Paris an. In einer gemüthlichen Wohnung fühlten wir uns bald heimisch, und mir gingen unter kaufmännischen Beschäftigungen, den beiden jungen Mädchen aber unter den üblichen Zerstreuungen der Hauptstadt ein paar Wochen gut und schnell vorüber.

Kurz vor unserer Abreise indessen ereignete sich ein für mich sehr unangenehmes Intermezzo. Vor ungefähr zehn Jahren hatte mein Disponent Teubner in Danzig an ein Haus in Havre eine Ladung Weizen geschickt, welche dasselbe in der Qualität nicht befriedigt hatte, und die deshalb für meine Rechnung in ihrer Stadt zu Boden genommen worden war. Als später dieser Weizen verkauft wurde, stellte sich ein Verlust von 25,000 Francs heraus, den zu tragen ich mich entschieden geweigert hatte. Mich in Deutschland oder in Preußen wegen dieser 25,000 Francs zu verklagen, da man in der Sache sowohl, wie in der Form augenscheinlich Unrecht hatte, wäre von sehr zweifelhaftem Erfolg gewesen. Das französische Haus hatte aber von meiner Anwesenheit in Paris Nachricht erhalten und suchte mich nun durch Personalarrest einzuschüchtern, um die verlorene Summe, die sich durch Zinsen und Unkosten

auf 50,000 Francs vergrößert hatte, zurückzuerhalten. So wurde ich denn am 5. März von einem sogenannten garde de commerce in richtigster Form arretirt und mußte, um nicht ins Gefängniß zu spazieren, bei einem Banquier eine Bürgschaft von 50,000 Francs stellen lassen um dann den Prozeß vor dem Handelsgericht zu Havre ausfechten zu lassen.

Einige Monate nach unserer Abreise von Paris überredete mich mein dortiger Agent, mich mit dem Hause in Havre zu vergleichen, und ich ließ mich auch bereit finden, mir diesen verhaßten Prozeß durch eine Zahlung von 28,000 Francs vom Halse zu schaffen.

Im April trafen wir wieder in Berlin ein und fanden, daß sich die Gesundheit Roses allmählig wieder gebessert hatte. Sie war zwar sehr still und schweigsam, schien aber ruhiger, zeigte mehr Theilnahme für ihren Sohn und konnte sich auch schon einige Stunden des Tages, die sie außer dem Bette zubrachte, mit Lektüre beschäftigen. Freilich waren ihre Nerven noch ungemein angegriffen, das leiseste Geräusch ließ sie zusammenfahren und erschrecken, und beim geringsten Widerspruch, den man ihren ausgesprochenen Ansichten gegenüber erhob, verfiel sie in Weinkrämpfe.

Es wurde nun aber doch nothwendig, daß wir zu unsern andern Kindern nach Danzig zurückkehrten, und wir konnten das mit etwas erleichtertem Herzen thun, da Rose eine andere Wohnung im Thiergarten beziehen wollte, in der sie die Erinnerungen an vergangene, bessere Zeiten nicht immer wieder aufregten, und zwei ihrer Schwägerinnen sie treu zu pflegen versprachen.

In Danzig erhielten wir denn auch zunächst befriedigende Nachrichten über Roses Befinden, die aber gegen Ende des Monats beunruhigenderen Mittheilungen Platz machen mußten. Die frühere Schwäche war in erhöhtem Maße wieder aufgetreten, und die Aerzte hatten sich über ihren Zustand recht bedenklich geäußert. Meine Frau und Schwester eilten auf diese bösen Nachrichten hin sofort wieder nach Berlin, aber schon nach wenigen Tagen, am 12. Juni, hauchte die Bejammernswerthe in den Armen ihrer Mutter und Tante nach schwerem Todeskampf ihren letzten Seufzer aus.

So war denn auch sie hingegangen, sie, die Tochter, an der ich mit mehr Liebe hing, als an irgend einem anderen menschlichen Wesen.

Die Einsargung der Verstorbenen in Blumen und Blüthen war in Berlin besorgt worden, und Friedrich Förster hatte es übernommen, die Leiche nach Danzig zu begleiten, wo sie an der Seite ihres vor noch

nicht zehn Monaten verstorbenen Gatten beigesetzt wurde. Auf ihr Grab auf dem Salvatorkirchhof ließ ich dann einen ähnlichen Stein setzen, wie er schon das Grab ihres seligen Mannes schmückte, und ihn mit folgender Inschrift versehen:

In dieses Grab sank
früh entblättert und verwelkt
im Frühling ihres Lebens
Rose, Eleonore Curschmann
Th. Behrends Tochter
geboren den 15. December 1818.

Sie war dem Edleren zugewendet,
Vielbegabt und bescheiden
Treu, fromm und wahr.
Sie lebte glücklich
Als Tochter, Gattin und Mutter,
Sie starb am gebrochenen Herzen,
Bewältigt vom Gram,
Zehn Monate nach ihrem Gatten
am 12. Juni 1841.

Ueber die Erziehung des armen, verwaisten Paul Curschmann gerieth ich bald darauf mit seinem Oheim, dem Geheimrath Sulzer in Berlin, in einen recht unerquicklichen Briefwechsel. Es wurde mir nämlich von demselben mitgetheilt, daß meine Tochter Rose nicht lange vor ihrem Hinscheiden seine Frau gebeten habe, sich nach ihrem Tode des Knaben anzunehmen und ihn bei sich erziehen zu lassen. — Da das Sulzersche Ehepaar kinderlos und der Knabe gut beanlagt und ein sehr liebenswürdiges Wesen hatte, so war die Bitte von Curschmanns Verwandten ihnen Paul zu lassen, sehr wohl erklärlich. Allein auch mir und meiner Frau war der Enkel über alles lieb und werth, und wir konnten uns daher schwer entschließen, ihn von uns zu geben. War aber der Wunsch meiner Tochter, ihren Sohn bei Sulzers erziehen zu lassen, klar und deutlich ausgesprochen, so mußte er meiner Anschauung nach auch erfüllt werden, denn ich hatte von jeher eine große Ehrfurcht für alle Wünsche Verstorbener. Da ja auch nicht zu leugnen war, daß wir den Knaben den allerbesten Händen übergaben und seine Erziehung und Ausbildung sich in dem ruhigen Sulzerschen Hause leichter gestalten konnten, als in dem meinigen, das weniger ruhig, und in dem auch noch eigene Kinder zu erziehen waren, so gab ich unter der Bedingung nach, daß Paul wenigstens im Sommer einige Monate bei uns in Langfuhr zubringen müsse.

Inzwischen war mein ältester Sohn Heinrich von Brasilien in England angekommen, und hatte dort in jugendlichem Leichtsinn als Vertreter der Hamburger Häuser mehr ausgegeben, als festgesetzt worden war. Ich konnte rechtmäßige und unrechtmäßige Forderungen, die an ihn gestellt wurden, nur durch Hergabe einer bedeutenden Summe befriedigen, und er konnte daher auch bei seiner Rückkehr ins Vaterhaus einen sehr guten Empfang meinerseits nicht erwarten. Es bedurfte längerer Zeit, ehe ich ihm wieder volles Vertrauen schenken und auf Zureden seiner guten Mutter verzeihen konnte.

Wir verlebten den Herbst und Winter zum ersten Mal in dem neu erbauten Hause in der Brodbänkengasse, das in seiner Einrichtung und Ausstattung allen Anforderungen, die man an eine bürgerliche Wohnung nur irgend stellen konnte, vollständig entsprach. Wir hätten so recht behagliche Tage in demselben zubringen können, wenn nicht durch die Trauerfälle doch ein anderer Geist über mich gekommen wäre, der, mich immer wieder an den bekannten Horazschen Ausspruch: „Sepulcri immemor struis domos“ erinnernd, die Freude am eigenen Heim nicht recht aufkommen ließ.

Mein zweiter Sohn Max, der, wie erwähnt, in einem in England befindlichen Geschäft untergebracht war, hatte dort die Bekanntschaft eines Herrn Henry Baker gemacht und für ihn mit meiner Einwilligung eine Reise nach Spanien und Portugal unternommen, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Da aber seine Briefe aus Spanien, das zu damaliger Zeit seiner unsicheren Straßen und schlecht geordneten Zustände wegen in keinem guten Rufe stand, sehr unregelmäßig eintrafen, waren wir um ihn in Sorge und erst wieder froh, als er endlich zurückkehrte. Er konnte, in Danzig angekommen, nur noch seine todtkranke Schwester umarmen, holte nach Roses Tod meine Frau von Berlin ab und war dann, in meinem Hause lebend, auch fortan in meinem Geschäft thätig.

Meiner Schwerhörigkeit wegen mußte ich mich immer mehr aus den Kreisen der Freunde und Bekannten zurückziehen, ja, dieses immer empfindlicher sich herausstellende Gebrechen machte auch den Verkehr innerhalb meiner Familie für mich peinlich und schwierig.

So war ich allmählig immer mehr auf mich angewiesen, ein Einsiedler, der seine Mußestunden in zwei für ihn in der sogenannten „Hangeletage“ eingerichteten Zimmern unter Büchern mit Studien zubrachte. Die neueste Philosophie war es, die mich vornehmlich anzog. Da mir aber alle systematischen Vorkenntnisse fehlten, konnte ich mich nur mit großer Mühe von den End-Schlüssen unterrichten, die aus der Hegel'schen

Philosophie zu ziehen waren. Als dann aber die Schule der Jung-Hegelianer das System ihres scharfsinnigen Meisters auf die Spitze trieben und Ansichten entwickelten, die geradewegs in die traurige Oede des Atheismus führten, da mochte ich nicht mehr mitgehen und machte mir als ein ausgesprochener Empiriker meine eigene Philosophie, die des gemeinen Menschenverstandes, zurecht. Während ich nun diese meine eigenen Anschauungen zu Papier brachte, wurde mir auch manches klarer, und diese neue, geistige Erwerbung machte mich froh und ließ mich hoffen, daß ich durch sie besser vorbereitet und gewappnet etwa wieder auf mich niederfallenden Schicksalsschlägen entgegentreten könne.

Die Sommermonate dieses Jahres verbrachten wir ruhig und angenehm in meiner Villa in Langfuhr. Im Winter aber beschloß ich, mit meiner Frau und den Kindern Selma, Melitta und dem kleinen, siebenjährigen Walther nach Paris zu reisen.

Mein Sohn Max hatte nach einer Kur in Pyrmont, die er seiner kranken Nerven wegen gebraucht hatte, eine Reise nach Italien unternommen, und wollten wir ihn auf seiner Rückreise in Paris treffen. Am 1. Januar 1844 reisten wir denn auch zunächst nach Berlin und von dort auf der theilweise bereits eröffneten Eisenbahn nach Brüssel. Hier rasteten wir einige Tage und besahen uns unter Führung meines Antwerpener Agenten, Wilhelm Ronstorf, der sich als ein Mann von guter Erziehung und gesellschaftlichen Formen zeigte, die Merkwürdigkeiten der Stadt. Bei einer solchen Excursion war es, daß mir meine Frau eines Morgens die Worte zuflüsterte:

„Wäre das nicht ein Mann für unsere Selma?"

Da er aber in keiner Weise die Absicht merken ließ, in unserer Familie aufgenommen werden zu wollen, wurde daran nicht weiter gedacht und die Reise nach Paris fortgesetzt. Dort hatte mir ein Geschäftsfreund in der rue des trois frères schon eine bescheidene Wohnung gemiethet, in die wir einzogen und uns darin bald so behaglich und heimisch fühlten wie etwa eine Pariser Familie, die von einer Reise in ihre altgewohnten Räumlichkeiten zurückkehrt. Aus meinem früheren Aufenthalt in der französischen Hauptstadt war mir alles Sehenswerthe bekannt, und so konnte ich meiner Frau und den Kindern ein guter Führer sein und war auch selbst sehr zufrieden, sie so empfänglich und entzückt für die vielen neuen und schönen Eindrücke zu finden. Die Musik war es vornehmlich, die uns unvergeßliche Genüsse brachte. Die italienische Oper mit Mario, Lablache, der Grisi und der Persiani wurde am häufigsten besucht und gab denn auch mancherlei Anlaß zum Austausch von Gedanken über Musik und Kunst im Allgemeinen.

Meine damals schon vollständig entwickelte, aber erst vierzehn Jahre alte Tochter Melitta zeigte ein so ungewöhnliches Talent für den Gesang, daß wir einen italienischen Lehrer annahmen, bei dem sie auch schnell gute Fortschritte in der gesanglichen Technik machte. Sie hatte von der Natur alle Anlagen erhalten, eine sehr tüchtige Künstlerin zu werden, aber ihre Neigung zu der mehr innerlichen, tieferen Auffassung der Musik, wie sie recht eigentlich im deutschen Liede zum Ausdruck kommt, ließ sie nur selten zu einer künstlerischen Vortragsweise gelangen, wie sie in der italienischen Gesangskunst zwar schnell hinzureißen, aber nicht so zum Herzen zu sprechen vermag.

Meine verstorbene Tochter Rose sowohl wie Melitta übten ihre Kunst immer nur zu ihrem eigenen Genügen und unbekümmert darum, ob das, was sie sangen, auch auf die Zuhörer gefällig und künstlerisch wirkte, aus, und stellten so das Licht ihrer künstlerischen Begabung oft genug unter den Scheffel.

Damals also in Paris war Melittas später hell aufstrahlendes Licht künstlerischen Könnens noch ein winziges Stümpfchen, dessen allmähliges Aufleuchten mir aber jetzt schon viel Freude machte und mich hoffen ließ, daß ich später ähnliche, stolze Vaterfreuden an ihr erleben würde, wie sie mir meine unvergeßliche Rose bereitet hatte.

Max, der nach seiner Kur durch die Schweiz nach Florenz und Rom gegangen war, schrieb uns, daß er sich fast ganz wiederhergestellt fühle und mit meiner vorausgesetzten Erlaubniß in Gesellschaft einiger Engländer nach Neapel und dann nach Palermo weiter zu reisen gedächte, von welcher Stadt aus man die Reise zu Pferde durch die Insel Sicilien fortzusetzen beabsichtige.

Seitdem blieben aber alle weiteren Nachrichten von ihm aus, und weil damals eine Reise durch die, bekanntlich von Räuberbanden durchstreifte Insel für ein sehr gewagtes Unternehmen galt, so steigerte sich unsere Unruhe bis zur allergrößten Besorgniß, welche uns allen Lebensgenuß in Paris verbitterte. Da mein Sohn oft und gern über seine Erlebnisse und Eindrücke auf den Reisen Mittheilung machte, und wir bedachten, daß selbst, wenn er erkrankt sein sollte, sicher einer seiner Begleiter den besorgten Eltern in Paris Nachricht hätte zukommen lassen, so fürchteten wir, daß er Räubern in die Hände gefallen und von diesen vielleicht ermordet worden sei.

In meiner Angst schrieb ich an alle mir bekannten Handelshäuser in Neapel und Messina, um Nachrichten von ihm zu erlangen, aber alle Antworten, die ich erhielt, lauteten wenig befriedigend. Man hatte

meinen Sohn zwar wohl und munter vor seiner Reise nach Sicilien gesehen, aber seitdem nichts weiter von ihm gehört.

Man kann sich also meine Aufregung vorstellen, als ich endlich unter andern mir zugegangenen Briefen einen fand, dessen Adresse Maxens wohlbekannte Schriftzüge zeigte. Nachdem ich meine Frau herbeigerufen und den lange erwarteten Brief in ihrer Gegenwart zitternd und zagend geöffnet hatte, entnahm ich demselben, daß mein Sohn sich nach einer genußreichen Reise durch Sicilien wieder über Neapel nach Rom begeben habe und sich nun vorbereite, über Marseille zu uns zu kommen. Unsere Freude über diese Nachricht war so groß, daß wir die Entrüstung über seinen Leichtsinn, mit dem er uns sechs Wochen fast ohne alle Nachricht gelassen hatte, bald vergaßen. In acht Tagen etwa langte er denn auch gesund und wohlgemuth bei uns an, und wir kehrten nach einigen frohen Tagen, die wir noch zusammen mit ihm in Paris verlebten nach Danzig zurück. Im Herbst dieses Jahres schien das Getreidegeschäft in Danzig einen schlechten Verlauf nehmen zu wollen. Obgleich ich mich selbst in meinen Unternehmungen sehr beschränkt hatte und dem allmähligen Fallen der Preise und einem geschäftsstillen Winter ziemlich ruhig entgegensehen konnte, war dies bei andern Kaufleuten in Danzig leider nicht der Fall. So war namentlich ein Nachbar von mir, der sich in meiner Nähe ebenfalls ein stattliches Landhaus erbaut hatte, in arge Verlegenheit gerathen. Er hatte, wie es sich herausstellte, in den nächsten zwei Monaten nicht weniger als 800,000 Thaler zu zahlen, die großen Lager von Weizen aber in seinen Speichern, sowie mehrere tausend Last, die er noch aus Polen zu erwarten hatte, waren damals so gut wie unverkäuflich. Der Concurs schien daher unvermeidlich.

Trotzdem machte ich den Versuch, einen Accord mit den Gläubigern herbeizuführen und sandte sofort eine Estafette an die Berliner Hauptgläubiger des betreffenden Kaufmanns, durch die ich sie aufforderte, sofort nach Danzig zu kommen, um mit mir und andern Betheiligten wegen einer eventuellen Aufrechterhaltung des Hauses in Berathung zu treten. Dieser Aufforderung kamen die Herren Güterbock, Mendelsohn und Saaling nach. Sie trafen in Danzig ein, und mit ihrer Hülfe gelang es mir, durch Geldvorschüsse, Indulderklärungen und Ankauf von Forderungen mit Rabatt die Falliterklärung beim Gericht zu verhindern. Ich hatte später die Freude, daß die ganze Angelegenheit gütlich abgewickelt wurde, und daß nach nicht langer Zeit der betreffende Kaufmann sich wieder als freier Mann etabliren und sein Geschäft fortsetzen konnte. Inmitten dieser Arbeit, der ich mit Eifer und Beharrlichkeit oblag, legte aber das Unglück seine Hand noch schwerer auf mich.

Im September war mein Sohn Max in großer Lebensgefahr gewesen, indem er bei einem Wettrennen von seinem Pferde, das gegen einen Pfahl anrannte und auf der Stelle todt blieb, eine große Strecke weit fortgeschleudert wurde. Zwar kam er ziemlich unbeschädigt davon, meine Frau aber war durch dies Ereigniß heftig erschreckt und erschüttert. Am andern Tage fuhr ich, da sie wieder wohl schien, Morgens von Langfuhr in mein Geschäft nach Danzig. Als ich aber am Nachmittag heimkehrte, fand ich meine Frau, über heftige Schmerzen im Unterleib klagend, im Bette liegen. Der schon früher aus der Stadt herbeigerufene Arzt, Dr. Lievin, schien der Sache keine Bedeutung beizulegen und verordnete verschiedene Mittel, um den Beschwerden, die er für eine hartnäckige Indigestion hielt, abzuhelfen.

Durch diesen Ausspruch über den Zustand meiner Frau vollständig beruhigt, und da ich mich auch selbst von der anscheinenden Geringfügigkeit der Krankheit überzeugt hatte, fuhr ich um 5 Uhr wieder zur Stadt zurück, wo ich zu einer kleinen Spielpartie eingeladen war. Als ich aber gegen 11 Uhr nach Langfuhr zurückkehrte, kam mir schon, weit von meinem Hause entfernt, meine Tochter Selma entgegen und theilte mir mit, daß es der Mutter leider garnicht gut ginge. Nach einem starken Erbrechen fühle sie die furchtbarsten Schmerzen im Unterleib und schien unter denselben sehr zu leiden. Ich schickte den Wagen sofort zurück, um Dr. Lievin wieder heraus zu holen, und eilte selbst an das Bett der Kranken. Als der Arzt kam und innere Mittel anwandte, trat zwar eine geringe Besserung im Befinden der Kranken ein, die Schmerzen aber, unter denen sie fast zu erliegen schien, wollten nicht aufhören, sodaß am nächsten Tage ein zweiter Arzt, Dr. Götz, zugezogen werden mußte. Aber auch dieser konnte trotz aller angewandten Mittel keine Linderung der Schmerzen herbeiführen. Am folgenden Abend blieb unser Hausarzt, Dr. Lievin, bei uns und weilte die ganze Nacht am Krankenbette. Nach Mitternacht berichtete er mir, daß meine Frau etwas ruhiger wäre und eine Crisis eingetreten zu sein schien. Augenblicklich befinde sie sich in einem erquickenden Schlummer, aus dem sie Niemand wecken dürfe. Sobald sie aber von selbst erwacht sei, werde man mich sofort rufen. Als ich benachrichtigt wurde, daß sie wach sei und mich zu sehen wünsche, eilte ich an ihr Bett und fragte, ob sie sich durch den kurzen Schlaf etwas gestärkt fühle.

„O, sehr", antwortete sie, umarmte und küßte mich.

„Nun", sagte ich, „so versuche jetzt nur noch weiter zu schlafen. Ich will Dich nicht weiter stören und nebenan in mein Zimmer gehen".

Frische Hoffnung im Herzen entfernte ich mich leise und warf mich, Gott dankend und vor Freude Thränen vergießend, vor meinem Bette auf die Kniee. Dann versuchte ich, da ich höchst erschöpft und ermüdet war, etwas zu schlafen. Aber bald weckte mich Dr. Levin und theilte mir das Entsetzliche mit, daß man sich in der Hoffnung, die Kranke am Leben zu erhalten, getäuscht habe, daß ihr Puls rapide abnehme und sie dem Ende nahe sei. Als ich in das Zimmer trat, hauchte sie eben in den Armen ihrer Schwester und Kinder ihre reine, schöne Seele aus. Ich aber stürzte wie vernichtet in mein Zimmer zurück und sank halb bewußtlos auf mein Bett.

Ich habe mir vorgenommen, über die Gefühle, die mich nach dem Tode meiner unvergeßlichen Frau bewegten, zu schweigen. Aber wer das Zusammenleben zwischen uns gekannt hat, wird den Schmerz über den unersetzlichen Verlust, der mich betroffen, ermessen können.

Die Section, in die ich auf Bitten der Aerzte einwilligte, ergab, daß sich seit längerer Zeit Steine in der Galle gebildet hatten und daß in Folge des heftigen Erbrechens dies Organ geplatzt war und den Tod herbeigeführt hatte.

Wir geleiteten die Entschlafene als Dritte in kurzer Zeit nach unserm Begräbnißplatz auf dem St. Salvator-Kirchhofe, um sie neben ihrer Tochter und ihrem Sohn Ehrschmann zu betten, und bald erhob sich auch auf ihrem Grabe ein Leichenstein mit folgender Inschrift:

Irdische Hülle
von Henriette, Eleonore Behrend
Tochter von Benjamin Silber
geboren in Elbing
den 19. Juli 1796.
gestorben in Danzig
den 30. September 1844.

Alle äußeren Dinge im Gemüthe betrachtend,
Demüthig im Glück,
Ergeben im Ungemach,
Lebte sie die gegebene Zahl der Tage
In Opferfreudigkeit und Selbstverleugnung
Und starb mit dem tief empfundenen
Vertrauen der Gerechten.

Nachdem mir so meine langjährige Lebensgefährtin, der Schutzgeist meines Hauses, durch den Tod entrissen war, schien es mir, als könne mir fortan im Leben nichts mehr recht gelingen. Meine zunehmende Schwerhörigkeit machte es mir fast unmöglich, mich der Erziehung der jüngeren, und Ausbildung der älteren Kinder, wie ich es wünschte, zu widmen. Die verstorbene Mutter hatte ja auch hierbei immer vermittelnd, begütigend alles in der schönsten Harmonie zu erhalten gewußt. Nun sah ich die beiden Töchter zu früh selbstständig und unabhängig werden, die älteren Söhne sich durch ihr leidenschaftliches Temperament zu manchen unbedachten Thaten hinreißen lassen, die jüngsten Söhne aber die wohlthuende Einwirkung einer häuslichen Erziehung durch eine sorgsame Mutter entbehren.

Für die mir noch verliehenen Tage blieb es jetzt meine Hauptaufgabe, die ältesten Kinder durch Verheirathung selbstständig zu machen und ihnen ein eigenes Heim zu gründen.

Schon vor dem Tode der Mutter hatte sich mein Sohn Heinrich mit einem Fräulein v. Graß, Tochter des Besitzers von Starzin, verheirathet, und ich hatte die Schwiegertochter ihres gesunden Verstandes und ihres für alle edleren Gefühle empfänglichen Herzens wegen bald lieben gelernt. Auch war ich dem Himmel dafür dankbar, daß er Heinrichs Wahl auf ein Mädchen gelenkt hatte, das später als Frau sich in das mitunter etwas launenhafte und unstäte Temperament ihres Mannes zu finden wußte und es gleichzeitig verstand, ihm Sinn für Haus und Familie einzuflößen, indem sie an allen Bestrebungen des für alles Wahre und Schöne begeisterten Mannes den lebhaftesten Antheil nahm. Die Neuvermählten hatten die Oberwohnung in dem von mir neu erbauten Hause in der Brodbänkengasse bezogen. Wie sollte ich aber für die Zukunft der beiden andern erwachsenen Töchter sorgen? Wie sie an tüchtige und ehrenwerthe Männer verheirathen? Blieben mir doch meiner Harthörigkeit wegen die täglichen kleinen Vorfälle im Hause, wenn nicht gerade meine Mitwirkung verlangt wurde, fast ganz verborgen.

Auch nach außen hin wollte mir nichts mehr recht glücken. Meine Thatkräftigkeit überschätzend und die Unerfahrenheit meiner mich einst ersetzen sollenden beiden älteren Söhne nicht erwägend, beging ich den Fehler, eine Gewehrfabrik in der Stadt und eine Eisengießerei in Günthershof bei Danzig anzukaufen und in diesen Fabriken in kurzer Zeit 100,000 Thaler festzulegen.

Ein bedeutendes Geldopfer, welches ich aber nie bereut habe, mußte ich auch noch bringen, indem ich der Schwester meiner seligen Frau, die vor Kurzem ihren Mann, den Gutsbesitzer Jebens auf Kitnowo

verloren hatte und in sehr bedrängten Vermögensverhältnissen zurückgeblieben war, pecuniär beistand, sodaß ihr nach dem Verkauf des Gutes noch eine jährliche Rente von 1000 Thalern übrig blieb, mit der sie in Elbing, ihrer Vaterstadt, leben konnte.

Meine Schwester Friederike hatte gemeinschaftlich mit der ältesten Tochter die Leitung des Hauswesens übernommen, und in ihrer Begleitung besuchte meine Tochter Melitta im nächsten Sommer eines chronischen Catarrhs wegen Kreuznach, während ich selbst Unterleibsbeschwerden wegen eine Kur in Wiesbaden gebrauchen mußte. Nachdem wir unsere beiderseitigen Kuren beendet hatten, machten wir noch gemeinschaftlich eine Excursion in die schönen Rheingegenden und besuchten dabei Bonn, wo ein großes Musikfest zu Ehren Beethovens stattfand, dessen Standbild bei dieser Gelegenheit enthüllt werden sollte. Die bedeutendsten Tonkünstler waren zu dem Fest erschienen. Liszt und Spoor hatten die Leitung der Musikaufführungen übernommen. Wir waren der Einladung meines alten Freundes, des Oberbürgermeisters von Bonn, Oppenhoff, gefolgt und verlebten in seinem Hause genußreiche Tage. Der König von Preußen und, als seine Gäste, die Königin Victoria von England mit ihrem Gemahl Prinzen Albert waren ebenfalls nach Bonn gekommen. Die großartigen Musikaufführungen in einem eigens dazu hergerichteten Saale gewährten uns einen herrlichen Genuß und namentlich hatte meine Tochter Melitta an ihnen eine große Freude. Damals erst sechzehn Jahre alt, erwarb sie sich bereits durch ihr Gesangstalent in Privatgesellschaften viel Anerkennung und Lob von den musikverständigsten Zuhörern.

Von Bonn aus beschlossen wir als Nachkur die Seebäder von Ostende aufzusuchen und reisten über Brüssel und Antwerpen dahin ab. Hier blieben wir etwa vier Wochen, und ich erlebte dort auch die Freude, daß sich meine älteste Tochter Selma mit dem Kaufmann Ronstorf aus Antwerpen verlobte.

Obgleich die Partie in mancher Hinsicht nicht als eine sehr wünschenswerthe erschien, da das Vermögen des schon vierzig Jahre alten Bräutigams nur ein kleines war, auch die weite Entfernung seines Wohnorts von dem unsrigen als wenig angenehm betrachtet werden mußte, so gab ich doch, da Ronstorf entschieden den Ruf eines Ehrenmannes in ganz Belgien genoß, und Selma aus eigenem Antriebe ihr Jawort gegeben hatte, bereitwillig meine Einwilligung zu dieser Verlobung.

Gerührt dachte ich auch daran, daß meine verstorbene Frau vor längerer Zeit ein solches Ehebündniß zwischen Ronstorf und Selma als ein passendes bezeichnet hatte.

Nachdem wir noch einige Tage in Brüssel verweilt hatten, um die Ausstattung für das künftige Ehepaar zu besorgen, kehrten wir nach Danzig zurück, wo denn auch im Dezember die Vermählung in meinem Hause stattfand, nach der sich nun meine liebe Tochter weit, weit von ihrem alten Vater nach dem neuen Wohnsitz in Antwerpen begab.

Im Winter des Jahres 1846 wurden in Danzig Concerte und theatralische Vorstellungen zu wohlthätigen Zwecken gegeben, die, damals noch etwas Ungewöhnliches, von den Danzigern stark besucht wurden. Die Hauptstützen dieser Aufführung waren mein ältester Sohn Heinrich, der ein nicht ganz unbedeutendes Talent als Schauspieler documentirte und meine eben erwachsene Tochter Melitta, die durch ihren damals schon hervorragend schönen Gesang das Publikum zu lautem Beifall hinriß.

Im Sommer wollte ich wieder eine Brunnenkur in Karlsbad gebrauchen und reiste zunächst nach Berlin. Hier wurde mir von dem Finanzminister Flottwell die Administration einer bei Dirschau zu erbauenden, großartigen Maschinenbauanstalt angetragen, und da der Interessenantheil, welchen ich bei dem Unternehmen haben mußte, kein unerschwinglicher war, und ich glaubte, daß mir eine Verbindung mit dem Finanzministerium und der Seehandlung auch in meinen andern Geschäften von Nutzen sein könnte, nahm ich den Vorschlag an. Die Verhandlungen über diese Angelegenheit, die Entwerfung eines Gesellschaftsvertrages und andere Formalitäten erforderten aber so viel Zeit, daß ich meine Badereise aufgeben mußte und in Berlin blieb.

Leider erhielt ich hier von Herrn Geheimrath Sulzer, der mit seiner Frau und meinem Enkel nach Posen übergesiedelt war, die betrübende Mittheilung, daß Paul Curschmann bedenklich an einem typhösen Fieber erkrankt sei, und bald erfuhr ich denn auch zu meinem großen Schmerz, daß er am 31. Mai, an seinem achten Geburtstag, dieser Krankheit erlegen sei.

Mit dem lieblichen, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Knaben war die Familie Curschmann, Vater, Mutter und Sohn, alle in jugendlichem Alter, von dieser Welt genommen. Der Tod hatte gerade unter den Jüngeren in meiner Familie stark aufgeräumt, während die Aeltesten, meine fast neunundachtzigjährige Mutter und ich selbst, die wir vom Leben wenig mehr zu erwarten hatten, übrig blieben.

Der Tod Pauls hatte noch ein anderes Ereigniß zur Folge, da ich durch ihn, noch im späten Alter, der Erbe meines Enkels wurde. Meine Tochter Rose hatte ihr ganzes Vermögen im ungefähren Betrage von 45,000 Thalern ihrem Sohne Paul hinterlassen, und ich sollte ihn

nun als nächster Verwandter in aufsteigender Linie beerben. Im Kreise meiner Familie wurde die Frage vielfach erwogen, ob ich mit gutem Gewissen die mir zugefallene Erbschaft antreten könne. Einerseits bedurfte ich zwar dieses Zuwachses meines Vermögens nicht unbedingt, anderseits aber waren alle Verwandten meines verstorbenen Schwiegersohns wohlhabend und frei von Sorgen für die Zukunft. Nach vielfachen Erwägungen aller Umstände erschien es mir durchaus in der Ordnung, die Erbschaft anzutreten, und ich theilte diesen meinen Entschluß den beiden Schwägern meines Schwiegersohns, Geheimrath Sulzer und Herrn Humbert mit, indem ich mich bereit erklärte, etwaigen armen, entfernteren Verwandten eine jährliche Pension zu bewilligen, und auch sonst, wenn es nöthig werden sollte, Nichten und Neffen meines Schwiegersohns mit einem kleinen Capital auszustatten.

Die Familien Sulzer und Humbert schienen die Sache aber anders aufzufassen, denn sie brachen in ziemlich beleidigender Weise den Umgang mit mir ab, und alle früheren, freundschaftlichen Beziehungen hörten auf.

Neuerdings hatte ich den Plan erwogen, ob es nicht doch richtig sei, wiederum wie früher einen Theil des Jahres in Berlin zu verleben und kam zu diesem Entschluß schon meiner Tochter Melitta wegen, der ich Gelegenheit geben wollte, sich in ihrer Kunst weiter auszubilden. Im October bezogen wir denn eine in der Jägerstraße Nr. 63 auf vier Jahre gemiethete Wohnung, die ich mit Möbeln, Gemälden und andern Sachen aus meinem neuerbauten Hause in der Brodbänkengasse zweckmäßig, behaglich und elegant einrichtete. Mein Haus in Danzig aber verkaufte ich an meinen Bruder August für einen mäßigen Preis. Ich war im Voraus sicher, dieser Uebersiedlung wegen von guten Freunden, Nachbarn und Verwandten scharf getadelt zu werden. Man konnte mir mit Recht meine Unbeständigkeit vorwerfen, da ich, der ich noch vor zwei Jahren, als ich mein neues Haus baute, geäußert hatte, bis an mein Lebensende in Danzig bleiben zu wollen, nun wieder das Glück in wechselnden Verhältnissen zu suchen bestrebt war. Als ob ich das Schicksal nach meinem Willen und Neigungen zu lenken im Stande wäre!

Was meine Neigungen betraf, so waren diese im Laufe der Zeit so zusammen geschrumpft, daß sie bei meinem Entschluß wenig in Betracht kamen. Den Hauptgrund für meine Uebersiedlung nach der Hauptstadt habe ich schon angedeutet, er hing mit dem Wohl meiner Tochter Melitta zusammen.

Wie mein Vater sich einst über die Bauern von Ließau, hatte auch ich mich und meine Familie über das Niveau meiner damaligen Mitbürger in Danzig etwas emporgehoben, und es schien mir kaum möglich, daß sich für

meine Tochter dort ein Kreis finden dürfte, der ihren Ansprüchen an ein gesellschaftliches Leben genügen würde. Auch glaubte ich hoffen zu dürfen, daß meine Tochter in Berlin bessere Aussichten haben werde, sich zu verheirathen. Die Zukunft meiner Kinder war ja doch das, was mich jetzt allein noch beschäftigte. Freilich beschränkte sich meine Aufgabe bei der Erziehung der jüngeren Knaben Raimund und Walther, die ich zu ihrer weiteren Ausbildung wieder der Schule in Pforta anvertraut hatte, nur auf die Beobachtung derselben in der kurzen Zeit, die sie in den Ferien zu Hause zubrachten, und auch dann war meiner jetzt immer mehr zunehmenden Schwerhörigkeit wegen das Erkennen der Art und des Naturells dieser jüngeren Söhne schwierig. Was mich selbst anbetrifft, so blieb mir, da der Theaterbesuch und größere Gesellschaften, in denen ich am allgemeinen Gespräch nicht mehr theilnehmen konnte, aufgegeben werden mußten, nur einsame Arbeit am Schreibtisch, Lektüre und die Freude, die ich an dem Gesang meiner Melitta hatte, allein noch übrig. Es durfte also mindestens entschuldbar sein, wenn ich mir diese Abgeschlossenheit von der Außenwelt durch einen Aufenthalt in der Hauptstadt erträglicher zu machen suchte. Mein Sohn Max und meine Tochter Melitta, deren Gesundheit doch noch immer zu wünschen übrig ließ, sollten, wie schon im vergangenen Jahre, auch in diesem Sommer wieder in Begleitung ihrer Tante und einer Gouvernante ihr Heil in Pyrmont versuchen. Ich selbst reiste ihnen im August in Begleitung meiner Nichte Jebens dahin nach, da es in meinem Plan lag, mit ihnen zusammen nach beendigter Badekur meine Tochter in Antwerpen zu besuchen. Selmas Entbindung stand im September bevor, und ich wünschte bei dem neugeborenen Kinde Gevatter zu stehen. Da nun aber nach neueren Nachrichten die Geburt des Kindes erst im October zu erwarten stand, beschloß ich, die Zeit, die uns bis dahin noch übrig blieb, zu einer kleinen Reise nach der Schweiz zu benutzen.

Wir gingen zunächst nach Cöln und von dort in kurzen Tagereisen den Rhein aufwärts zunächst nach Bonn, um in Begleitung meines Freundes Oppenhoff Ausflüge in die Umgebung zu machen und dann nach Coblenz, wo wir von Herrn v. Bernuth, einem Schwager meines Sohnes Heinrich, nicht minder gut aufgenommen wurden.

Nachwort.

Hier enden die Aufzeichnungen meines verstorbenen Vaters. Ich aber glaube allen denen, die dieselben gelesen und die sich für das Schicksal desselben interessirt haben, einige kurze Nachrichten über seine letzten Lebensjahre und seinen Tod schuldig zu sein.

Die letzte Aufgabe seines reich bewegten Lebens sollte, wie er im zweiten Theil seiner Aufzeichnungen mitgetheilt hat, hauptsächlich in der Sorge für die Zukunft seiner Kinder bestehen. In Folge seiner rastlosen Thätigkeit als Kaufmann konnte er sie in Verhältnissen zurücklassen, die ihnen eine gesicherte Existenz gewährten, wie gerne aber hätte er es noch erlebt, die ältesten seiner Kinder, Max und Melitta, am eigenen Herd glücklich verheirathet zu sehen. Dieser Wunsch sollte ihm nur theilweise in Erfüllung gehen, da sich Max noch zu seinen Lebzeiten mit der liebenswürdigen und talentvollen Tochter des englischen Componisten Balfe verheirathete.

In einem Gedichte, das er einer Freundin im Jahre 1851 aus Berlin übersandte, finden sich einige Verse, die auf diese Schwiegertochter als die „kleine Grille, die an seinem Herde leichtfüßige Melodieen zirpt", Bezug haben, und sie mögen, da sie des Vaters bis ins hohe Alter andauernde Liebe zur Musik in anmuthiger Weise zum Ausdruck bringen, hier einen Platz finden:

Schön ist die Tonkunst, wenn Dich ihre Leiter
Empor ins Reich der Harmonieen trägt,
Wenn ihr Accordenschluß, bald ernst, bald heiter,
Dir gleichgestimmte, inn're Saiten regt;
Da wird in Klängen, wie auf Wellen, weiter
Dein Busen Dir, zu Freud und Schmerz bewegt
Wie Orgelton aus eines Tempels Pforte,
So spricht's zu Dir, beredtsam ohne Worte.

Mir selber wob sie sich, ein seidner Faden,
Oft in des Tagwerks groben Stoff hinein;
Und war das Herz je wund und grambeladen,
Stets gabs ein Lied, es wieder zu erfreun.
Sie war ein Trost mir auf den Lebenspfaden,
Ein Cultus und ein Morgendämmrungsschein;
Als sei ein Unterpfand von höher'm Leben
In dem Geheimniß dieser Kunst gegeben.

Und als mir nun ein lieblich Kind erblühte,
Mit reiner Stimme, sanft wie Flötenklang,
Das, wie sein Vater, für Musik erglühte,
Und kunstgeweiht mir meine Lieder sang —
Da mahnte mich an jene schöne Mythe
Der Jugendzeit, was mir zum Herzen drang.
Ich glaubte stolz, das Höchste sei errungen —
Doch flüchtig sind die Lieder mir verklungen.

Zwar hört man heut noch in Gesangesfülle,
Melittas Lieder durch die Räume ziehn,
Auch zirpt noch eine andre kleine Grille
An meinem Herd leichtfüß'ge Melodien;
Doch todt ist schon mein Ohr — in öder Stille
Befangen der unthätig stumpfe Sinn,
Und Leid und Lust, im Tonmaaß einst bereitet,
Sind jetzo abgethan und ausgebeutet.

Auch erhellt aus diesen Versen, wie sehr meinen Vater das sich immer schöner entwickelnde Gesangstalent seiner Tochter Melitta erfreute. Sie verkehrte in Berlin in den besten musikalischen Kreisen und sang dort mit schöner Stimme und tiefer Empfindung zur Freude und zum Stolz ihres Vaters namentlich die Schumannschen Lieder.

Ein Jahr nach dem Tode des Vaters verheirathete sie sich mit Gustav v. Below auf Rutzau; der Schreiber dieser Zeilen gründete sich aber erst zehn Jahre später ein eignes Heim in Pr. Arnau, in das er seine Frau Martha, eine Tochter des Consul Oppenheim, führen durfte, und das er noch heute besitzt. Der jüngste Sohn, Walther, heirathete in demselben Jahre die Tochter des Geheimraths Kolscher und kaufte sich das bei Pr. Arnau gelegene Gut Maternhof.

Da mein Vater die letzten Jahre seines Lebens zumeist in Berlin zubrachte, suchte er sich von den industrieellen Unternehmungen, in die er sich in den letzten Jahren eingelassen und in die er größere Capitalien gesteckt hatte, möglichst frei zu machen, um seinem Danziger Geschäft, welches seine beiden ältesten Söhne leiteten, größere Beweglichkeit geben zu können.

Das Erwachen des politischen Lebens im Jahre 1848 begrüßte er mit der aufrichtigsten Freude. Er war in Berlin während der Märztage anwesend, und ohne die übertriebenen Forderungen der republikanisch gesinnten Ultras zu billigen, war er doch ein begeisterter Anhänger der Bestrebungen, die die Einigung des deutschen Volkes bezweckten.

Diese seine Gesinnung wird in einer kleinen Schrift, die er unter dem Titel „Zum ewigen Frieden" dem Druck übergab, treffend gekennzeichnet, und mag das Bezügliche daraus auch hier seinen Platz finden. Es heißt darin:

„Als im Jahre 1848 in den meisten Ländern Deutschlands Aufstände mit leicht zu überwältigenden, republikanischen Ausschreitungen den politischen Boden aufgelockert, und ihn für eine, wenn auch nur partielle Einigung deutscher Länder zu einem lebensfähigen Großstaat, vorbereitet hatten, versäumte Preußen, dieser bedeutendste aller deutschen Staaten, kleinmüthig eine vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrende Gelegenheit der damaligen Bewegung die Richtung nach dem großen Ziel einer Einigung, wenigstens des nördlichen und westlichen Deutschlands, zu geben, und für diese eventuell mit Gewalt der Waffen einzutreten. Man durfte damals mit gutem Gewissen einen Krieg führen, um eines langen Friedens theilhaftig zu werden. Der günstige Zeitpunkt ist unbenutzt vorübergelassen, der stürmische Drang der deutschen Stämme, sich zu einigen, ist durch die Kunstgriffe einer particularistischen Monarchie niedergehalten, ja fast erstickt worden, und alles scheint wieder auf den alten Fuß gekommen zu sein".

Daß er aber trotz der, nach den stürmischen Freiheitstagen eingetretenen Reaction in seinem Herzen immer ein begeisterter Anhänger der Freiheit und Einigung seines Volkes geblieben ist, das bezeugen die Verse, die er kurz vor seinem Tode in Karlsbad niederschrieb:

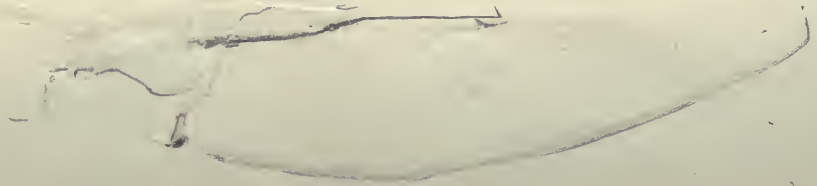
„Seht ihr den Hügel dort, den dort im Schatten
Von Hängebirken und von wildem Wein?
Der schließt in Kurzem einen lebensmatten,
Zu früh geborenen, alten Deutschen ein.
Kommt ihr dereinst des Wegs mit froher Kunde
Und ruft ihm: „Unser Vaterland ist frei!"
Habt Acht! Der todte Frevler bricht zur Stunde
Im Lebensdrang den Grabstein noch entzwei".

Von seiner Karlsbader Reise im Jahre 1851 kehrte mein Vater in seine Wohnung in Berlin zurück und erlag nicht lange darauf einem Schlaganfall, der ihn in der Jägerstraße ereilte und seinen augenblicklichen Tod zur Folge hatte.

Die Inschrift auf seinem Grabe, das er in der Mitte seiner Lieben, ihm Vorausgegangenen auf dem St. Salvatorkirchhofe in Danzig fand, lautet:

In diesem Grabe schläft den Todesschlaf,
Vereint mit Gattin, Tochter, Eidam und Enkel,
Theodor Behrend.

Geistig reich, regsam, lebendig,
Voll heißem Wissensdrang,
Begeistert für Harmonie der Töne,
Sein Selbstlehrer in Wissenschaft und Kunst,
Von edlem, tief fühlenden Herzen,
Strebte sein Geist nach Licht
Und nach dem Wahren und Schönen.
Unermüdliche, umsichtige Thätigkeit
Und liebevolle Theilnahme am Menschenwohl
Sichern ihm ein ehrendes Andenken.
Er starb den 30. Juni 1851.



HF
3564
.5
B5A3

Behrend, Theodor
Aus dem Tagebuch meines Vaters Theodor Behrend in Danzig

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY